a. S. E. W.

MANUAL

OF

GERMAN LITERATURE

OF

EUROPE AND AMERICA.

A COLLECTION OF

MODEL EXERCISES,

BOTH IN POETRY AND PROSE,

With a Synopsis of the History of German Literature, Prosody, the Laws of German Versification and Prose Style, and many other valuable additions.

IN THREE PARTS.

A Classical Reader for Advanced Classes, High Schools, and the Home Circle, Systematically Arranged,

BY

PROF. G. A. ZIMMERMANN, PH. D.

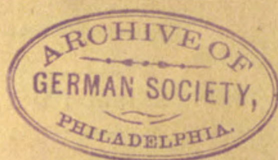


Chicago:
H. ENDERIS,
1876.

NEW YORK: Baker, Pratt & Co.

1876.


EX LIBRIS
Bibliothek
der
Deutschen Gesellschaft
von Pennsylvanien


ARCHIVE OF
GERMAN SOCIETY,
PHILADELPHIA.

MANUAL

OF

GERMAN LITERATURE

OF

EUROPE AND AMERICA.

A COLLECTION OF

MODEL EXERCISES,

BOTH IN POETRY AND PROSE,

With a Synopsis of the History of German Literature, Prosody, the Laws of German Versification and Prose Style, and many other valuable additions.

IN THREE PARTS.

A Classical Reader for Advanced Classes, High Schools, and the Home Circle, Systematically Arranged,

BY

PROF. G. A. ZIMMERMANN, PH. D.

Chicago:
H. ENDERIS,
1876.

NEW YORK: Baker, Pratt & Co.

Handbuch

— der —

Deutschen Literatur

Europa's und Amerika's.

Zweiter Theil,

enthaltend

Musterstücke von Prosa der Abhandlung, des Gesprächs und der Rede und von lyrischer Poesie, nebst Proben deutsch-amerikanischer Literatur.

Ein klassisches Lesebuch für Schule und Haus

von

Dr. G. A. Zimmermann,

Professor.

Chicago.

H. Enderis,

1876.

New York: Baker, Pratt & Co.

PUBLISHER'S NOTICE.

The third part of this work is in press.

If any one should detect an error in this book or would like to make suggestions for its improvement, he will greatly oblige the publisher by corresponding with him to that effect.

June, 1876.

Printed by
STAATS-ZEITUNG JOB PRINTING CO.
CHICAGO.

Vorrede zu Theil II.

Während der erste Theil Proben beschreibender und erzählender Prosa, sowie epischer Poesie darbietet, schreitet der vorliegende Theil zu schwierigerem Stoffe fort, nämlich zur lehrenden oder abhandelnden Prosa, zur Prosa des Gesprächs und der Rede, und zur lyrischen Poesie. Auch in diesem zweiten, umfangreicheren Theile war es des Verfassers Bestreben möglichst vielseitigen, belehrenden Stoff zur Behandlung in der Schule zu geben. Ganz besonders aber ist hier Rücksicht genommen auf deutsch-amerikanische Verhältnisse; in keinem einzigen der vorhandenen Lesebücher ist Produkten von Deutsch-Amerikanern die gebührende Stelle eingeräumt worden. Wir haben zum ersten Male in einer für die Schule sich eignenden Auswahl, sowohl prosaische wie poetische Erzeugnisse hervorragender Deutscher unseres Landes aufgenommen und glauben damit in jeder Beziehung das Richtige getroffen zu haben. Denn nicht blos sind die Stoffe, welche darin vorliegen, meist spezifisch amerikanische, also hiesigen Verhältnissen entsprechend und gerecht werdend, den Schülern selbst viel näher liegend als die in den importirten deutschen Lesebüchern, welche ja einen ganz andern, meist nationalen, heimathlichen Zweck verfolgen und viel mehr Zeit zur Behandlung beanspruchen, sondern es wird auch in der Jugend unseres Landes durch die Betrachtung und Kenntniss solcher Erzeugnisse der Sinn und das Interesse für deutsche Sprache und besonders Poesie geweckt und rege erhalten. Nebstdem hat solch eine Auswahl überhaupt den culturhistorischen Zweck, dass Deutsche wie Amerikaner den oft unscheinbaren, aber doch wichtigen Einfluss solcher, auf unserem Boden gewachsenen deutschen Produkte anerkennen und poetische Talente unter-

stützen lernen. Um daher unsere Auswahl vollständig und gut treffen zu können, wandten wir uns brieflich an die meisten der erwähnten Autoren und Dichter und erhielten von ihnen mit der grössten Bereitwilligkeit, oft zum Theil noch ungedruckte prosaische wie poetische Erzeugnisse, wofür wir hiermit auch öffentlich all den Herren, besonders Herrn H. A. Rattermann, Redacteur des „Deutschen Pioniers" in Cincinnati, bestens danken. Auch für die beigebenen, gewiss sehr erwünschten biographischen Erläuterungen mussten wir zum grössten Theil denselben Weg einschlagen, da das deutsch-amerikanische Conversationslexicon in dieser Beziehung leider so wenig Auskunft gibt.

Wir bedauern blos, dass wir, Raumes halber, von dem uns so reichlich zur Verfügung gestellten Material nicht ausgedehnteren Gebrauch machen konnten. Es fiel uns wirklich schwer, so manches schöne Stück, das wir gern diesem Buch einverleibt hätten, zurückzulassen.

Zum Schlusse noch die vorläufige Notiz, dass der in einigen Wochen erscheinende dritte Theil dieses Werkes, wie bereits angekündigt, ganz in lateinischer Schrift erscheinen wird. Wir werden mit derselben eine Neuerung, die *erste* dieser Art hüben und drüben, einführen, indem wir das gegenwärtig allgemein, aber fälschlich angewandte „s" am Anfang der Silben und Wörter durch das lange „ſ" (wie in der deutschen Schrift) substituiren werden. Die Argumente darüber werden im dritten Theil folgen. Um denjenigen Schülern, die nicht in letztern gelangen sollten, ebenfalls Gelegenheit zu geben, diese angestrebte Erneuerung in „anschaulicher" Weise kennen zu lernen, wurden die biographischen Erläuterungen als Probe in besagter Form gesetzt.

Uns der freundlichen Aufnahme des ersten Theiles freuend, empfehlen wir auch diesen zweiten Theil der Berücksichtigung aller Freunde der deutschen Sprache.

Dr. G. A. ZIMMERMANN.

Buffalo, N. Y., Juni 1876.

Erste Abtheilung.

Prosa.

I. Prosa der Abhandlung.

I.—Wir sind dem Alter Achtung schuldig.

Es gibt eine doppelte Achtung, eine Achtung gegen das Hohe und Würdige, vor dem man sich ehrerbietig neigt, und eine Achtung gegen das Schwache und Zarte, dem man sich nur mit Behutsamkeit, mit Schüchternheit nähert, um es nicht zu verletzen. Diese letztere, schonende Achtung sind wir beispielsweise den Kindern schuldig. Ihr Körper ist so zart, ihre Gesundheit ein zerbrechliches Gefäß, ihre Seelenreinheit leicht getrübt, ihr noch offenes Herz durch verderbende Eindrücke leicht zu Grunde gerichtet.

Auch dem hohen Alter gebührt zunächst diese schonende Achtung, denn es hat große Aehnlichkeit mit der Kindheit. Der Mensch nimmt eben so allmälig ab, wie er allmälig zunahm, bis er am Körper—vielleicht auch am Geiste unbehülflich wird, wie er es in des Lebens ersten Tagen war. Der Greis hat so wenig Kraft, sich selbst zu schützen; sein Körper ist so hinfällig, daß der schwächste Angriff ihn zu Boden stürzen kann. Sollte mich das nicht bewegen, den Greis mit schonender Achtung zu behandeln? Wenn ich den Mann beleidige, so wird er dafür sorgen, daß ich es nicht zu weit treibe. Er hat Muth, er hat Stärke; er thut mir Einhalt. Aber der Greis hat dem kränkenden Jünglinge nur Thränen entgegenzusetzen. Nur ein Niederträchtiger greift einen Solchen an, der sich nicht zu vertheidigen vermag; und wer wollte der Niederträchtige sein, der das wehrlose Alter verletzte?

Wie der Körper, so verliert auch der Geist im Alter leicht seine feste Haltung; das Gemüth wird reizbarer und empfindlicher. Die

Ursache hiervon ist wohl in der körperlichen Schwäche, in dem Gefühl zunehmender Entkräftung zu suchen. Jedes beleidigende Wort, jede Kränkung an Eigenthum und Rechten, jede kleine Zurücksetzung schmerzt den Alten dreimal mehr als den Jüngling und den Mann. Der Jüngling hat seine Freuden, der Mann seine Geschäfte, die bald seine Gedanken zerstreuen. Der Greis hängt, je mehr er von beiden zurückgezogen ist, um so länger und tiefer jeder Beleidigung nach. Dem jüngern, kraftvollen Menschen ist eine Beleidigung Antrieb zur Sicherung seiner selbst, zum Aufbieten seiner Kraft. Sie setzt ihn oft sogar in eine willkommene Bewegung; sie lehrt ihn wenigstens fühlen, was er vermag. Dem Greise ist jede Kränkung eine schmerzliche Erinnerung an seine Kraftlosigkeit. Was daher beim jüngern Menschen gleichsam nur eine leichte Verletzung der Haut ist, das dringt beim Alten durch Mark und Bein. Ein Gedanke, der jeden Jüngling bestimmen sollte, dem Alter mit der behutsamsten Schonung zu begegnen. Selbst da, wo der Greis im Unrecht ist, sichere man gegen ihn seine Rechte mit Schonung. Man erwäge, daß das Alter eine Krankheit, und zwar eine unheilbare, nur mit dem Tode endigende Krankheit ist. Und nach Art der Krankheiten macht es denn auch den Menschen oft eigensinnig und übelgelaunt. Zudem hat der Greis im langen Lauf der Jahre mancherlei unangenehme Erfahrungen gemacht; er ist von Menschen betrogen worden, auf die er sich verlassen hatte; er ist daher oft mißtrauisch. Darfst du hoffen, das werde bei dir weniger der Fall sein, wenn du alt geworden bist? Wahrlich, es muß uns allen um unser selbst willen daran gelegen sein, daß glimpfliche Behandlung des Alters zur unverbrüchlichen Sitte werde.

Aber auch jene erste, höhere Art der Achtung wird der wohlgeartete Jüngling dem Greise zollen. Sie quillt aus dem Gefühl der Vorzüge, die dem Alter eigen sind, und zwar hauptsächlich aus der Anerkennung seiner überwiegenden Erfahrung. Was wir noch erst sehen werden, das hat der Greis längst gesehen; die Wege, die wir noch zu durchlaufen haben, hat er längst ausgemessen. Er erfuhr an sich die Wahrheit in den Verheißungen der Tugend, und die

Täuschungen in denen des Lasters. Was der Jüngling vielleicht aus dem Munde des Lehrers, oder aus Büchern lernte, das weiß der Alte kräftiger, lebensreicher aus sich selbst, aus einer Fülle angenehmer und schmerzlicher Erfahrungen. Er hat lange die Menschen beobachtet. Er hielt sie für gut und sah, daß sie nicht selten böse waren, oft böser, als er sie in glücklichen Stunden geträumt hatte. Er hielt sie für böse und er fand der Guten so viele. So wurden seine Urtheile ernst und milde; vorsichtiger, aber sicherer, als die vorschnellen Urtheile der Jugend. Er hat lange Haus gehalten; er hat Versuche gemacht und erfahren, was sich ausführen läßt und was nicht; und wenn der Jüngling viel Kluges und Unkluges spricht von dem, was werden soll, so spricht der Greis bedächtiger und fruchtreicher von dem, was gewesen ist. Die Jugend wird groß, wenn sie auf die Schultern der Erfahrung tritt, die das Alter gemacht und oft theuer genug bezahlt hat.

Wohl hat Salomo recht, wenn er spricht: „Graue Haare sind eine Krone der Ehre." Wie könnten wir nun einem Menschen die Achtung versagen, der so viele, so gar viele Erfahrungen vor uns voraus hat? Wie sehr haben wir Ursache, ihm ehrerbietig zuzuhören, wenn er erzählt, wie Gott ihn von seiner Jugend an väterlich geleitet hat; wie er ihm die Hand reichte in der Stunde, da er versinken zu müssen glaubte; wie er das Ende des Bösen und des Frommen gesehen hat! Wird der, welcher eine Reise zu thun hat, nicht gern und achtungsvoll auf den hören, der diese Reise that? Wird er nicht gern von ihm lernen, was er zu thun und zu meiden hat, um sicher zum Ziele zu gelangen? Gewiß, wir haben alle Ursache, dem Greise nicht blos eine zarte, rücksichtsvolle Schonung, sondern auch jene tiefere Achtung, die dem Höhern und Würdigern gebührt, zu widmen.

G. F. Dinter, geb. 1760, gest. 1831.

II. — Geringes, die Wiege des Großen.

Nach den gewöhnlichen Berechnungen der Menschen kann nur aus Großem Großes entstehen, und wo bedeutende Erfolge hervortreten sollen, da müssen auch bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es ist wahr: nur nach der Ursache kann sich die Wirkung richten, und was in jener nicht liegt, kann nicht zum Vorschein kommen. Auch findet, wer einzig bei dem nächsten Grunde der Erscheinung stehen bleibt, gar oft, daß Glänzendes, Wichtiges, Ungewöhnliches, wo es geschieht, durch geräuschvolle Vorkehrungen eingeleitet und mit Anwendung und Aufbietung gewaltiger Mittel erreicht wird. Ja, oft sind alle solche Mittel zur Erreichung eines hohen Zweckes nicht einmal hinreichend. Oft ist bei allem Fleiße, bei aller Anstrengung der Erfolg am Ende nur — Kleinigkeit. — Geschieht es aber immer also? Ein zündender Funke ist genug, um Felsen und Mauern zu sprengen; würde man ihm das, wenn man ihn noch nicht kennte, zutrauen? Ein Wetterstrahl fährt nieder, und die Habe des Fleißigen, die Frucht langer Mühe, vielleicht ganze Dörfer und Städte lodern in Flammen auf; würde man, wenn man ihn noch nicht kennte, im Wetterstrahl eine so verheerende Kraft ahnen? Auch scheinbar Ohnmächtiges und Geringes ist die Wiege des Großen. Wichtig ist es, auf diese Erscheinung im Leben zu achten; denn, sei auch unser Leben noch so fern von dem Schauplatze großer Ereignisse, selbst der einfachste, stille Lebensgang ist reich an Aufforderung zu ernsten Gedanken.

Geringes ist die Wiege des Großen; dies bestätigt schon die sinnliche Natur. Hoffnungsreiche Saaten schießen auf in stolzer Fülle, wo das Auge vorher nichts bemerkte, als den Säemann, der vertrauend das Geringe und Unscheinbare ausstreute. Hoch in die Lüfte dringt mit seinem Gipfel der Eichbaum, und weit umher breiten seine tausend Arme Schatten aus; wie klein gleichwohl ist die Frucht, die ihn vor seiner Entwicklung umschloß! Was vermag der menschliche Leib, wenn er zu voller Reife und Kraft gediehen ist! Welche Arbeiten verrichtet, welche Massen bewegt,

welche Gewalt offenbart er, und gleichwohl bezeugt der Neugebornen erster Laut Hülflosigkeit und Ohnmacht. — Mit dem inneren Menschen ist es eben so. Groß erscheint er uns mit Recht, wenn seine Gedanken in die Geheimnisse der Natur sich einen Weg bahnen; wenn sein Scharfsinn auch das Entlegenste findet; wenn seine Kenntnisse ein Tausendfältiges umfassen und gleichwohl immer noch vermehren; wenn sein Gemüth das Zarteste fühlt und das Härteste duldet; wenn sein Wille Neigungen besiegt und Leidenschaften bändigt. — Groß erscheint uns also der Mensch. Wie aber, und durch welch ein Zusammentreffen innerer Ursachen, äußerer Anläße, die oft das Auge nicht wahrnimmt? — Ein Gleiches gilt von unseren Schicksalen. Auch da entsteht Großes aus Kleinem, und oft weiset keine Menschenhand den Weg nach, auf welchem man bis zu den Anfängen der Ereignisse gelangen kann, die sich bis jetzt durch unser Leben flechten. Saget nicht, mit vielen Einzelnen aus der Menge ereigne sich nichts Großes. Was deinem Leben seine Gestalt gibt und in den Gang deiner Angelegenheiten entscheidend eingreift, das ist für dich groß, sei es immer für Andere, was es wolle. Wie oft geht das nicht von anscheinenden Kleinigkeiten aus, daß wir an diesem Orte wohnen, in diese Verbindung getreten sind, in diesem Berufe leben, hier unsere Wünsche erfüllt sehen, dort unsere Unternehmungen mißlingen, hier verlieren und dort Glück haben, und daß gerade also und nicht anders so Manches, was uns wichtig ist, sich wendet, — wie oft liegt der Grund in etwas höchst Geringfügigem! Ein buntes Festkleid war der Grund zu Josephs nachherigem Schicksale, zu seiner Größe, zur Errettung seiner Familie. Daß des ägyptischen Königs Tochter keinen Augenblick früher oder später im Nilstrome badete, das veranlaßte die bessere Erziehung des im Schilfe ausgesetzten Säuglings Moses und mithin die daraus in der Folge sich entwickelnden Begebenheiten der jüdischen Nation.

Auch ein Blick auf das Allgemeine wird uns hinlänglich überzeugen, daß Kleines die Wiege des Großen ist. Ein unbedeutender Zufall, wie ihn die Welt nennt, half nicht selten das Wich-

tige, das vielleicht lange vergebens Gesuchte entdecken; Erfindungen, welche auf die allgemeine Ausbildung unseres Geschlechtes, auf die Bereicherung unserer Kenntnisse, auf die Vermehrung unseres Wohlseins den durchgreifendsten Einfluß hatten, verdanken fast immer einem kleinen, leicht zu übersehenden Umstande ihren Ursprung; zuweilen gab ein Wort, eine Meinung, eine Ansicht, eine Laune den Grund zu den folgenreichsten Auftritten, zu den bedeutendsten Veränderungen, zu den langwierigsten Kriegen. Wir dürfen uns nur die Geschichte der christlichen Religion vergegenwärtigen. Nur den Armen wurde anfangs das Evangelium verkündigt, das bestimmt war, die Herrscher und Beherrschten mit gleicher Gewalt zu fesseln und Bettler und Könige in eine Heerde zu vereinigen.

B. Dräseke, geb. 1774, gest. 1849.

III. — Das Wesen der Sage.

Es wird dem Menschen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes stehet beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung; die Sage von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung vor-

aussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommen vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen blos dünn und sparsam gesäet zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hängen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen; die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der früheren Poesien reiner bewahrt haben, als es sogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergiebt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Theile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand); während in den Liedern und Sagen unseres Volks so viele einzelne, beinahe trockene Namen, Oerter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; da hingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr

in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht Durchlebten tritt) dem Volk eigentlich Nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles, menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt, und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig

das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würden ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter Allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Oerter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

J. und W. Grimm, geb. 1785, gest. 1863,—geb. 1786, gest. 1859.

IV. — Charakteristik Shakespeare's.

Mir ist er ein tiefsinniger Künstler, nicht ein blindes, wild laufendes Genie. Was man hievon schwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden, wilden Wahn. Bei den übrigen Künsten widerlegt es sich schon von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Cultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dies gilt eben sowohl von Homer als von Dante. Die Thätigkeit des Genies ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenschaft wird ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben

die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas Abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint. Jener Begriff von der poetischen Begeisterung, den manche lyrische Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären sie außer sich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen selbst unverständliche Orakelsprüche; jener Begriff (selbst nur eine lyrische Erdichtung) paßt am allerwenigsten auf die dramatische Composition, eine der besonnensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Man gibt zu, Shakespeare habe über Charakter und Leidenschaft, über den Gang der Begebenheiten und menschlichen Schicksale, über die gesellige Verfassung, über alle Dinge und Verhältnisse der Welt gedacht und tief gedacht, man muß es zugeben, denn unter Tausenden seiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung dessen hinreichen, der es ableugnen wollte. Und nur für den Bau seiner eignen Stücke soll er keinen Gedanken übrig gehabt, diesen soll er dem Zufall, welcher die epikurischen Atome zusammen weht, überlassen haben? Gesetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künstlerische Liebe, die sich in einem vollendeten Werke selbst zu befriedigen strebt, blos gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, so hätte ihn ja schon dieser Zweck und die theatralische Wirkung darauf führen müssen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauspiels ganz besonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an sich noch so schöne Scene von Zuschauern, die nur geraden Sinn haben und sich ihrer Natur unbefangen überlassen, verworfen, sobald sie ihrer Erwartung an der Stelle widerspricht und dem einmal gefaßten Interesse Abbruch thut? Die scherzhaften Einmischungen mögen immerhin als eine Art von Zwischenspiel, zur Erholung von ernsthafteren Spannungen dienlich, angesehen werden, so lange man keine bessere Ansicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptsache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter wo möglich noch mehr Ueberlegenheit des Verstandes bewähren, als in

der Darstellung der einzelnen geschilderten Charakter und Lagen, sonst wäre er wie der Lenker eines Marionettenspiels, dem die Drähte in Verwirrung gerathen sind, so daß nun die Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andere Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einstimmig rühmen die englischen Kunstrichter an Shakespeare die Wahrheit und durchgeführte Bestimmtheit seiner Charakteristik, das eindringende Pathos, den komischen Witz. Ferner erheben sie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beschreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dies letzte ist die oberflächlichste und wohlfeilste Art von Kunstkritik. Johnson vergleicht denjenigen, der diesen Dichter durch Stellen, aus dem Zusammenhange gerissen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholastiker beim Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauses herumwies. Und dennoch spricht er selbst so wenig und so höchst unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man stelle nur seine kurzen Urtheile am Schlusse eines jeden zusammen und sehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er selbst anfangs als den richtigen Maßstab für die Schätzung des Dichter angegeben. Ueberhaupt war es die herrschende Richtung der bisherigen Zeit, die sich auch in der Naturwissenschaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung besteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, statt bis zum Centralpunkt hindurch zu dringen, und alle Theile als so viele Ausstrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen ist nichts seltener als ein Kunstrichter, der sich zur Ueberraschung eines umfassenden Kunstwerkes zu erheben weiß. Shakespeare's Compositionen sind eben wegen ihrer tiefen Absichtlichkeit dem Ungemach ausgesetzt gewesen, mißverstanden zu werden. Ueberdieß läßt jene prosaische Kritik die poetische Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da sucht sie nichts anders als den logischen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, oder eine einseitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was sich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt sie für überflüssige oder gar stö=

rende Zuthaten. Nach solchen Grundsätzen müßte man in den griechischen Tragödien ebenfalls die meisten Chorgesänge wegstreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, sondern nur ein harmonisches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke sind. Man verkennt hierbei ganz und gar die Rechte der Poesie und die Natur des romantischen Drama, welches eben, weil es pittoresk ist und sein soll, reichere Umgebungen und Contraposte für seine Hauptgruppen erfordert. In aller Kunst und Poesie, vornämlich aber in der romantischen, macht die Phantasie als eine unabhängige Seelenkraft, die sich nach eignen Gesetzen regiert, ihre Ansprüche geltend.

In einem schon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Versuch über Romeo und Julia habe ich die sämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein solcher Kreis von Charaktern und Verhältnissen um die beiden Liebenden her gestellt sei; ich habe die Bedeutung des eingestreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetischen Farben gerechtfertigt. Aus allem diesem schien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige, unverständlich gewordene oder dem heutigen Geschmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Gesellschaftstones) Nichts hinwegnehmen, Nichts hinzufügen, Nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verstümmeln und zu entstellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakespeare's aus seiner reiferen Zeit Dasselbe zu unternehmen, allein dies würde ein eignes Buch erfordern. Hier kann ich nur Weniges andeuten, seine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von seinen hervorstechendsten Eigenschaften im Allgemeinen reden.

Shakespeare's Menschenkenntniß ist zum Sprichwort geworden; seine Ueberlegenheit hierin ist so groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken und die, durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser

Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschenbeobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz Verschiedenes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich faßt, oder beider überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten, auch die fremdesten, zu versetzen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondere Instructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines Jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbstständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, Nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakespeare's Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird.

Nichts ist Shakespeare jedoch fremder, als eine gewisse zergliedernde Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird. Dieses Motiviren, die Sucht mancher neueren Geschichtsschreiber, immer weiter fortgesetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der sich oft schon in der frühesten Kindheit entschieden kund gibt, aus lauter fremden Einflüssen zusammensetzen. Am Ende handelt ein Mensch doch so, weil er so ist. Und wie Jeder

ist, das offenbart uns Shakespeare auf das Unmittelbarste: er fordert und erhält unsern Glauben auch für das Abweichende und Seltsame. Niemals hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben als das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiedenen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, schildert uns bei scheinbaren Verletzungen des Costüms sehr treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer (in dem ernsthaften Theil vieler Lustspiele), die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit; seine menschlichen Charaktere haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daß sie nicht unter Classennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind, nein, dieser Prometheus bildet nicht blos Menschen, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborene Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die bestimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die, jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnson scheinen sich seltsam zu widersprechen, wenn der erste sagt: alle Personen Shakespeare's seien Individuen, der zweite: sie seien Gattungen. Indessen lassen sie sich vielleicht mit einander ausgleichen. Unstreitig ist Pope's Ausdruck richtiger.

Eine Charakteristik, die blos Personification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder sonderlich tief, noch sonderlich mannigfaltig sein. Die Namen der Gattungen und Arten sind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verstand, um die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur in einer gewissen Ordnung aufzufassen. Shakespeare's ausführlich gezeichnete Personen haben unstreitig viele ganz individuelle Bestimmungen, aber zugleich eine nicht blos für sie gültige Bedeutung: sie geben meistens eine ergründende Theorie ihrer hervorstechenden Eigenschaft an die Hand. Allein, auch so berichtigt, leidet dieser Ausspruch seine Einschränkungen. Charakteristik ist nur ein Bestandtheil der dramatischen Kunst, und nicht die dramatische Poesie selbst. Es wäre höchst fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüssige Charakterzüge aufmerksam machte, wo er ganz andere Eindrücke bezwecken soll. Sobald das Musikalische oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, so tritt das Charakteristische nothwendig zurück. Viele Figuren Shakespeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an sich, bestimmt durch die Stelle, die sie im Ganzen einnehmen: sie repräsentiren, wie Nebenpersonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Physiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht sie allein bedeutend. Shakespeare's Boten z. B. sind meistens nur Boten, aber nicht gemeine, sondern dichterische Boten: die Botschaft, welche sie zu bringen haben, ist die Seele, die ihnen ihre Worte eingibt. Auch andere Stimmen erheben sich blos als melodische Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernsten Drama ohne Chor wird dies immer mehr oder weniger der Fall sein müssen, wenn es nicht prosaisch werden soll.

Eben so wunderwürdig wie in den Charaktern ist Shakespeare in der Darstellung der Leidenschaft, dies Wort im weitesten Umfange genommen, für jeden Seelenzustand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz, bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung. Er gibt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangener

Zustände entdecken. Seine Leidenschaften stehen nicht vom Anfange an gleich auf derselben Höhe, wie bei so vielen Trauerspieldichtern, die nach Lessings Ausdruck sich vortrefflich auf den Kanzleistyl derselben verstehen. Meisterlich schildert er die allmälige Steigerung vom ersten Entstehen an; „gibt," wie Lessing sagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird." Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln, mit so unwidersprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle seine Beobachtung bereichern kann.

A. W. Schlegel, geb. 1767, gest. 1845.

V. — Ueber Naturgenuß.

I.

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgibt. Wo in der Ebene, einförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigend oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange

der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstrich, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe geistiger Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt. — Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem eigenthümlichen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unseres Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deßhalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedlung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Gedanken und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, ein Wald über dem Walde; oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der

untern Erdfläche trennen, und plötzlich durch einen Riß, den der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, das uns anspricht; es ist der ureigene Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimath, wir zum erstenmal ein Tropenland betreten, erfreut uns, an schroffen Felswänden, der Anblick derselben Gebirgsarten, die wir auf europäischem Boden verließen; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe der tropischen Gebilde und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Lebendigen verwandt, daß, wenn es auch anfangs scheint, als müsse die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit uns inniger anregen, als jene üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenklima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung erscheinen unserer Phantasie jene fremden Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen,

wie später die Thätigkeit der combinirenden Vernunft zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge.

II.

Der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die eindrucksreichsten Natur-Erscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Gedanken und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Den mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien oder im neuen Continent, da wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeeres bilden, und wo dieselben vulkanischen Mächte, welche einst die lange Andesmauer aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere sudetische Schneekoppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, der die doppelte Höhe des Aetna erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalaya-Gebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner kolossalen Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalayakette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kumaon. Unter dem 28. und 34. Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus, entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farrenkräuter und Gräser, großblüthiger Orchideen und Bananengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter

dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblätteriger Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpenbirken, Gentianen, Parnassien und stachelige Ribesarten. Dem Himalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindostans ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von 11,000 bis 12,000 Fuß an, und setzt so der Entwickelung des natürlichen Lebens eine frühere Grenze, als in den Aequinoctial-Gegenden von Südamerika, wo der Organismus fast 2600 Fuß höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen andern nicht genug beachteten Vorzug: es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke die höchste Stufe erreicht. In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bambusen und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus-Arten und Doldengewächse, wie in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Magelhanischen Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise übereinander gelagert; dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Anden, am Abhange des Gebirges, eingegraben.

Sind die tropischen Länder eindrucksreicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den

meteorischen Prozessen des Luftkreises und in der periodischen Entwickelung des Organismus, durch scharfe Scheidung der Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens, dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgespiegelt in dem Erdleben, zu zeigen. — In den heißen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, herrscht die Fülle der Pisanggewächse, der Cycadeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, baumartige Farren und in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, welche die wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, gesellig aneinander gedrängt, Aralien, Thibaudien und myrthenblättrige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmälig, in der stürmischen Region der Paramos, die höheren Gesträuche und die großblüthigen Kräuter. Rispentragende Monokotyledonen bedecken einförmig den Boden: eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich bei mangelnder Dammerde nur noch Pflanzen niederer Organisation: die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Licedeen und der vielfarbige Keimstaub der Leprarien. Inseln frisch gefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis scharf begrenzt die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weißen, wahrscheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen ist durch runde, kesselförmige Feuerschlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stoßen sie fast nie Laven, aber Kohlensäure, Schwefeldünste und heiße Wasserdämpfe aus.

A. v. Humboldt, geb. 1769, gest. 1859.

VI. — Die Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste unerläßliche Forderung seines Geschäfts und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene ist aber nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung; nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes und einer freien, objectiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne von den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am

meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber kaum noch das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieße die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muß daher jeder Geschichtsschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben sowohl als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtsschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unleugbar eine verwandte. Denn, wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt daran der, jede Gefahr aufhebende Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie und heißt darum richtiger Ahnungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt.

Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtsschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtsschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Speculation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnen des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht blos beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenen zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandes-Operation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein Alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr

Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist die Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahneten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtsschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt. W. v. Humboldt, geb. 1767, gest. 1835.

VII. — Die nordamerikanischen Indianer in ihrem Verhältniß zu den Weißen.

Der Umstand, daß die weiße Bevölkerung Nordamerika's unaufhaltsam die Civilisation in die fernsten Gegenden des Westens

verbreitet, hat zur Folge, daß sie vielfach mit den Indianern, die ursprünglich die unbestrittenen Herren und Eigenthümer dieser Regionen waren, in Berührung geräth; das Verhältniß zu beleuchten, in welchem die Indianer gegenwärtig zu den Weißen stehen, und die Folgen hervorzuheben, die der Gang der Cultur für die Ersteren bereits herbeigeführt hat und später noch herbeiführen wird, soll Aufgabe des vorliegenden Abschnittes sein.

Unangefochten wird die Behauptung bleiben, daß das großartige Staatswesen der nordamerikanischen Union ungeachtet aller ihm anklebenden Schwächen und Fehler ein sehr humanes ist, welches der persönlichen Freiheit einen so großen Spielraum gewährt, daß jeder Einzelne in dem unablässigen Bestreben, seine Rechte bis zur äußersten Grenze geltend zu machen, im Ganzen und Großen Erfolge erzielt und Befriedigung findet. Verwundert fragen wir daher, woher es kömmt, daß die Indianer innerhalb eines so freisinnigen Staatswesens nicht gedeihen, sondern sich in wahrhaft erschreckender Weise vermindern. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Die im Staate Nebraska hausenden Pawnee-Indianer zählten nach den Ermittelungen der zu ihnen als Commissäre gesandten Quäker im Jahre 1830 noch 12,000 Seelen; 1847 war diese Zahl auf die Hälfte zusammengeschmolzen und heute soll der ganze Stamm aus kaum 2700 Menschen bestehen.

Von dem einst mächtigen Stamme der Pottawatomies waren im Sommer 1871 noch 350, von dem vielgenannten Stamme der Sacks (Säcke) nur noch 84 übrig. Eine Anzahl von Stämmen, wie die Mandans und Mönnitarris, ferner die Uchees, ein vor Zeiten mächtiger in Georgia lebender Stamm, dessen letzter Repräsentant im August 1875 zu Hawkinsville in Georgia gestorben ist, sind innerhalb der letzten Jahrzehnte gänzlich verschwunden; unvollständig, überaus lückenhaft sind die Nachrichten, die man von der Mehrzahl dieser Stämme aufbewahrt hat. Kaum ein nordamerikanischer Indianer-Stamm lebt heute in derselben Gegend, die seine Vorfahren vor hundert Jahren inne hatten.

Forschen wir nach den Ursachen, die eine so entsetzliche Verheerung unter den nordamerikanischen Indianern angerichtet haben, so finden wir, daß sie sich in drei große Gruppen scheiden lassen. Sie sind

1. socialer,
2. politischer Art, und liegen
3. in allgemeinen Naturgesetzen,

die sich, wie überall sonst, so auch in Nordamerika geltend machen.

* * *

In socialer Beziehung sind die Ursachen, die das Aussterben der Indianer beschleunigen, folgende. Ihren Kindern widmen sie so geringe Sorgfalt und sie lassen ihnen so wenig Schutz angedeihen, daß alle, die nicht von Haus aus kerngesund sind, nothwendigerweise zu Grunde gehen müssen. Auch genießt der Indianer häufig eine sehr schlechte, schwer verdauliche Nahrung; zeitweise ist sie überdies unzureichend. Denn fast allen indianischen Stämmen eigen ist eine unglaubliche Sorglosigkeit für die Zukunft, die zur Folge hat, daß sie im Falle unglücklicher Jagden, deren Ergebniß mehr oder minder stets vom Zufall abhängt, nur zu häufig der Hungersnoth preisgegeben sind. Der Indianer ist in dieser Beziehung wie ein Kind; heiter und fröhlich genießt er den heutigen Tag, hütet sich aber, den geringsten Besorgnissen für die Zukunft Raum zu geben.

Unsauberkeit und Schmutz, grobe Nachlässigkeit und Unwissenheit bei der Behandlung von Krankheiten raffen ebenfalls Viele hinweg. In den elenden Wigwams sind sie der Wuth der Elemente preisgegeben, namentlich der Schneestürme, denen gar manche zum Opfer fallen. Zur Bekämpfung ausbrechender Seuchen, wie namentlich der Blattern, die oft furchtbare Verherrungen anrichten, wissen die Indianer kein anderes Mittel als Platzwechsel. Wird einer der Ihrigen von einer Krankheit heimgesucht, deren ansteckender Charakter seinen Stammesgenossen bekannt ist, so fällt er meistens einem schrecklichen Schicksale anheim. Ohne sich um ihn weiter im

Geringsten zu bekümmern, ohne ihm auch nur Speise und Trank zu hinterlassen, schlagen die Gesunden die Gezelte und Wohnstätten ab und errichten sie weit entfernt von ihrem erkrankten unglücklichen Gefährten.

In hohem Grade verheerend wirkt ferner der zerrüttende Branntwein, ein Getränk, das der Indianer mit dem Namen „Feuerwasser" bezeichnet und außerordentlich liebt. Um in seinen Besitz zu kommen, entäußert er sich des ihm Werthvollsten und Unentbehrlichsten. Eine kleine Menge dieses Stoffes reicht hin, ihn betrunken zu machen; doch ist er im Rausch nicht gewaltsam und raufsüchtig, sondern in einer höchst widerlichen Weise zärtlich. Bei den Schwarzfüßen (Blackfeet) spielt der Branntwein eine Hauptrolle zur Bezeugung von Freundschaft. Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge des widerlichen Schauspiels, daß ein Indianer eine Quantität Branntwein in den Mund nahm, einen anderen Stammesgenossen umarmte und ihm nun aus seinem Munde den Nektar einflößte, was der höchste Beweis der Freundschaft ist.

Das im eigensten Interesse der Indianer vom Congreß am 9. Juli 1832 erlassene Gesetz, das jedem Weißen bei ziemlich hoher Strafe verbietet, einer Rothhaut unter irgend einem Vorwand Schnapps oder Liqueur oder irgend ein berauschendes Getränke zu verabfolgen, wird vielfach ohne alle Schwierigkeit umgangen. Es däucht dem human Gesinnten, als ob die Berührung mit der modernen Civilisation den Indianer nur um so mehr degradire, indem er nur ihre Laster, aber keine ihrer Vorzüge und Tugenden sich aneigne.

* * *

In politischer Beziehung sind die Ursachen zur Verminderung der rothen Race nicht nur in den zahlreichen blutigen Fehden und Kämpfen zu suchen, in die sich die verschiedenen Stämme gegenseitig aus oft unbedeutenden Ursachen verwickeln, sondern insbesondere in den Indianerwirren, zu denen der Grund bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten gelegt ward. Die damalige Einwanderer traten dem

Indianer, den sie als rechtmäßigen Herrn und Gebieter des Landes ansahen, nicht als Eroberer entgegen, sondern sie versuchten, ihn auf gütlichem, vertragsmäßigem Wege gegen eine Abfindungssumme zu veranlassen, das von seinem Stamme bisher bewohnte Land abzutreten. Auf diese Weise wurde z. B. im Jahre 1626 von Peter Minniwit aus Wesel am Rhein die 22,000 Acker umfassende Insel Manhattan, auf der sich heute das meerbeherrschende New York mit seinen stolzen Palästen und fast einer Million Einwohner erhebt, von den Indianern um 60 holländische Gulden = 24 Dollars Gold, erworben. Wer vermöchte den Werth anzugeben, den der Grund und Boden dieser Insel heute besitzt?

Derselbe Peter Minnewit kaufte ferner im Jahre 1638 in der Nähe des heutigen Wilmington in Delaware von einem Indianer für ein Paar Kessel und sonstige Kleinigkeiten das erste Land für eine Niederlassung.

In gleicher Weise wie Minnewit verfuhr der Quäker William Penn, als er im Jahre 1682 den heutigen Staat Pennsylvanien zu gründen begann; dieses Gebiet wurde ohne alles Blutvergießen besiedelt.

Da zur damaligen Zeit an anderem Lande Ueberfluß vorhanden war, so erzielte man stets ohne besondere Schwierigkeit ein, beide Theile befriedigendes Abkommen. Den Einwanderern ward überdies hierdurch die ihnen erwünschte Möglichkeit geboten, ganz unter sich, frei von störenden Einflüssen zu leben; die Befürchtung, den Rothhäuten gleiche Rechte einräumen zu müssen, war ausgeschlossen.

Gab es auch später, als die Verhältnisse andere wurden, hie und da Zerwürfnisse, ja sogar blutige Zusammenstöße mit den Indianern — ihre Darstellung würde hier zu weit führen, — so hat man doch das von den ersten Einwanderern gegen die Rothhäute befolgte Verfahren im Ganzen und Großen fernerhin um so mehr beibehalten, als sich bei kriegerischen Verwickelungen unter den europäischen, in Amerika angesiedelten Völkerschaften die Indianer für die eine oder andere Partei als sehr werthvolle Bundesgenossen erwiesen. Es reicht hin, in dieser Beziehung auf den großen Ent-

scheidungskampf hinzuweisen, der im Jahre 1754 beginnend zwischen Engländern und Franzosen um die Herrschaft über Nordamerika geführt wurde und in Europa als der siebenjährige bekannt ist. „Zu Dutzenden", sagt Friedrich Kapp S. 163 seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika", „wurden damals die armen Deutschen von den Indianern, den wilden Bundesgenossen der Franzosen, scalpirt."

Es entwickelte sich nun nach und nach, was unter obwaltenden Umständen gar nicht zu verwundern ist, die Anschauung und Vorstellung, daß die Rothhäute eine eigene selbstständige Nation bilden, die als solche wie jede andere fremde unabhängige Macht zu behandeln sei. Noch im Jahre 1832 wurde dieser Auffassung ein prägnanter Ausdruck durch eine vom obersten Gerichtshof (supreme court) zu Washington gefällte Entscheidung verliehen, wobei sich der Bundesoberrichter Marshall folgender Worte bediente: „Im Behandeln ihrer eigenen Angelegenheiten sind die Indianerstämme von keiner Macht abhängig. Sie bestrafen Vergehen nach ihren eigenen Gesetzen und sind dafür keinem irdischen Gerichte verantwortlich. Sie führen Krieg und schließen Verträge ab. Wir haben durch viele Verträge mit den Indianern Gebiete erworben, die der Union von unberechenbarem Werthe sind. Wir haben sogar das Wegerecht in Indianergebieten nur durch Uebereinkommen erworben. Wir haben das Recht der Kriegsführung der indianischen Stämme anerkannt. Nie hat Jemand angenommen, daß die Indianer Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten begehen können."

Nach den vorstehenden Prinzipien verfährt die amerikanische Regierung auch heute noch; sie betrachtet die Indianer nicht als Staatsangehörige und räumt ihnen daher weder das Stimmrecht ein, noch erhebt sie von ihnen Steuern; sie hat sich nie darum bekümmert, daß sie, im Widerspruche mit den bestehenden Gesetzen, in Vielweiberei leben; zur Zeit eines Krieges sucht sie mit ihnen Allianzen einzugehen; sowohl im Mormonenkriege (1857), als auch während des großen Bürgerkrieges hat sie zu wiederholten Malen Indianer als Späher benützt; sie schließt Verträge mit ihnen ab,

die behufs ihrer Geltung, ähnlich wie dies bei jeder fremden Macht erforderlich ist, vom Senate der Union ratificirt werden müssen. Doch stehen die Indianer-Angelegenheiten nicht unter dem Staats-secretär, d. i. dem Minister des Aeußern, sondern unter dem Departement der Innern.

Vom rein juridischen Standpunkte aus kann die amerikanische Regierung nicht die geringste strafrechtliche Autorität gegen die Indianer ausüben; sie kann gegen sie nur dann in irgend einer ihr geeignet scheinenden Weise einschreiten, wenn von ihnen die Verträge im Ganzen oder Einzelnen verletzt werden. Wenn verschiedene Stämme unter sich auf dem „Kriegspfade“ sich befinden, so läßt sie die amerikanische Regierung ungestört so lange gegenseitig sich bekämpfen, als sie sich nicht an Gut und Blut von Weißen vergreifen. Schwerlich wäre in irgend einem anderen civilisirten Lande auf die Dauer eine so humane, nachgiebige und rücksichtsvolle Politik gegenüber rohen und uncivilisirten Völkerschaften beibehalten worden, wie seit vielen, vielen Jahren von Seiten der amerikanischen Regierung und Gesetzgebung.

Allein gegenwärtig will eine große Mehrheit des amerikanischen Volkes aus mehr als einer Ursache die der ganzen Indianerpolitik zu Grunde liegenden Anschauungen, laut welcher die einzelnen Stämme als selbstständige Nationen zu betrachten und zu behandeln seien, nicht mehr gelten lassen. Sie verlangt, daß die den Indianern bisher zugestandene Autonomie ihnen fernerher nicht mehr eingeräumt werde. Sie behauptet, daß die frühere Souveränität der Indianer schon dadurch geschwunden sei, daß dieselben in manchen ihrer Verträge die Oberhoheit der amerikanischen Regierung direkt anerkannt haben. Allein selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so mußte die bisherige Anschauung in Anbetracht der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen großartigen Umwälzungen und Veränderungen auf politischem, volkswirthschaftlichem und socialem Gebiete und bei der zwingenden Nothwendigkeit, die entferntesten und entlegensten Theile der Union durch Schienenwege zu verbinden, vollständig weichen.

Man verlangt daher, daß die Indianer den gerechten Forderungen, die an sie im Interesse nicht blos der amerikanischen Union, sondern überhaupt der gesammten civilisirten Menschheit gestellt werden müssen, endlich einmal nachgeben, daß sie den Bau von Bahnen oder Heerstraßen durch ihre Jagdgründe gestatten und daß sie das hierzu nöthige Land gegen entsprechende Entschädigung abtreten.

Unbestreitbar ist in diesen Forderungen viel Richtiges enthalten. So wird z. B. Jedermann, mag er auch den Indianern noch so wohlgeneigt sein, zugeben müssen, daß es eine unverantwortliche Thorheit gewesen wäre, die Erbauung der Pacificbahn aus Rücksicht auf die unversehrte Erhaltung der indianischen Jagdgründe zu unterlassen. Oder sollen etwa die Schätze, welche die an die Prairien grenzenden Black Hills aller Wahrscheinlichkeit nach an Gold und anderen Metallen und werthvollen Mineralien bergen, der Menschheit entzogen bleiben, weil die Indianer sich weigern, das Land gegen ein anderes, das man ihnen anbietet, zu vertauschen?

Man erklärt es ferner für Unsinn, von dem unantastbaren Besitzthume halbwilder Völker auf ausgedehnte Gebiete zu sprechen, die sie in einer zum nachweislichen Schaden für die übrige Menschheit gereichenden Weise ausbeuten. „Mit gleichem Rechte," sagt die Illinois Staatszeitung in ihrer Wochenausgabe vom 14. Juni 1870, „könnte man die Alligatoren für die berechtigten Urbesitzer des Mississippi erklären und ihnen jährliche Menschenopfer darbringen in der Hoffnung, daß sie alsdann keine anderen Menschen fressen werden."

* *
*

Noch muß ich als weiteren, sehr erheblichen Grund für das allmälige Aussterben der Indianer die allgemein gültigen, langsam zwar, aber sicher und unaufhaltsam wirkenden Naturgesetze anführen, denen die Indianer eben so unterworfen sind, wie andere Völker. Auf diesen Naturgesetzen, die sich darin äußern, daß sie das, was seine Aufgabe erfüllt hat, ausscheiden, beruht wesentlich die Möglichkeit des Fortschritts und der Weiterentwickelung der rastlos

nach höheren Zielen strebenden Menschheit. „Ueber wie viele Völker," ruft Carl Hillebrand-Menin aus, „ist die ringende Menschheit nicht schon hinweggeschritten? Wer kennt die Völker, wer zählt ihre Namen, deren Gräber eingesunken und mit dem Grase der Vergessenheit völlig überwuchert sind?"

Der Indianer muß in der Civilisation aufgehen oder untergehen; eine andere Möglichkeit gibt es nicht, und wenn auch hundertmal das von der amerikanischen Regierung bis jetzt gegen die Indianer befolgte Verfahren geändert wird. Kann auch dasselbe vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht immer tadellos erscheinen, hat es gar manche mit unverantwortlichem Leichtsinn und grober Unwissenheit begangene Handlungen aufzuweisen: gegen den von sentimentalen Gefühlsduslern wiederholt der amerikanischen Regierung gemachten Vorwurf, daß sie durch brutales Auftreten und rücksichtslose Nichtbeachtung uralter Anschauungen, Einrichtungen und Gebräuche auf diese Menschenrace Unrecht auf Unrecht häufe und sie unbarmherzig in's Verderben jage, muß dieselbe unbedingt in Schutz genommen werden.

R. v. Schlaginweit, geb. 1833.

VIII. — Die Staatsverfassungen und das Gerichtswesen in den Vereinigten Staaten.

Die aus den 13 englischen Colonien entstandenen Vereinigten Staaten nahmen mit der Zeit insoweit eine ziemlich gleiche Verfassung an, als sie die Gesetzgebung der aus zwei gewählten Körperschaften bestehenden „Legislatur" übertrugen und die Executive einem Gouverneur; die Constitutionen blieben im Uebrigen verschieden und hatten nur jeden Widerspruch mit der Bundes-Constitution zu vermeiden.

Ist in einem Territorium die Bevölkerung so angewachsen, daß der Anerkennung als Staat nichts im Wege steht, so hat sich daselbst

in der bekannten Art die Selbstverwaltung bereits derartig entwickelt, daß das Territorium durch Deputirte eine Convention abzuhalten vermag, welche die Constitution beräth.

Die Anerkennung als Staat hat den Vorzug, daß derselbe durch stimmberechtigte Deputirte und Senatoren am Congreß Theil nimmt und hinfort alle seine Beamten selbst wählt; während sie bis dahin nach dem Ermessen des Präsidenten von diesem ernannt werden konnten. Professionirte Politiker sind stets vorhanden, welche nach dem Muster der alten Staaten, unter Berücksichtigung der eigenen partikularen Interessen, bald eine Constitution entwerfen. Dieselbe wird nach Annahme Seitens der Convention dem Congreß unterbreitet, der ihre Uebereinstimmung mit den Prinzipien der Bundesverfassung controllirt und sie entweder zur Verbesserung zurücksendet oder bestätigt. Jede spätere Veränderung einer Staats-Constitution muß ebenfalls vom Congreß die Bestätigung erhalten.

Die beiden Häuser einer Legislatur führen meist die Namen der Congreß-Häuser: „Senat" und „Haus der Repräsentanten." Das Letztere hat gewöhnlich das Budget zu berathen, während das Erstere die Gesetze revidirt und je nach der Constitution sie dem Repräsentanten-Hause zurückgibt oder durchfallen läßt. Häufig ist dem Senate noch eine richterliche Gewalt bei gewissen politischen Vergehen oder als Verwaltungsgericht übertragen. Der Unterschied zwischen beiden Häusern in Betreff ihrer Zusammensetzung ist gering; im Senat ist das Minimalalter für die Wählbarkeit höher gegriffen, die Anzahl der Mitglieder geringer und ihre Mandatsdauer länger, von 1 bis 4 Jahren; im Repräsentanten-Hause von 1 bis 2 Jahren. Die Theilung des gesetzgebenden Körpers in zwei Häuser hat sich als Nothwendigkeit herausgestellt; Pennsylvanien besaß nur ein Haus und wurde von einem der angesehensten Staatsmänner Amerika's, Franklin, darin unterstützt, da nach dessen Ansicht ein Haus die nothwendige Folge der Volks-Souveränität sein müsse, doch es machte bald die Erfahrung, daß zwei Häuser eine Nothwendigkeit sind.

Der Gouverneur besitzt gesetzlich geringe Macht, da er jedoch meistens mit der Majorität der Versammlung aus derselben Partei hervorgegangen und die für das Bedürfniß des Landes nöthigen Vorlagen der Legislatur zu machen hat, so ist sein persönlich berathender Einfluß von größerer Bedeutung. Durch sein Veto kann er ein neues Gesetz zu einer weiteren Berathung wohl aufhalten, aber auf die Dauer nicht verhindern. Er ist dem Lande verantlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und kann dazu über alle Polizei-Organe disponiren, sowie nöthigenfalls die Miliz aufbieten. Die Unionstruppen sind fast sämmtlich an der Indianergrenze vertheilt, ein Theil noch zur Unterstützung der Gouverneure in einzelnen Süd-Staaten.

Die jedem Staate nöthigen Beamten wie Gouverneur, Vice-Gouverneur, Controlleur, Schatzmeister und andere, werden bei Gelegenheit der bereits erwähnten Wahlen gewöhnlich auf mehrere Jahre gewählt, wobei es mitunter vorkommt, daß sich manche Personen solcher allgemeinen Anerkennung erfreuen, daß sie beständig wieder gewählt werden. Die Zahl der Staatsämter ist je nach der Lage und Größe der Staaten sehr verschieden. Die Administration weist die Ausführung der Gesetze an die Grafschaften, in deren Selbstverwaltung sie sich grundsätzlich nicht mischen darf, es sei denn, daß eine außergewöhnliche Veranlassung dazu vorliegt.

Die Verschiedenheit der Constitutionen in den einzelnen Staaten hat zur Folge, daß die Gesetzgebung und Staatseinrichtungen, namentlich die Gerichtsbarkeit, verschieden sind. Es sei vorausgeschickt, daß sich die Constitution der Vereinigten Staaten eigentlich nur Heer, Flotte, Diplomatie, Post und Poststraßen, Münzrecht, Zölle, Verleihung von Patenten an Erfinder und Verlagsrecht an Autoren vorbehalten hat; ferner das Recht Steuern zu erheben, sowie Unions-Gerichtshöfe zur Wahrung der National-Interessen und Auslegung der Unions-Gesetze einzurichten. Vor diese Unions-Gerichte kommen auch alle Streitigkeiten zwischen zwei Staaten, Klagen über einen Staat, Streitigkeiten von Bürgern verschiedener Staaten und von Ausländern. Im Uebrigen richtet

sich jeder Staat seine Gerichtsbarkeit selbst ein, wie er sich auch neben den Steuern für die Union seine eigenen Steuern nach Belieben auferlegt.

Wenn sich die Einrichtungen und Gesetze der verschiedenen Staaten auch einerseits ähneln, so sind sie andererseits doch verschieden. Trotz der sehr ausgedehnten Freizügigkeit macht sich aber kein Drang nach Ausgleichung der Verschiedenheit in den Staaten geltend. Ein solcher würde einmal eine Ueberbürdung des Congresses zur Folge haben, der hinreichend in Anspruch genommen ist, dann auch die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung sehr einschränken.

Die Verschiedenheit des Klima's, der Produktion, der Dichtigkeit der Bevölkerung, der geographischen Lage und anderer maßgebender Verhältnisse der Staaten veranlassen nicht allein verschiedene Gesetze, sondern machen auch solche Verschiedenheit durch Verlegung des Schwerpunktes innerhalb der Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten nach einer oder der anderen Seite hin wünschenswerth.

Die Nachtheile der zu weit gehenden Gleichmacherei sind ebenso bedeutend, wie die der zu großen Centralisation. Nur die geschäftsmäßigen Politiker ziehen daraus einen Nutzen, um überall leicht orientirt zu sein. Für das große Publikum ist die Rechtsverschiedenheit unwesentlich, denn der Advokaten bedarf es doch, mag es die Gesetze kennen oder nicht.

Da ich hier den Einzelstaat betrachte, so muß ich einen Blick auf seine Gerichtsbarkeit und Steuern werfen. Die richterliche Gewalt ist der durch die Legislatur repräsentirten gesetzgebenden und der executiven, repräsentirt durch den Gouverneur, untergeordnet. Jeder amerikanische Bürger kann jeden Beamten wegen Amtsvergehen vor Gericht fordern. Von diesem Recht wird fast nie Gebrauch gemacht, weil der Prozeß (wie jedes Gerichtsverfahren) viel Geld kosten würde und jedes Vergehen mittelst der Presse sowohl leichter als billiger angegriffen werden kann.

Als Grundlage für das ganze Recht gilt in allen Staaten, Louisiana ausgenommen, das englische common law, das von denselben je nach Bedürfniß abgeändert und vervollständigt ist. Im Staate Louisiana gilt das civil (Roman) law. Das Strafrecht ist ungemein verschieden; die Unions-Constitution verbietet nur grausame und ungewöhnliche Bestrafungen. Gehangen wird noch viel, da Todesstrafe in den meisten Staaten auf viele Verbrechen steht. Bis vor Kurzem bestand sie noch überall, ist aber in neuester Zeit von einigen Staaten abgeschafft worden.

Ich muß hier die Lynch-Justiz erwähnen, die eigentlich nur in den weniger geordneten Staaten vorkommt. Die Lynch-Justiz ist eben dort ein nothwendiges Uebel, wo sich in unentwickelten Zuständen der Prozeß aus dem Chaos und der Anarchie zur Ordnung vollzieht. Bis sich nicht ganz geordnete Verhältnisse entwickelt haben, behält diese Justiz ihre Nachwehen; jedoch ist ein anständiger Mensch dem nicht ausgesetzt, ebenso wenig kommt sie bei politischen Streitigkeiten zur Anwendung. Mörder, Räuber und andere gemeinschädliche Verbrecher werden dadurch beseitigt, z. B. Pferdediebe in den neuen Ansiedelungen. Bei meiner Anwesenheit in St. Louis wurde dort ein Pferdedieb von der Polizei verhaftet und vom Staate Kansas, wo er seine Diebstähle begangen, reclamirt. Ehe er dort vor Gericht gestellt werden konnte, wurde er auf der Reise von betheiligten Farmern mit Gewalt aus dem Gefängniß geholt und ohne Weiteres gehängt. In St. Louis konnte ihm dies dagegen nicht begegnen.

Wie im Criminal-, so trifft auch im Civilprozeß die Entscheidung eine Jury, d. h. ein Geschwornengericht. Nach der Unions-Constitution muß jeder Streitgegenstand, dessen Werth 20 Dollars überschreitet, durch eine Jury entschieden werden. In solchem Gerichte wird der vorsitzende Richter vom Volke gewählt und braucht nie die Rechte studirt zu haben, die Geschworenen sind ebenfalls beliebige Bürger, ebenso der Chief Clerk oder Kanzlei-Direktor, der alle Gerichtsschreiber und Protokollführer anstellt. Die einzigen Rechtsgelehrten sind der klagende und der vertheidigende Attorney,

d. h. Advokaten der beiden Parteien. Dieser Stand der Attorneys oder Lawyer nimmt in Amerika, wie in allen democratischen Staaten, eine bevorzugte Rolle ein, da sie die Gesetze am besten kennen und gewöhnlich ihren Verstand am meisten gymnasticirt haben. Während die Juristen in alten Staaten das Historische und Traditionelle der kleineren Länder gern einem allgemeinen Recht zu Liebe opfern, so bilden sie in Amerika eine Art conservatives Element, indem sie meistens gegen die Aenderung der Gesetzgebung sind und jedem Staate seine eigenthümlichen Gesetze und Rechtsverhältnisse zu erhalten sich bestreben. Außer dem Lehrerpersonal in den öffentlichen Schulen sind sie die Einzigen, welche in den meisten Staaten ein Examen zu machen haben. Es wird nur in der Rechtswissenschaft des betreffenden Staats abgehalten, wozu ein zweijähriger Vorbereitungs-Cursus ausreicht.

Die beschäftigteren Lawyer haben ihre Bureaus ebenfalls im Geschäftsviertel, wo sie ihre Schilder wie die Kaufleute aushängen; oft machen mehrere zusammen Compagniegeschäft.

Die Anzahl der Gerichtshöfe ist ähnlich den unsrigen. Für das Privatrecht sind mindestens zwei, gewöhnlich drei Instanzen.

Die unteren Gerichtshöfe heißen „Circuit Court", von denen jeder Staat mehrere besitzt, so daß auf jeden Circuit Court gewöhnlich einige Counties fallen.

Jeder Staat besitzt ferner einen „Probate Court" für Erbschafts- und Vormundschafts-Angelegenheiten. Außerdem existiren noch die Friedensrichter, welche ebenfalls gewählt werden und Streitigkeiten zu entscheiden haben, wenn sie darum angegangen werden.

Für das Criminalrecht besitzt der Staat gewöhnlich einen besonderen „Criminal Court", die kleineren Vergehen werden vom Polizeirichter ohne Jury bestraft. Uebrigens ist das Strafrecht doch nicht ganz democratisch, da sich die wohlhabenden Bürger durch die Bürgschaft mit Geld der Untersuchungshaft und durch Geldstrafen vielfach dem Gefängniß entziehen können, was den Unbemittelten nicht möglich ist. Eine Bestechung der Richter oder Geschworenen mag wohl vorkommen, ist aber höchst schwierig und sehr selten.

Wenn bisher nur von der Gerichtsbarkeit der einzelnen Staaten die Rede war, so kann ich an dieser Stelle gleich die verschiedenen Unions-Gerichtshöfe aufführen. Die zu ihrer Entscheidung kommenden Fälle theilte ich vorhin mit. Es bestehen neun Gerichtshöfe unterer Instanz für die in neun Gerichtskreise getheilten 37 Staaten mit den Namen „U. S. Circuit Courts" und ein oberster Gerichtshof zu Washington, der „U. S. Supreme Court", welcher aus einem Oberrichter und acht Richtern zusammengesetzt ist. Früher waren die Gerichtskreise nur unter die Richter vertheilt, welche zum Supreme Court in gemeinschaftlicher Sitzung zusammentraten; seit 1869 hat man neun Circuitrichter hinzugefügt, welche in ihren Distrikten wohnen, aber die Vollmachten der Supreme Court Richter besitzen. Manche Sachen erledigen sie endgültig, in anderen kann an den Supreme Court appellirt werden. Derselbe steht als höchste richterliche Gewalt coordinirt neben den beiden anderen höchsten Gewalten in der Union, nämlich der legislativen des Congresses und der executiven des Präsidenten. Mit seinem höchsten Range verbindet dieser Gerichtshof viele Pflichten. Er hat überall die Ausführung der Unionsgesetze anzustrengen, während Congreß und Präsident die Beziehungen zwischen Regierung und Bürger oder der Nation mit auswärtigen Mächten reguliren. Er hat die Entscheidung in allen Streitigkeiten zwischen den Staaten, wahrt das Recht der Union ungehorsamen Staaten gegenüber und nimmt die Staaten gegen übertriebene Anforderungen der Union in Schutz.

Auf die Auswahl der Richter in diesem Supreme Court wird mit Recht die größte Sorgfalt verwandt. Sie müssen ebenso gebildete Staatsmänner wie gute Juristen sein. Ihre Macht ist groß, ihr persönliches Ansehen muß von der öffentlichen Meinung getragen sein, sonst würden ihre Beschlüsse ohnmächtig bleiben. Sie sind außer dem Generalissimus der Armee oder vielmehr Generallieutenant die einzigen, so zu sagen auf Lebenszeit angestellten Staatsdiener, so lange nämlich sie keinen Grund zur Klage geben; sie werden nicht vom Volke erwählt, sondern vom Präsidenten ernannt, der die Zustimmung des Senats einholen muß. Gerade

jetzt, Ende Januar 1874, lese ich, daß der Senat dem vom Präsidenten vorgeschlagenen neuen Oberrichter seine Zustimmung verweigert hat, weil sein Lebenslauf nicht durchweg tadellos gewesen ist.

Der Supreme Court ist ein Hauptpfeiler dieser großen democratischen Republik und von solcher Bedeutung für ihren Zusammenhalt, daß, wenn er einmal von unwürdigen Personen besetzt sein und demzufolge das bisherige Ansehen verlieren sollte, die folgenschwersten Differenzen daraus entstehen könnten.

M. v. Versen.

IX. — Die ältere deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten.

Aus: „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika.“

Mit Astor schließt die Geschichte der ältern deutschen Einwanderung in New York. Sie umfaßt einen Zeitraum von fast zweihundert Jahren, in dessen erster Hälfte ein paar bedeutende Männer besonders hervortreten, während in seiner letzten Hälfte das Schicksal der Massen fast ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die vorhergehenden Kapitel haben die Mängel und Vorzüge, die Fehlschläge und Erfolge dieser Einwanderer ausführlich beschrieben. Von Peter Minnіwit, dem ersten Gouverneur von New York und dem Vertrauten der großen Pläne Gustav Adolfs und Oxenstierna's, wandten wir uns zu Jakob Leisler, dem unglücklichen Vorkämpfer der Volkssache, dessen Haupt in einem wichtigen Wendepunkt der New Yorker Geschichte der Rache der erbitterten Aristokraten zum Opfer fiel. Wenn auch keine Auswanderer im später gebräuchlichen Sinne des Wortes, so zogen diese Männer doch in die Fremde, weil sie zu Hause kein Feld der Bethätigung fanden, so prägen sie doch wenn auch nicht mit deutschen Mitteln

arbeitend, in ihrem amerikanischen Wirken, der eine den universellen und hochstrebenden, der andere den für seine Sache sich aufopfernden, aber unpolitischen und allzu bedächtigen Geist ihres Volkes aus. Sie waren die ersten Vorläufer der sich in die Fremde ergießenden Massenauswanderung, durch welche Bürger und Bauern dem in Folge der Unglücksschläge des dreißigjährigen Krieges hereinbrechenden Verderben zu entgehen suchten, im Uebrigen aber haben sie mit deren Motiven und Zielen nichts gemein.

Dieser unvermittelte Contrast zwischen einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten und den Massen ist eine ganz natürliche wenn auch betrübende Erscheinung, die sich leider aus dem geistigen Ruin Deutschlands zur Genüge erklären läßt. Während die Nation am Ende des Reformations-Zeitalters und noch im Beginne des dreißigjährigen Krieges einen Ueberfluß ausgezeichneter, hochstrebender Männer erzeugte, ist die geistige Bildung und Produktivität nach diesem unglücklichen Kriege kläglich zusammengeschrumpft. Von der Führerschaft, welche Deutschland bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unbedingt ausübte, war es fast auf gleiche Stufe mit den Polen und Spaniern herabgesunken. Andere Völker übernahmen die Führung der Welt, ihnen fiel natürlich auch die Colonisation der neuen Continente zu. Eben diese tiefe Kluft, diese Absonderung der höheren und gebildeten Klassen von den unteren ungebildeten, dieses Mißtrauen der armen Leute gegen die günstiger gestellten, diese Verachtung und mitleidlose Gleichgültigkeit der Höhern gegen das Elend des armen Volkes ist ein charakteristisches Symptom der Krankheit, der beginnenden Auflösung der Nation.

Für Deutschland legen fortan die Auswanderer in ihrer Person das Elend und die Verkommenheit der öffentlichen Zustände bloß, und in Amerika sehen wir sie, wenn auch frei von den einengenden Schranken der Heimath, doch arm und gedrückt in die Wildniß, in einen fast rousseau'schen Naturzustand versetzt. Wir lernen, was sie ohne fremde Hülfe, ohne Bevormundung aus sich selbst, aus ihrer eigensten Natur heraus zu leisten im Stande sind, und wir finden, daß sie auch unter den widerwärtigen, möglichst ungünstigen

Verhältnissen ein Culturvolk im eminenten Sinne des Wortes bleiben, welches selbst in seinen untersten Gliedern nicht fähig ist, wie die Franzosen, zu verwildern, oder sich mit den Indianern zu vermischen. Das allmälige Durchmachen des menschlichen Entwickelungsganges von der ursprünglichen Hülfs- und Mittellosigkeit zur Wohlhabenheit, zu Lebensgenuß und endlich geistigem Erwachen, zur bewußten Betheiligung an den höchsten Aufgaben der erst werdenden Nation, das ist der vielfach abstoßende, jedoch überwiegend anziehende und immer lebendige Inhalt, das ist der unvergängliche Zauber dieser nationalen Robinsonade.

Aus den Massen aber erheben sich Männer, welche den Vergleich mit den Besten des Landes ihrer Wahl nicht zu scheuen brauchen. Der alte Weiser, welcher weder von württembergischen Amtsleuten, noch von englischen Gouverneuren in seinem starren Rechtssinn gebeugt werden kann; der junge Weiser, welcher als gründlicher Kenner der Sprache und mehr noch des Charakters der Indianer zu verschiedenen Malen das Verderben von den englischen und deutschen Niederlassungen abwendet; der unerschrockene Zenger, welcher die coloniale Preßfreiheit erfolgreich gegen die englische Krone durchsetzt; der tapfere Herckheimer, der bei Oriskany für die junge Republik fällt, aber durch seine Tapferkeit zuerst den Zagenden und Schwankenden Muth und Vertrauen für die noch unerprobte und schwache Sache der Freiheit einflößt; und endlich der große Handelsherr Astor, welcher die erste germanische Niederlassung am stillen Ocean gründete: das ist, der Kleineren hier nicht zu gedenken, eine stattliche Schaar tüchtiger und ausgezeichneter Männer, welche schlagend beweisen, daß selbst in seiner trostlosesten Zeit der Kern des deutschen Volkes noch nicht von der französelnden Verderbniß der höhern Stände angefressen war, und daß seine geistige und physische Gesundheit, seine Leistungsfähigkeit unter den schwierigsten Umständen, selbst beim besten Willen der Herrschenden, nicht zu Grunde gerichtet werden konnte. Theilen wir die durchlaufene Zeit in sieben Menschenalter, so haben wir für jede Generation auf den verschiedensten Gebieten politischer Thätig-

keit einen ausgezeichneten Vertreter, deutsch durch Geburt und Charakteranlage, amerikanisch durch Bethätigung an den Culturaufgaben des Landes.

Seit dem Revolutionskriege kamen wenig oder gar keine deutschen Einwanderer nach, allmälig versiegte der Zufluß ganz, und die bereits ansässigen Deutschen gingen, wie schon im vierzehnten Kapitel gezeigt ist, in der zahlreichern und gebildetern amerikanischen Bevölkerung auf. Es ist das eine Thatsache, welche von dem Einen beklagt, von dem Andern gepriesen werden mag, sich aber nicht ändern läßt, da sie die natürliche Folge eines Verhältnisses ist, welches irrthümlich oft auf Rechnung des angeblich stärker und höher entwickelten amerikanischen Volkscharakters gesetzt wird. Das hier zur Geltung kommende Gesetz kann kurz so ausgedrückt werden: Wo ein barbarisches Volk sich in einem gleichfalls von Barbaren bewohnten Lande niederlassen will, da entscheidet, wie in den Zeiten der Völkerwanderung, die Gewalt der Waffen den Besitz und die Herrschaft. Wo ein civilisirtes Volk oder Bestandtheile eines solchen sich in einem entweder gar nicht oder nur von Barbaren bewohnten Lande niederlassen, da drücken sie diesem Lande den Stempel ihrer höhern heimischen Cultur und Civilisation auf, wie die alten Griechen in Sizilien und Italien, die Deutschen in den Ostseeprovinzen oder die Engländer in Amerika. Wo aber Bestandtheile eines civilisirten Volkes, sich selbst ausscheidend oder von diesem ausgestoßen, neue Wohnsitze unter einem civilisirten Volke suchen, da werden und müssen sie sich als die an Zahl und Kraft Geringeren der bereits bestehenden Nationalität oder dem staatlichen Organismus unterordnen, wie die französischen Hugenotten in Deutschland oder die Deutschen in den Vereinigten Staaten, und namentlich die Deutschen, welche, wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, den untersten Schichten der Gesellschaft angehörend nicht an die Durchschnittsbildung der Amerikaner heranreichten. Nicht allein die qualitativ, sondern auch die quantitativ größere Bildung nimmt die geringere in sich auf.

Unsere im vorigen Jahrhundert eingewanderten Landsleute

kamen selbstverständlich nicht nach Amerika, um irgend welche Ideale zu verwirklichen, sondern um sich Ruhe und materielles Gedeihen zu sichern. Für sie hatte ihre Nationalität bereits in der Heimath allen Werth und jedwede Bedeutung verloren; sie hatten sie vor lauter Elend bereits aufgegeben, noch ehe sie Deutschland verließen. Sie nahmen deßhalb auch den älteren Einwanderern gegenüber keine selbstständige Stellung ein, sondern schoben sich in die bereits bestehenden Verhältnisse ein. Diese machten aus ihnen, was ihrer Anlage nach aus ihnen gemacht werden konnte; die Deutschen aber machten nicht etwas wesentlich Verschiedenes aus den hiesigen Verhältnissen. Ihre Mitwirkung an den amerikanischen Culturaufgaben war anfangs eine nur unbewußte und wurde erst allmälig, als es ihnen materiell besser ging, eine bewußte. Sie führen nicht das Commando, aber sie kämpfen tapfer und treu mit und stehen fest bis zum glücklichen Ende. Zwei Generationen müssen jedoch erst vom Schauplatz abtreten, ehe sich die Deutschen eins fühlen mit ihren Nachbarn und gemeinschaftlich mit ihnen arbeiten. Von diesem Zeitpunkte an sind sie aber Amerikaner.

Alte Chroniken erzählen von versunkenen Landschaften und Städten, welche die hereinbrechende See in ihren Fluthen begraben habe, und die fromme Sage fügt hinzu, daß man sie an einem klaren Abend, wenn das Wasser ruhig und die Luft rein, auf dem Meeresgrund erblicken, ja daß man ihre Glocken läuten hören könne. Eine solche, für Deutschland wenigstens, versunkene Landschaft sind die Niederlassungen im Staate New York, deren Geschichte den Inhalt dieses Buches bildet. Wer jetzt auf Eisenbahnen an ihnen vorüber fliegt, der kann sie kaum von jedem andern amerikanischen Dorfe unterscheiden; wer sich aber die Mühe gibt, sie mit dem Wanderstab in der Hand zu durchziehen, um in einem alten Hause oder auf einem idyllischen Friedhofe gelegentlich Halt zu machen, der findet überall auf dem Grunde noch die Spuren deutschen Lebens; der entdeckt unter der Uniformität des amerikanischen Kleides, an den Häusern und an ihrer Einrichtung noch deutsche Eigenart und Sitte; der hört, wenn auch keine deutschen Glocken,

doch hie und da noch die Anklänge deutschen Gemüthslebens. So traf der Verfasser einst in einem der Seitenthäler des Mohawk einen jungen Amerikaner an, der, obgleich er im fünften Gliede von einem Deutschen abstammte, die Melodie des alten Volksliedes sang: „Es waren zwei Königskinder." Doch wozu der Beispiele? Genug, die deutsche Seele ist längst todt, und nur der deutsche Typus ist zuweilen noch erkenntlich.

Seit den Zeiten, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden, hat die deutsche Einwanderung größere, massenhaftere Verhältnisse angenommen. Sie ist nicht mehr ausschließlich das Produkt und der Fluch heimathlichen Elends, und wenn auch, zum größten Theil durch politische und sociale Mißstände bedingt, so umfaßt sie doch nicht mehr blos die gedrückten und verarmten Theile einer politisch und geistig verkümmerten Nation, sondern alle Klassen eines wieder mächtig emporstrebenden großen Culturvolkes. Natürlich ist dem entsprechend auch der Charakter der neuen Einwanderung ein anderer, ihr Inhalt ein reicherer und entwickelterer. Sie hat sich nicht blos geduckt, wie ihre Vorgänger im vorigen Jahrhundert, sie hat theilweise den Kampf mit ihren Gegnern daheim aufgenommen und, wenn auch unterliegend, das Bewußtsein der eigenen Kraft, das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, den Glauben an sich selbst und an die Größe ihrer Nation mit über's Meer genommen. Sie bringt außer starken Muskeln und Sehnen alle Künste des Friedens und einer alten Civilisation nach Amerika und arbeitet, den verschiedensten Berufszweigen angehörend, breiter und tiefer an der Entwickelung des amerikanischen Volksgeistes mit.

Gleichwohl ist ihr Einfluß viel geringer, als er es ihrer Zahl nach sein könnte, weil sie einer fester ausgeprägten Nationalität gegenübertritt, welche die Cultur-Elemente der ganzen alten Welt empfangend und verarbeitend, sich zugleich mächtig aus sich selbst heraus entwickelt und welche darum ihrem Wesen nach unendlich weniger als der erst werdende Staat geneigt ist, sich von fremden Elementen beeinflussen zu lassen. Höchstens im fernen Westen, wo die neuen Gemeinwesen nach dem Vorbilde des Ostens erst entstehen,

ist dieser Einfluß zu erkennen; bis an den Mississippi hinan verschwindet er täglich mehr. Das Leben des Volkes hat sich vertieft, seine Ziele sind größer, seine animale und geistige Verdauungsfähigkeit, seine Assimilationskraft ist stärker geworden. Im vorigen Jahrhundert gelangte die Union zur Gründung des freien Staates; das gegenwärtige verlangt, daß er mit dem ihm entsprechenden freien Geiste erfüllt werde. Jedes europäische Volk, welches seine Söhne hierher sendet, bringt ihm in seinen physischen und moralischen Eigenschaften ein besonders werthvolles Kapital, welches es zum Gesammtvermögen der jungen amerikanischen Nation beisteuert, eine ihm eigenthümliche, am Baume seiner Geschichte gezeitigte Frucht. Die beiden verwandten germanischen Stämme, der angelsächsische und deutsche, treffen sich nach fünfzehnhundertjähriger Trennung wieder auf dem amerikanischen Continent zur gemeinsamen Arbeit, zur Erweiterung des Reiches der Freiheit. Der Deutsche gibt sein reiches Geistes- und Gemüthsleben zu den Cultur-Elementen, welche sich auf dem Boden der neuen Welt frei vermählen und stets höhere Bildungen erzeugen.

Noch gilt es auf dem großen Gebiete der Ver. Staaten den gemeinschaftlichen Kampf des Geistes gegen die Naturwüchsigkeit, den Kampf der Civilisation gegen die Rohheit. Es ist Platz für Alle, für jedes ehrliche Streben, für jeden denkenden Kopf, für jeden arbeitenden Arm, denn die Allen gemeinsame Arbeit wird nicht dadurch erreicht, daß der Eine den Andern zur Seite schiebt oder gar verdrängt, sondern daß ein Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte, in Reih' und Glied kämpfend, das hohe Ziel erstrebt. Also nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Ge-

dankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschaale werfen, und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, ein um so größeres Feld der Bethätigung sich schaffen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu sorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe; er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Leben in dieser Weise versteht, so wird andererseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Realismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen.

Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Wiederauferstehung. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; wer auswandert, der gibt sein Vaterland auf und geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer als zwei Väter haben. Also entweder Deutscher oder Amerikaner, der Deutschamerikaner ist nur ein Uebergang, der in der zweiten Generation verschwindet. Wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause oder kehre in die Heimath zurück, denn die Auswanderung ist für den Einzelnen, welcher zu ihr greift, der nationale Tod.

F. Kapp, geb. 1824.

X. — Ueber die Vortheile, mehrere Sprachen zu erlernen.

Es ist unbedingt ein Vorzug der neuern und neuesten Zeit, daß in ihr ein so großer Werth auf die Erlernung mehrerer Sprachen gelegt wird. Die Griechen, sonst das ideale Vorbild geistigen Schaffens, Wirkens und Bildens, haben ihrem Principe nationaler Abgeschlossenheit gemäß es nicht für nöthig, ja nicht für ihrer würdig erachtet, anderer Völker, der Barbaren, Sprachen kennen zu lernen. Die nothwendige Folge davon war, daß sie in ihren engen Schranken festgebannt blieben, während die Römer, ihre ersten Schüler, zum Theil mit dadurch Weltbeherrscher wurden, daß sie die geistigen Erzeugnisse anderer Völker sich aneigneten. Der Altmeister Cicero sagt einmal ebenso wahr, wie treffend: „Jede neue Sprache, die der Mensch erlernt, gibt ihm eine neue Seele." Was er geahnt, das ist in der neuesten Zeit als unumstößliche Wahrheit festgehalten und als Richtschnur unserer Bildung angenommen worden. Denn darin sind die Gelehrten und Erzieher aller civilisirten Völker der Gegenwart einig, daß das Studium fremder Sprachen eines der größten Bildungsmittel ist. Versuchen wir, diese Behauptung näher zu begründen!

Um dies zu thun, haben wir zunächst einen Blick auf das Wesen der Sprache zu werfen. Das Wort, die Sprache ist die Form, der Träger des Geistes, das Eigenste des Menschen und somit das schönste und unzweideutigste Kennzeichen seines inneren Wesens und Gehalts. Je reicher der geistige Inhalt ist, desto reicher und mannigfaltiger wird auch die Form sein, worin der Geist seinen Ausdruck findet. Gibt es etwas Wunderbareres als die menschliche Sprache! Es ist etwas so Großes und Herrliches, daß wir derselben nichts Anderes von solcher Bedeutung und Tiefe, von solchem Reichthum und Umfang an die Seite zu stellen haben. Das größte Räthsel, das uns in dieser Welt begegnen kann, das täglich immer wieder vor unserm sinnenden Geiste sich erneuert: wie sich nämlich Unsichtbares und Ewiges in die Gestalt der Sichtbarkeit und Endlichkeit

kleiden könne, wird uns im Worte, in der Sprache auf eine klare und schlagende Weise gelöst; denn, sagt Geibel mit Recht:

Fließend Wasser ist der Gedanke,

er entsteht in uns und vergeht, wenn wir ihn nicht in Worte fassen, er fließt fort wie Wasser.

Aber durch die Kunst gebannt
In der Form gediegner Schranke
Wird er blitzender Demant.

Die Sprache ist das Feinste und Geistigste, das an der Grenze aller Leiblichkeit steht, und doch auch wieder so gewiß diesem Kreise des Leiblichen und sinnlich Wahrnehmbaren angehörig, daß wir es mit den Ohren vernehmen, mit den Augen sehen, daß wir den mächtigen Eindruck auf unser eigenes wie auf Fremder Herz und Sinn in gewaltigen und raschen Erregungen gewahren können.

Wie oft hat sie im lauttönenden, geräuschvollen Weben der Welt und der Völker eine entscheidende Wendung gebracht! Wie oft die Geschicke der Menschen und Staaten regiert! Sie redet im Gewühl des Kampfes zu den streitenden Schaaren, sie erhebt die Herzen ganzer Völker zu begeisterten Heldenthaten, sie weiß gleich dem starken Sturme Alles mitzureißen.

Wenn nun in der Sprache jedes Volk sein Eigenstes niedergelegt; wenn seine Errungenschaften, seien es gute oder schlimme, in ihr sich spiegeln: so muß nothwendig die Betrachtung dieser Schätze ein Bildungselement für andere Völker sein; ja eine vernünftige, gründliche Erlernung der Sprachen muß uns sowohl den Besitz dieser Reichthümer des menschlichen Geistes, die in den Sprachen gleich Magazinen aufgespeichert sind, als auch die Geschicklichkeit in dem Gebrauche derselben verschaffen; muß uns, wie Cicero's im Eingang erwähntes Wort sagt, eine neue Seele, d. h. einen neuen Gedankenkreis, eine neue Welt von Erkenntniß, Gefühl und Wollen geben. Das der größte, der sittliche Vortheil bei Erlernung fremder Sprachen! Dabei kommt

es durchaus nicht, wie man oft irrthümlich geglaubt hat, auf den äußeren Umfang, den quantitativen Reichthum einer Sprache an, sondern auf ihren Geist und Charakter. Denn was Anderes als eben dies macht die griechische, lateinische und deutsche Sprache zu solch wichtigem Factor in der Erziehung unserer Jugend! Wahrlich wer einen Sophokles liest und für seine Chorgesänge mit ihrer feinen und reichen, dem Inhalt Schritt für Schritt folgenden Form einen empfänglichen Sinn hat, der wird es zu empfinden wissen, daß eben hier in schönster Gestalt die schönsten, erhabensten, sittlichen Gedanken geboten werden. Oder man nehme ein Beispiel römischer Literatur, eine Rede Cicero's: ist nicht diese imperatorische Gewalt seines Periodenbaues ehrfurchtgebietend? Sind nicht diese festgegliederten Reihen, diese geregelte Ineinanderfügung, diese beziehungsvolle Stellung von Wörtern und Satzgliedern ein reiches und anschauliches Bild jener verschlungenen, immer regsamen Denkbewegung unseres Geistes! Endlich die deutsche Sprache, welch anschauliches Bild bietet sie uns von ihrer reichen und lehrhaften geschichtlichen Entwicklung! Da sehen wir sie in vielen einzelnen Zügen von ihrer ursprünglichen dichterischen Richtung zu dem mehr gedankenmäßigen, das speculative Interesse befriedigenden Fortschritt gelangen, um dessentwillen wir sie eine Denkersprache zu nennen berechtigt sind und Hegel von ihr bezeugt, gerade in ihr seien die Denkformen und allgemeinen logischen Gesetze am wunderbarsten ausgeprägt.

Aber neben diesem sittlichen Vortheil steht noch ein zweiter, wir möchten ihn den formalen nennen. Er erstreckt sich zumeist auf unser Wissen. All unser Wissen, unsere Erkenntniß in politischen, socialen, religiösen Dingen, all unsere Entdeckungen, Erfindungen, all unsere Künste, Handel, Gewerbe, wodurch haben sie die jetzige Höhe erreicht, wenn nicht durch eifriges Studium der Errungenschaften anderer Völker auf diesen Gebieten, ein Studium, welches ohne das Mittel der Sprachenkenntniß undenkbar ist! Es ist und bleibt so, wenn auch vornehme, unverständige Abgeschlossenheit meint, anderer Völker Thaten entbehren zu können, alle Wissen-

schaft, dies Wort in allgemeinstem Sinne genommen, ist Sprachstudium. Kennst du die Sprache eines Volkes, hast du dir seine literarischen Erzeugnisse zu eigen gemacht, dann weißt du auch alle Triebfedern der Thaten, die du an ihm bewunderst, alle bis dahin verborgenen Mittel zur Vollführung derselben; du bist in den Stand gesetzt, selbst ähnliche und neue Thaten zu vollbringen: kurz das Gebiet deines Schaffens und Wirkens wird erweitert.

Einer practischen Auffassung des hier behandelten Gegenstandes kann sich übrigens die Ansicht nicht entziehen, daß die Verhältnisse unseres socialen Lebens es den Wenigsten erlauben, mehrere fremde Sprachen zu erlernen, und daß diesen Wenigen die Aufgabe zufällt, die besprochenen Vortheile durch Uebersetzungsarbeiten den nach Bildung strebenden Volkstheilen so viel als möglich zugänglich zu machen.

Fassen wir indeß in unserm Verfolg speciell unser Heimathland, die Vereinigten Staaten, ins Auge, so gelangen wir auf ebeneren und deßhalb leichteren Boden. Hier, wo das Verhältniß der Volksmischung zur Unterscheidung von zwei Hauptsprachen: der englischen und der deutschen zwingt; hier, wo der geschäftliche Verkehr nur an der Seite dieser beiden Sprachen in größter Lebensfähigkeit zu vermitteln ist: hier ist die Erlernung dieser beiden Sprachen unabweisliches Bedürfniß für Jeden, der sich die Vortheile der Gesammtheit zu Nutzen machen will. Um in die Einzelfälle hinabzusteigen, besehen wir uns z. B. die Stellung eines Arztes. Jeder weiß, daß die materielle Lage desselben durch eine ausgedehnte oder beschränkte Praxis bedingt ist. Spricht der Arzt nur seine Muttersprache, so schneidet er sich dadurch allen Zuspruch Derer ab, deren Sprache er nicht versteht, und seine Erwerbsthätigkeit ist auf ein verhältnißmäßig kleines Feld angewiesen, gegen welchen Uebelstand ihn selbst die größte Tüchtigkeit nicht erheblich schützen kann. Eben so verhält es sich mit dem Advokaten, dem Lehrer, dem Kaufmann, dem Handwerker u. s. w. Ja es erscheint als nichts Geringeres, denn eine Wohlthat, deren wohlthuende Folgen unsere nachfolgenden Geschlechter begleiten, wenn die Ver-

wirklichung dieser Sprachen=Union allgemein und ernstlich angestrebt wird. Unsere Jugend sollte mit Freuden jede ihr zu diesem Zwecke gebotene Gelegenheit ergreifen und beharrlich auf die Aneignung einer Qualification hinarbeiten, die sie befähigt, sich und Andern nützlicher sein zu können. Nichts sollte sie von diesem Streben abbringen, am allerwenigsten aber das faule Gerede: „es kommt doch Nichts dabei heraus." Jeder nehme einstweilen, was dabei herauskommt und trage es mit sich herum, bis er eine Gelegenheit findet, an günstigere Wendungen anzuknüpfen, um dann Größeres und Großes zu erzeugen. Von Schwierigkeiten in Bezug auf die fragliche Aufgabe kann übrigens auch keine Rede sein, da einerseits ein paar Thaler genügen, um sich die erforderlichen Bücher zu beschaffen und andererseits der Umgang schon für das Studium beider Sprachen große Erleichterung bietet.

Zum Schlusse geben wir noch der wachsenden Fassungskraft der Jugend den Ausspruch des großen Dichters Goethe mit auf den Weg:

„Wer fremde Sprachen nicht kennt,
Weiß Nichts von seiner eigenen."

G. A. Z.

II. Prosa des Gesprächs.

XI. — Wer ist glücklich.

Der reiche Lord W. hatte das Leben genossen bis zum Ueberdruß. „Es ist Zeit," rief er aus, „daß ich mein Haus bestelle." Mit diesem Vorsatz reiste er auf eines seiner einsamsten Güter, wo er in seinem Leben einmal und nur wenige Tage gewesen war, damit ihn, wie er sich's ausdachte, keine Erinnerung an die Freuden seiner Jugend, nicht irgend eine Theilnehmung an's Leben fesseln möge.

In den ersten Tagen seiner Ankunft wurde zufällig in seiner Gegenwart der vergnügte Williams genannt.

„Vergnügt?" — wiederholte der Lord, — „gibt's irgendwo ein solches Wundergeschöpf?" — „Auf diesem Gute, gnädiger Herr. Williams wohnt nur eine Viertelstunde von hier." — „Ein Spaßvogel vermuthlich," fragte der Lord, „der die Bauern in der Schenke belustigt." — „Halten zu Gnaden," erwiderte der Geistliche, „Williams ist ein heitrer, vergnügter Mann, und wollte Gott, daß Hochdieselben keine schlimmeren Unterthanen hätten! Er bleibt nicht einen Tag mit den Pachtgeldern zurück und ist ein geachteter Mann im Kirchspiel. Er hat manchen Streit unter Familien geschlichtet, manchen Nachbar mit Rath und That unterstützt, obgleich seine Stelle nur klein ist; aber sein Acker ist besser bestellt als einer. Er hat wüste Plätze urbar gemacht, und sein Haus ist ordentlich und reinlich; ich möchte wohl selbst darin wohnen. Ihm entfährt nie ein mürrisches Wort und darum nennen sie ihn auch den vergnügten Williams in der Gemeinde."

„Den Mann," sagte der Lord, „will ich noch heute besuchen."

Es war schon Abend, als der Lord bei Williams' Wohnung ankam, und er fand den Alten vor seiner Thür unter einem Baume

sitzen. Zwei von seinen Enkeln spielten um seine Knie, und ein drittes tändelte auf seinem Schooße mit seinem weißen Haar, das über seine braunrothen Wangen herabhing.

„Guten Abend, Williams!“

„Großen Dank!“ sagte Williams (ward das Band gewahr, erinnerte sich des Lords und stand auf). „Ei! wenn ich recht sehe — willkommen, gnädiger Herr! Sind wir auch einmal so glücklich?“

Lord W.: „Wie geht's Euch, guter Alter? Denn dem Ansehen nach seid Ihr eben nicht mehr jung. In welchen Jahren, Williams?“

Williams: „Achtundsechzig, gnädiger Herr, — aber ich denke noch mein Endchen zu leben, wenn es Gottes Wille ist.“

Lord W.: „Und Ihr seid mit der Welt zufrieden, wie es scheint.“

Williams: „Warum nicht, gnädiger Herr? Reich bin ich eben nicht, aber doch fehlt's an keinem Guten — und weil Ew. Gnaden eben bei uns einsprechen — mein Pachtcontract geht auf nächsten Michaelis zu Ende. Wenn es ihre Gelegenheit wäre, den Contract auf dreißig Jahre zu erneuern — desto besser; — ich und mein Vater haben uns lange auf der Stelle ernährt, und ich hoffe, sie ist nicht schlimmer geworden. — Wenn sie mit mir zufrieden sind, gut! Ich bin mit meiner Herrschaft zufrieden.“

Lord W.: „Gebt her, mein ehrlicher Williams, Euren Contract und Feder und Tinte! — Ich will ihn auf der Stelle erneuern.“

Williams: „Robert! — Gott, gnädiger Herr, Feder und Tinte ist nicht im Hause. — Lauf, Robert, und hol' des Schullehrers Schreibzeug! — Ich kann weder lesen noch schreiben, gnädiger Herr. — Mein Vater war ärmer als ich und konnte das nicht an uns wenden. Unsere Kinder schreiben zur Nothdurft, aber nur in der Schule.“

Lord W.: „Nicht lesen? — Das ist Schade! Denn ein so vernünftiger Landmann sollte doch unsere Schriften vom Ackerbau lesen.“

Williams: „Ei ja, gnädiger Herr — und das Pflügen darüber versäumen. Ich denke nach meinem geringen Verstande, daß man die Feldarbeit ohne Bücher lernen kann, weil mancherlei Handgriffe dazu gehören.“

Lord W.: „Aber, sagt mir, Williams, Ihr seid, wie es heißt, immer zufrieden. Wo habt Ihr die Kunst, vergnügt zu sein, gelernt?"

Williams: „Sie scherzen wohl, gnädiger Herr. — Bei der Arbeit ist keine Zeit zu Grillen übrig. Denn wer Honig essen will, muß auch mit Honig machen helfen. — Das hab' ich dort von meinen Bienen gelernt. Wenn ich erst meine Mahlzeit verdient habe, so schmeckt sie mir noch einmal so gut." — (Hier kam ein Hund und bellte den Lord an.)

Lord W. (trat zurück): „Der Hund wird doch nicht beißen?"

Williams: „Was wollt er? Armes Thier! Er hat keine Zähne mehr, so lang hat er meine Kleider auf dem Felde und mein Haus getreulich bewacht. Komm, ehrlicher Spitz! So lang ich Brot habe, sollst du's in Milch geweicht bekommen. — Wir müssen Alle mit einander leben, Mylord, und wer uns Wohlthaten erzeigt, dem sollen wir wieder wohlthun. Ein undankbarer Mensch ist gar kein Mensch. Wer seinem Nächsten nicht dienen mag, hat auf der Welt nichts zu schaffen."

Lord W.: „Aber hat Euch denn niemals ein Nächster betrogen, verleumdet, verrathen? Gibt es denn hier die einzigen Menschen, die man nicht verachtet, eh' man sie recht kennt, nicht verabscheut, wenn man sie durchforscht hat? Habt Ihr lauter gute Freunde, lauter verträgliche Nachbarn, lauter offene, ehrliche Leute in Eurem langen Leben gefunden?"

Williams: „Ei, gnädiger Herr, — so glatt und schier geht's in diesem Leben nicht ab; denn der Schurken gibt's auf Gottes Erdboden nicht wenig. Mein Nachbar Steffenson, Gott hab' ihn selig, hat mir oft den Kopf warm gemacht. Er wollte mir durch mancherlei Händel durchaus die Stelle verleiden; — doch bin ich noch darauf und hab's noch erlebt, seinen Kindern Gutes zu thun. Wenn mir so etwas wurmte, gnädiger Herr, so griff ich mich doppelt bei der Arbeit an und sah nicht rechts noch links, und wenn ich dann am Abend jenen Weg herauf die Kinder anspringen sah und meine Frau mich in der Thür mit einem freundlichen Gesicht em=

pfing — dann war Alles vergessen. Die Freude hat keiner von meinen Feinden erlebt, mir einen Trunk Bier zu verderben."

Lord W.: „Alles recht gut, Williams — das läßt sich begreifen — aber das begreif' ich nicht, wie ein Mann mit so viel Vernunft ein so langweiliges, einförmiges Leben endlich nicht müde wird. — Immer den nämlichen Acker zu pflügen und zu säen, durch einerlei Wege immer vorwärts und rückwärts zu gehen — und das sechzig Jahre lang."

Williams: „Das ist wohl Ihr Ernst nicht, gnädiger Herr?"

Lord W.: „Meine aufrichtige Meinung, Williams. Denn ich kenne Leute, die mehr von der Welt genossen haben als Ihr, und die sie doch endlich langweilig und äußerst einförmig finden. Wenn wir noch hundert Jahre lebten, Williams, so kann die Natur weder für dich, noch für mich etwas Neues auftischen."

Williams: „Und mir in meiner Einfalt, gnädiger Herr, kommt die Welt jeden Tag verändert vor. — Wenn ich nur vierzig Jahre zurückdenke, wie sich Alles hier im Kirchspiel verändert hat. — Diesen Baum hier konnt' ich wie eine Weidenruthe biegen; jeden Busch hab' ich pflanzen gesehen; das Weizenfeld drüben war eine Heide; bei meinem Hause stand nicht ein Obstbaum; hier rechter Hand heißt's noch im Moor, wo jetzt meine besten Milchkühe weiden; wenn ich das so Alles um mich her wachsen und gedeihen sehe, wie Gott meiner Hände Arbeit gesegnet hat, o gnädiger Herr, dann geht mir das Herz auf. — Wie herrlich die Frucht dieses Jahres steht! Der Junge hier war heute mit mir im Felde. — Das Kind freute sich über die vollen Aehren, und ich wollte mich nicht freuen?"

Lord W. (nach einer Pause): „Holt mir Euren Contract, Williams, ich will ihn zerreißen."

Williams: „Zerreißen? — Hab' ich irgend etwas Unrechtes gesprochen, so verzeih'n Ew. Gnaden. — Soll ich denn Ihr Pächter nicht mehr sein?"

Lord W.: „Nein, Williams! — Aber Herr sollst du sein von deiner Stelle! — Ich schenke sie dir und deinen Kindern."

Williams: „Gott im Himmel segne meinen wohlthätigen,

guten Herrn! (Er nahm die Mütze feierlich ab und faltete die Hände.) Frau — Jungen — Kinder, herbei! Dankt Gott auf den Knien und küßt dem gnädigen Herrn die Hände! Wie hab' ich das verdient, noch so reich zu werden!"

Lord W.: „Du warst es, ehrlicher Williams, und reicher als ich und alle Fürsten der Erde. Besuch' mich oft. Ich will unter euch leben und von dir und deinen Kindern Weisheit lernen." — Der Lord ging und rief mit inniger Rührung:

„Glücklich ist, wer genießt und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt, alle pflückt, die er erreichen kann! Ich wollte Freude kaufen auf dem Jahrmarkt der Welt und verschmähte sie aus der Hand Gottes. — Natur, ich kehre zurück zu dir und trenne mich nie wieder von dir!"

S. P. Sturz, geb. 1737, gest. 1779.

XII. — Die Höhle Antiparos.

„O liebster Freund!" sagte der Baron von B. zu Herrn von Millwitz, als dieser einst bei ihm zum Besuch war, „Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben, die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abend, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein und wache des Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, liebster Millwitz! Kommen sie an den Kamin! Und wenn Sie noch frieren, so trinken wir ein Glas Burgunder; noch mehr solche Geschichten! Noch mehr!"

M. „Aber ich weiß keine mehr."

B. „Ei was, Sie müssen noch wissen! — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! (denn eben war der Burgunder gekommen.) — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte

hatten wir zu Pulver verbrannt; nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. Ein herrliches Land vermuthlich."

M. „Gewesen, Baron, als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. Aber auch jetzt — doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen?"

B. „Nicht hineingekommen? Sie haben doch etwas gesehen?"

M. „Nicht viel mehr als die Inseln."

B. „Nun, und die Inseln?" — (indem er seinen Stuhl näher zu dem Tische hinrückte und sich begierig hinüberbog.)

M. „Die enthalten so viel Merkwürdiges nicht: denn die Menschen — —

B. „Ach die Menschen, die Menschen! — Die werden die Köpfe oben, die Füße unten haben, nicht wahr? — (Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter.) — Nein, etwas Anderes, Freund, etwas Anderes! So etwas, wie jüngst! von Angriffen, von Meeresstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das Grauen macht! In der Welt höre ich nichts lieber."

M. „Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron. — (Dieser lächelte.) — Aber wirklich, ich wüßte doch etwas. Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?"

B. „Ich werde doch! von einer so berühmten Insel!"

M. „Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich gewiß zu spät. Denn so werden Sie auch wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat."

B. „Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele, davon weiß ich noch nichts! Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? Gütiger Gott, was erfährt ein Landjunker Neues?"

M. „Nein, nein, so gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht." (Millwitz fing hierauf an und führte den Baron in einer weitläufigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel bis zum Durchgange zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und

nach ihm Tournefort mit so viel Gefahr hinabgestiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller Begierde, mit der er in seiner Kindheit auf die Geschichten seiner Amme gehorcht haben mochte.)

B. „Nun, Millwitz? Nun?"

M. „Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finsteres Loch, durch das wir nicht anders als gebückt und bei dem Scheine der Fackeln kommen konnten. — Bereiten Sie sich vor, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurfe mache, und an die ich nie ohne Schauder zurückdenken kann! (Der gute Baron war schon mehr als zu sehr vorbereitet, er saß da mit offenem Munde und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.) Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt und stiegen mit Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halb liegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven als ich würde schon durch den Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und vor denen ich so nahe vorbei mußte, schwindlig geworden sein und unten gelegen haben. (Der Baron hielt die Hand vor die Augen.) Und was meinen Sie, Freund? Eben auf dem Rande dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinabkletterten, freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen, das können Sie denken. (Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder hin.) Was ist Ihnen, Baron?"

B. „Nichts, Millwitz, nichts! — Blos mein elender Kopf. — — — Mein Gott — —! Lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!"

M. „Ich rutschte hierauf mit etwas weniger Gefahr weiter fort; aber, als ich nun eben glaubte, etwas sicher auftreten zu können, kam die schreckliche Stelle und ohne das Zurufen meines Wegweisers hätte ich unfehlbar den Hals gebrochen. (Hier hielt der

Baron wieder ganz sichtbar den Athem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit.) Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen sein. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende zu uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem Vergnügen in der Grotte, um die ich so Vieles gewagt hatte."

B. „Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?"

M. „Je nun; sie war doch innen ganz artig."

B. „Aber zum Henker, was gab es denn mitzunehmen?'

M. „Wie Sie fragen! — Gar nichts."

B. „Gar nichts? (mit einem Tone der Verwunderung.) Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?"

M. „Ich muß doch, sonst tränk' ich hier nicht Burgunder."

B. „Nun, das ist wahr, das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? Wie dann?"

M. „So hätte ich mir einen Arzt rufen lassen."

B. „Ja, der würde Ihnen nachkriechen! Zum Henker, es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben! — Und wenn Sie nun gar den Hals gebrochen hätten? In so einer Tiefe! (M. lachte.) Aber die große Gefahr?"

M. „Gleichwohl, Baron, beim Wiederheraufsteigen ging es ärger, als beim Hinuntersteigen. Da erst hätte Rath dazu werden können. Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken und gerade an den gefährlichsten Stellen hinten aus; doch war dies Alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern sich doch? Auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten: Denn hier —

(Der Baron hatte von Neuem Schwindel. Er kroch mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Athem ganz in sich zusammen, gleich einem Menschen, der von einer Höhe hinabstürzt.)

M. „Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an der obern nicht gehalten hätte —"

„Gott und Vater!" schrie der Baron, indem er ihn heftig beim Arme ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen.

M. lachte, fuhr noch eine Zeit lang fort und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: „Ich bin oben mein Freund!"

(Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten und warf fast vor Freude den Tisch über den Haufen.)

B. „Sind Sie denn wirklich wieder oben, wieder auf festem Erdboden, Freund? Nun, dem Himmel sei Dank! (indem er ihn lebhaft umarmte). O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdischen Klüfte! — bleiben Sie oben, Freund, oben!"

M. „Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron."

B. „Ja, beim Himmel! ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe, und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie in die Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten? — Welcher Dämon mußte Sie denn hineinführen?"

M. „Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen."

B. „Aber nicht mit so vieler Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?"

M. „Es gibt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's denn nun endlich! Man befriedigt seine Begierde, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an —"

B. „Und bricht den Hals!"

M. „Weiter nichts! Also, Baron, wären Sie zugegen gewesen, Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen?"

B. „Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. (Er stand auf und gab ihm die Hand.) Ja, beim Himmel! Millwitz, und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen; bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten."

J. J. Engel, geb. 1741, gest. 1802.

III. Prosa der Rede.

XIII. — Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker.

Der Stempel der Würde unseres Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lange erworbene Preis ihres edelsten Strebens, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo Launen der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engern Sinne genommen, der die selbstständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wesens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedsamen Hütten über die Frechheit der Riesen, über den gewaltigen Jäger, die erste Klage kaum noch verständlich zu vernehmen ist! Wie könnten wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachlässigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völker werden läßt, durch Herrschsucht unterbrochen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschluß einiger barbarischer Völker nach zwölfhundertjähriger Ermüdung ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eigenen Herrschers zu übergeben sich genöthigt sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unserer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht

verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker. Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kolchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt von den Türken erobert würden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Ueberbleibseln der frühern, großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwickelung. Diese Welt gehorchte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden, als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen und alle großen Talente mit Literatur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Frieden so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Lust habe; indeß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimüthig schrieb, auf daß Niemand glaube, er scheue sie, und sie hatte sich geändert. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine fünfzigjährige Arbeit.

Wie aber, daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen aussog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäsaren, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreiung unternommen ward? Ein Heer, bei weitem nicht zweimal so groß wie das preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der

willkürlichen Beherrschung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen sein?

Aber die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampfe zwischen vielen Parteien und Staaten entwickelt; Volksmenge, Reichthum, Literatur, Künste waren nie glänzender, als während des Wetteifers der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt wurde in Einer Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Verödung unzähliger berühmter Städte, das Hinsterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre noch, da verfielen die unter August aufgeblühten Städte, lange vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Dictator einen zehnjährigen Krieg und das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist das das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, thätige Gefühl, das jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorbeifliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverleugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und

Liebe, Bewußtsein, Unbefangenheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonischen Helden, wichen die spartanischen Sitten der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterlande zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienstbar gemacht, und seine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbniß kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verborgen, daß, was Jeder und jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Hierauf war die macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volksverführung nichtswürdigere Hofcabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen, raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morsche Bau durfte angerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er so bald genommen, als gesehen. Hin war, erloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschaft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein zu spät faßte der große Mithridat einen solchen Gedanken. Daher von Vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Alle Selbstständigkeit, alle Größe der Menschen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrucksamst es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbstständigkeit: nicht als hätten Proconsuln, nicht als hätte der Schlaf unter demselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen, als ihr vormaliger Zustand: aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschläfern, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erbärmliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten spätere Völker drohend warnt. Also, abgespannt und verweichlicht, ergaben sie sich.

Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Literaturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebräuchen war der Gottesdienst, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Christenthums dazumal anbrechendem Licht erschien die Welt nach und nach in dreifacher Ansicht; nicht als hätte das Licht sich geändert, aber nach der Gestaltung des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verdorbenheit ihrem Untergang entgegenreifende Unordnung: nachmals, unter den Barbaren, wie eine, strenger Zucht bedürftige, Bildungsanstalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernte benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind, oder in Dienstbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffnungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Gelehrte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftsteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehrt haben. Es fehlte diese Offenkundigkeit, diese tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Ansicht, Ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten

Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem electrischen Schlag einstmals Unzählige zu rühren vermag.

Der Werth des Daseins und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgends einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, Friedrich der Große, dessen Gedächtniß wir feiern, das zuversichtliche Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schön bekrönte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Art begünstigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staates von dem zufälligen Spiel der Umstände in dem Maße unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechenbares Gewicht in die politische Wagschale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung ist die Weltregentin, das Gesetz auch derjenigen, die sonst keines erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die weltumfassende Gelehrtheit und römischer Seelen herkömmlicher Ernst, und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verflogen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollen wir der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verstand dialektischer Spitzfindigkeit und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eigenem Gefühle ergossene, unwiderstehlich mit fortreißende Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünstelter Witz, und von den Kenntnissen der Vorwelt, ein geistloser Apparat; nachgeahmt, excerpirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der samosatische Spötter Lucian, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihren Weisen und Göttern seinen Muthwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schick-

sal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, staunt Roms Ueberlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wozu er sich macht.

Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnißfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er geliebt.

J. v. Müller, geb. 1752, gest. 1809.

XIV. — Ueber die Bedeutung der Hermannsschlacht für die ganze germanische Welt.

Rede zur Enthüllung des Hermanns-Denkmals, 16. August 1875, zu New York.

Das Fest, welches heute drüben im deutschen Reiche gefeiert wird, hat für uns, amerikanische Bürger deutscher Abstammung, in mehr als einer Beziehung ein großes Interesse. Der Mann, dessen Denkmal heute im Teutoburger Walde enthüllt ist, steht nicht nur am Eingangsthore der Geschichte des deutschen Reiches, dem einst wir selbst oder unsere Vorfahren angehörten, sondern um die ganze germanische Völkerfamilie, zu welcher außer den Deutschen, auch die Skandinavier, die Holländer, die deutschen Belgier und Schweizer, die Engländer und in der neuen Welt die Vereinigten Staaten und das britische Nordamerika gezählt werden, hat er sich durch die vernichtende Niederlage der Römer im Teutoburger Walde verdient gemacht; denn welches Schicksal, dürfen wir wohl fragen, stand dem ganzen Germanenthume bevor, wenn nicht Hermann dem Versuch, das westliche Deutschland in eine römische Provinz zu verwandeln, siegreich widerstanden hätte? Es sind schon über 30 Jahre, seit der Grundstein des Hermanns-Denkmals gelegt wurde, und mehr als einmal hat es seitdem den Anschein gehabt, als ob die

Idee niemals würde ausgeführt werden. Die erste Anregung derselben durch den Bildhauer E. v. Bandel in Ansbach fiel in eine trübe Zeit der deutschen Geschichte. Kein Band hielt die Stämme zusammen, als der von allen gehaßte Bundestag. Die vereinzelte Kraftanstrengung, welche im Jahre 1848 zur Wiederherstellung der nationalen Einheit gemacht wurde, hatte nicht den Erfolg, welchen der aufopfernde Patriotismus der 48er verdiente. Da kam plötzlich die überraschende Wendung in der Entwicklung des deutschen Volkes. Ein deutscher Reichstag, aus allgemeiner Wahl hervorgegangen, vereinigt die Abgeordneten aller deutschen Stämme, mit Ausnahme derer in Oesterreich, und mit der Vollendung der deutschen Einheit ist auch das Hermanns-Denkmal glücklich zum Ziele gelangt. Als die Idee, dem Cheruskerfürsten ein Denkmal zu setzen, zuerst auftauchte, fehlte es nicht an Versuchen, dieselbe in's Lächerliche zu ziehen und dadurch ihre Verwirklichung zu hintertreiben. Es gab damals eine Richtung in der deutschen Literatur, die von nichts als allgemeinem Menschenthum wissen wollte, die in den Aeußerungen des deutschen Nationalgefühls und den Bestrebungen für deutsche Einheit nichts wie romantische und krankhafte Grille sah. Es wurde von dieser Seite geltend gemacht, daß die Persönlichkeit des Cherusker-Fürsten nicht im Bewußtsein des deutschen Volkes fortlebe, wie z. B. Friedrich der Rothbart und andere Gestalten, daß wir überhaupt zu wenig von seinen persönlichen Verhältnissen und denen der Cherusker wissen, um ein dem Original entsprechendes Standbild verfertigen zu können. Diese Bedenken sind längst von der Strömung der öffentlichen Meinung überwunden.

Mag die Geschichte uns immerhin nur wenig von Hermann und den Cheruskern überliefert haben, mag sein Bild in der Erinnerung selbst seines engsten Heimathlandes verblaßt sein, ein Denkmal für Hermann den Cherusker bedeutet ein Denkmal für den Sieger in der Hermannsschlacht, den ersten Befreier Deutschlands vom Römerjoch, dem ersten Gründer der deutschen Nation. Und die Bedeutung der Hermannsschlacht wird jetzt, wo das deutsche Volk

durch die Wiederherstellung seiner nationalen Einheit einer der größten Gefahren, die seinem Fortbestand jemals gedroht haben, glücklich entronnen ist, mehr wie je vorher gewürdigt werden. — Es gibt in der Geschichte eines jeden Volkes gewisse große Wendepunkte, die seine folgende Geschichte für viele Jahrhunderte bestimmen. Ein solcher Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Volkes war die Hermannsschlacht. Das römische Weltreich hatte in seiner lawinenmäßigen Ausbreitung den deutschen Rhein erreicht. Die Stämme Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs, der Niederlande, Englands hatten ihre Selbstständigkeit verloren und waren den Römern unterthänig geworden. Ihre eigenartige Nationalentwicklung wurde nicht nur aufgehalten, sondern in den meisten Fällen bis auf den Grund zerstört. So haben alle diese Völker keine Geschichte, die im ununterbrochenen Zusammenhange bis auf den Anfang unserer Zeitrechnung zurückführt. Jetzt sollte die Reihe an die germanischen Stämme kommen. Man ahnte nicht die Gefahr, die dem Germanenthum drohte. Viele deutsche Fürsten, auch der Cherusker Hermann traten unter römische Waffen, erwarben das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Die Römer glaubten die Zeit gekommen, um auch Deutschland zur römischen Provinz zu machen. Da erkannte Hermann die Gefahr, er faßte den Plan, Germania von der Römerherrschaft zu retten, und wie ja von jeher den Deutschen Gründlichkeit nachgerühmt wird, die römischen Eindringlinge gründlich zu schlagen, d. h. bis auf den Grunde zu vernichten. Die Ausführung des Planes war die Hermannsschlacht; das Resultat der Schlacht die bewahrte Selbstständigkeit der germanischen Welt. Denn wenn die Römer auch noch einige Versuche machten, den verlorenen Grund zurückzuerobern, sie gaben es bald auf; und während der Rest des damals bekannten Europa eine Beute der Römer wurde und blieb und drei Jahrhunderte lang mit an dem schrecklichen Absterbungs- und Verwesungsprozeß der römischen Welt Theil hatte, entwickelten die germanischen Stämme in jugendlicher Vollkraft und stolzem Unabhängigkeitsgefühl die angestammten Anlagen, brachen mit un-

widerstehlicher Kraft in die von den Römern zertretenen Länder des westlichen Europa's, ergriffen mit fester Hand die Zügel der Regierung und legten den Grund zu neuen staatlichen Entwicklungen, die noch jetzt viele Spuren der germanischen Eroberung tragen.

Gestützt auf die Kraft ihrer germanischen Eroberer richteten sich allmälig die römischen Provinzen wieder empor, und bildeten sich aus zu den romanischen Staaten Europa's, zu denen später die spanischen und portugiesischen Colonien ein ansehnliches Contingent in Amerika lieferten. Die germanischen Stämme dagegen führten in ihrer alten Heimath, dem jetzigen Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, sowie in dem durch die Anglosachsen der germanischen Welt gewonnenen England das Germanenthum in ununterbrochener Entwicklung weiter. In der neuen Welt haben sich die von verschiedenen germanischen Völkern — Holländern, Schweden, Deutschen und Engländern — gegründeten Colonien allmälig unter der Oberleitung der Engländer consolidirt; sie haben die Romanen nach und nach fast aus ganz Nordamerika herausgedrängt, so daß jetzt fast Nordamerika, in zwei Riesenstaaten getheilt, dem germanischen Ländergebiet zugerechnet wird. In derselben Weise ist durch die Engländer das ganze Australien der germanischen Völkerfamilie gewonnen worden, und mit Australien die ganze Inselwelt, die sich im stillen Ocean ausbreitet.

Wenn wir unseren Blick schweifen lassen über diese ungeheure Ausdehnung der germanischen Staaten, in denen bei aller nationalen Verschiedenheit die gemeinschaftlichen Verwandtschaftszweige, andern Völkerfamilien entgegen, auf das allerdeutlichste hervortreten, und ihn dann zurückwenden auf die Schlacht im Teutoburger Walde, in der Hermann, der Cherusker, an der Spitze der westlichen Stämme der Germanen, dem Vordringen der Römer ein Ziel setzte, dann werden wir nicht umhin können, zu begreifen, daß das heute im Teutoburger Walde enthüllte Denkmal eine weltgeschichtliche Bedeutung hat.—Ja, das Hermanns-Denkmal gilt nicht blos dem Mann, der die Unterwerfung Deutschlands unter die Römer

verhinderte, sondern dem Erhalter des Germanenthums, welches ohne ihn, ohne die gewonnene Hermannsschlacht nimmermehr die kraftvolle Entwicklung genommen hätte, auf die jetzt alle germanischen Völker mit Stolz hinzublicken ein Recht haben. — Wenn also wir, amerikanische Bürger der Stadt New York und Umgegend, durch unsere heutige Versammlung unsere Theilnahme an der Errichtung des Hermanns-Denkmals bekunden, so ist es nicht nur unsere Abstammung von dem Volke, in dessen Grenzen das Denkmal steht, was uns dazu berechtigt, sondern wir schulden diesem Denkmal unsere tiefste Theilnahme als Bürger der Vereinigten Staaten, die nicht nur nach ihrer ganzen Geschichte ein von Germanen gegründeter, entwickelter und geleiteter Staat, sondern durch ihr ungeheures Gebiet und ihre rasche Entwicklung aller Wahrscheinlichkeit nach berufen sind, unter den germanischen Staaten der Zukunft die allererste Stelle einzunehmen. A. J. Schem, geb. 1826.

XV.—Rede bei Eröffnung des deutsch-amerikanischen Sängerfestes zu St. Louis, Mo.

Die wenigen Gedanken, welchen ich an diesem festlichen Abende Worte geben werde, habe ich nur nach flüchtigem Besinnen zurechtstellen können. Bei einem Feste der Freude zu sprechen, ist mir eine ungewohnte Aufgabe. Ich komme von einem Concerte her, wo jedes Instrument zuweilen in einer anderen Tonart spielt; wo es für die wildesten Dissonanzen nur zu oft keine harmonischen Auflösungen gibt oder doch die Auflösung so lange auf sich warten läßt, daß uns Athem und Geduld ausgehen; wo man zuweilen nicht weiß, wer der Kapellmeister ist und wo nicht selten der Taktstock selbst in taktloser Bewegung statt der gehofften Harmonie herz- und ohrenzerreißende Verwirrung der Katzenmusik hervorruft. Und dann schreit wohl als schneidendster Mißton durch das Ganze die

Anklage, welche die Mitwirkenden zuweilen mit Recht, aber öfter mit Unrecht gegeneinander schleudern, daß sie nicht allein mangelhafte Musikanten, sondern auch schlechte Menschen sind.

Das ist der Kampf des Lebens, in welchem unaufhörlich und rastlos Zwecke gegen Zwecke, Interesse gegen Interesse, Ehrgeiz gegen Ehrgeiz, Leidenschaft gegen Leidenschaft ringen, in welchem es so wenig reine Erfolge, so wenig dauernde Lorbeeren gibt und in welchem die Stimme der Pflicht oft eine so unsichere doppelte Sprache spricht, daß sich das Gewissen verirrt und derjenige, der ehrlich das Gute will, nicht nur von Widerstand, Fehlschlag und Unglück gebeugt wird, sondern, was schlimmer ist, nicht selten den eigenen Zweifeln unterliegt. Das ist der Kampf des Lebens, den Jeder in seinem Kreise, wir Alle mitzukämpfen haben; der Kampf, der mit seinem rastlosen Jagen und Ringen in so manchem Herzen jede zarte Regung niedertritt, mit seinen Sorgen den heitern Frohsinn so manchen Gemüths erstickt und durch die angespornte Selbstsucht über dem Nützlichen das Edle und Hohe vergessen zu machen droht.

In diesem Kampfe finden wir die Größe und ebenso die Gefahr des mächtigen Treibens, welches in dieser unserer neuen Heimath uns umgibt; die Größe, indem er jede Fähigkeit des menschlichen Geistes zur höchsten Kraftanstrengung anstachelt; die Gefahr, indem er unsere Gefühle sowohl, als unser Sinnen und Streben in den Dienst eines unersättlichen Materialismus pressen will.

Diejenigen sind in Wahrheit Wohlthäter des Volkes, die, ohne der furchtbaren Größe der gesellschaftlichen Arbeit Eintrag zu thun, uns den Weg gezeigt haben, an seiner größten Gefahr vorüberzusteuern; die in dem allgemeinen Ringen jene Ruhepunkte schaffen, in welchen der Einzelne und die Massen sich über die Verworrenheit des Gewühles erheben und im Vollgenuß des Schönen den weiteren unschätzbaren Genuß heiterer Annäherung und uneigennützigen Zusammenwirkens finden; die Ruhepunkte, in denen die Kämpfenden aus ihren Reihen treten, um freudig zu fühlen, daß für das Schöne ihre Herzen gemeinschaftlich schlagen.

Und wenn die Deutschen stolz sind auf das, was wir im amerikanischen Leben geleistet und geworden — auf die emsig schaffende Betriebsamkeit, die so manche Wildniß geklärt und zum Bau reicher Städte so manchen Stein zusammengetragen, auf den patriotischen Bürgersinn, der uns zu einer festen Stütze dieser Republik gemacht, — so sollten wir nicht weniger stolz sein auf den großen, unschätzbaren Beitrag zur Summe des amerikanischen Lebens, den wir geliefert, indem wir dem Volk in dem Cultus des Schönen einen reinen, unverfälschten, veredelnden Genuß zeigten, welcher den Menschen über sein Alltagssein erhebt, um ihn mit der allgemeineren, edleren Menschennatur zu vereinen; einen Genuß, einem Seelenbade ähnlich, in welchem der Einzelne und die Gesellschaft sich für einen Augenblick wenigstens vom Staube des alltäglichen Treibens befreien, um freundlicher, frischer und kräftiger daraus emporzusteigen. Und keine Kunst gewährt dies Bad, so rein und erfrischend als die Musik; kein Fest gewährt jenen Ruhepunkt im Kampf des Lebens so vollständig und so erhebend, wie das Fest der Töne; dies ist seine sittliche Weihe und Bedeutung.

Sie kennen die altgriechische Fabel vom Orpheus, der mit dem Zauber seiner Musik Steine lebendig gemacht und reißende Bestien gezähmt. Das ist eins von den alten Wundern, die so märchenhaft klingen und doch täglich neu geschehen. Die Musik des Orpheus bewegt noch jetzt die Starrheit manches steinernen Herzens und noch heute bezähmt sie die thierische Wildheit mancher Menschenbrust mit unwiderstehlichem Zauber. Noch jetzt lockt sie aus manchem verdorbenen Gemüth neue Knospen und Blüthen hervor, noch jetzt erschließt sie manche Quelle menschenfreundlichen Gefühls, die von Eigennutz und Laster längst verschüttet schien. Und sie wird denselben Zauber immerdar üben, so lange es für die Stimme der Natur im Menschenherzen ein Echo gibt.

Die Musik ist eine Sprache, die sich nicht in Worte übersetzen läßt; Jeder mag sie anders verstehen, aber jeder fühlende Mensch versteht sie richtig für sich selbst. Für diese Sprache trägt Jeder sein eigenes Wörterbuch in der eigenen Brust; in Jedem ruft sie

andere Gedanken und Empfindungen wach, aber in Allen nur gute. Ein obscönes Bild oder eine obscöne Sculptur mag unsere Phantasie beflecken, aber noch Niemand hat aus Tönen oder Harmonien etwas Schlechtes gelernt. Einer Melodie mag man schlechte Worte hinzufügen, aber die Melodie selbst, den Worten entzogen, ist unschuldig. Entkleiden Sie die schlüpfrigste Oper von Offenbach ihres Textes und die Musik mag nichtssagend erscheinen, aber sie sagt Nichts, was von Uebel ist. Die Musik hat Viele erhoben; sie hat noch Niemanden erniedrigt; durch sie ist noch Niemand zum Schlechten verführt worden. Sie mag Gefühle erregen, ja Leidenschaften entflammen, aber nur die edlen. Die Musik ist die reinste, die tugendhafteste aller Künste. Sie hebt uns von dem Gemeinen hinauf zu dem, was über uns schwebt. Sie ist die Stimme des Unaussprechlichen, die Farbe des Unfehlbaren. Ihr Genuß läßt keinen Flecken, keine Reue zurück. In ihr finden sich die Menschen in ihren reinsten Empfindungen vereinigt.

Das Musikfest ist darum das edelste und veredelnste aller volksthümlichen Feste. Es hat diese Tausende in unsere festlich geschmückte Stadt, in diese Halle hergezogen. Hier sucht Niemand seinen selbstsüchtigen Vortheil. Hier schweigt die gierige Eifersucht des geschäftlichen Treibens. Die Stimme des Eigennutzes ist stumm. Der bittere Haber der Partei in Kirche und Staat ist hier vergessen. In den harmonischen Zusammenklang der Töne, die das Herz erweitern und die Seele über den Staub des Gemeinen erheben, mischen sich die Differenzen des alltäglichen Lebenskampfes nicht ein. Alles, was uns unzufrieden und hart und feindselig macht, ist heute in dem Meere der Harmonie versunken und verschwunden. Hier sind wir nur Menschen, die ihre Herzen dem Zauber des Schönen geöffnet haben, und die sich alle an dem Einen, Gemeinsamen freuen. Hierher kommt Niemand, um etwas zu gewinnen, was ein Anderer verlieren muß, oder um zu siegen, damit ein Anderer unterliege. — Hier gibt es nur das eine Streben, den einen Ehrgeiz, die Freude, Alle höher und vollkommener zu machen. Jedes dieser Tausende von glücklichen Gesichtern strahlt nur die Freude aller anderen

wieder, und Keiner beneidet mit Mißgunst den Andern um sein Glück. Wie immer wir auch sonst gedacht haben, was immer Bitteres der gestrige Tag für uns gehabt haben mag, heute und hier sind wir wieder einmal bereit zu glauben, daß die Menschen doch gut sind, und daß das Leben doch schön ist. Und das hat mit ihren Zauberklängen die alte Leier des Orpheus gethan, die so viele Jahrhunderte die Sprache des Herzens geredet hat und noch immer Steine lebendig macht und die thierische Wildheit bändigt.

Deßhalb, sage ich, ist das Musikfest das reinste, das glücklichste, das veredelndste aller volksthümlichen Feste. Wohl mag der Deutsche stolz darauf sein, daß unter allen gesellschaftlichen Bestrebungen des amerikanischen Lebens, an denen er so rüstig und so erfolgreich Theil nimmt, ihm insbesondere von Anfang die Pflege dieses Festes anheimfiel und er soll sich der hohen sittlichen und civilisatorischen Bedeutung dieser Aufgabe bewußt bleiben. Und wahrlich der Deutsche hat im amerikanischen Lande an der Lösung dieser großen Aufgabe nicht vergeblich gearbeitet. Nicht lange klang das deutsche Lied ohne Nachhall wie eine Stimme in der Wüste. Bald lauschte das Volk; bald hörte es das Sprudeln und Rauschen einer neuen Quelle edler, reiner und reicher Lust und Viele von denen, die erst mitgenießen gelernt, fühlten bald den Trieb, auch mitzuwirken.

Das deutsche Lied kam mit dem bescheidenen Einwanderer in's Land; aber was es sich gewonnen, ist nicht allein ein bloßer Bürgerbrief. Es ist als Eroberer eingedrungen und hat unwiderstehlich das amerikanische Herz besiegt. Es hat sich ein eigenes Reich gegründet, in welchem es mit zauberischem Scepter waltet und seine Unterthanen freier, milder und größer macht. Und auf der Bahn der Eroberung wird es fortschreiten, bis ihm in unsern unermeßlichen Grenzen keine Menschenbrust mehr verschlossen bleibt und bis der fremdgeborene Genius seine ganze Mission erfüllt, indem er, den amerikanischen Boden befruchtend, hier eine einheimische Kunst erstehen macht, welche all die mächtigen Gedanken und Triebe des cosmopolitischen Volkes in eigenen Schöpfungen wiederspiegeln soll.

Und nun, im Namen der Deutschen von St. Louis, heiße ich die Tausende von Fremden willkommen, die von nah und fern herzugeströmt sind, um sich mit uns dieses schönen Festes zu freuen und durch ihre Gegenwart und Mitwirkung den Genuß vollkommen zu machen. Ich grüße den verehrten Gast, den Ehrengast der deutschen Sänger Amerika's (Franz Abt), den uns zu Aller Freude das alte Vaterland herübergeschickt hat und für dessen Gegenwart wir Alle so herzlich dankbar sind. Möge er, dessen heitere Muse so oft jedes deutsche Gemüth erquickt, auch unter uns empfinden, daß der Same des Schönen, den er ausgestreut, selbst am fernen Mississippi, so weit von der deutschen Wiege, der deutschen Kunst, tausendfältige Knospen und Blüthen treibt. Möge er zu unsern Brüdern sagen, wenn er in die alte Heimath zurückkehrt, daß die, welche im besten Sinne des Wortes Amerikaner geworden, doch nicht aufgehört haben, im besten Sinne Deutsche zu sein.

Wir Alle aber, meine Freunde von nah und fern, genießen wir mit vollen Zügen das Beste, das uns dieses Fest bescheert. Und wenn uns nach wenigen Tagen der Kampf des Lebens wieder auseinandertreibt, so vergesse Keiner von uns die köstliche Zeit, in welcher es unser ganzes Trachten war, in einem reinen edlen Genuß miteinander glücklich zu sein und durch diesen reinen Genuß den Samen des Guten zu pflanzen. Vergesse Keiner von uns, wie wir einander auch begegnen möchten, daß auf einem Boden wir Alle uns immer wieder herzlich zusammen finden werden: in der Pflege veredelnder Kunst, im Cultus des Schönen. C. Schurz, geb. 1829.

XVI. — Rede bei dem deutschen Friedensfeste zu Chicago, Ill., 29. Mai 1871.

Deutsche Frauen, deutsche Männer!

Es wurde mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil, Euch an diesem festlichen Tage zu begrüßen und Euch zu dem großen Erfolge

der deutschen Waffen und dem glücklich erlangten Frieden Glück zu wünschen. Und ich grüße Euch alle herzlich, die Ihr dem Vaterlande treu geblieben und deutsches Wesen und deutsche Treue bewahrt und genährt habt. Ich grüße Euch, Kinder Alldeutschlands; Euch von dem Rhein,

„Wo in den Thäler grüne Saaten
Und auf den Bergen edler Wein;“

Euch aus dem schönen Schwabenland und Hessen, dem reichen Bayern, Sachsen und Tyrol; aus Pommern und Westphalenland; aus Schleswig-Holstein meerumschlungen, das blieb so treu dem Vaterland; aus Preußen nun an Ehren und an Siegen reich; aus Oesterreich und dem Steyerland mit den treuen deutschen Herzen! Nur mit Euch kann der stolze Bau des neuen Bundes seiner Vollendung zugeführt werden. Auch Euch grüße ich, von dem Bruderstamme der Elsässer und Lothringer, die Ihr nach Jahrhunderte langer Trennung wieder den Weg in das Vaterland gefunden habt. Hinter Euch stürzt, wie ein elsässischer Volksvertreter richtig bemerkte, der wälsche Tand in Asch' und Trümmern, und vor Euch erhebt sich ein neues Staatswesen, gegründet auf Recht und Wahrheit. Und auch Euch grüße ich, deutschgesinnte Schweizer, die Ihr in der Wiedergeburt Deutschlands keine Gefahr, sondern nur eine Stütze erblicket. Ich grüße besonders Euch alle, welche in dem großen Kampfe und dem Siege der deutschen Waffen die Rettung der heiligsten Güter der Menschheit: Wahrheit, Recht und Freiheit, erblicken!

Endlich ist das große Ziel erreicht, dem die Edelsten unserer Nation seit Jahrhunderten zustrebten. Die deutsche Machtstellung im Völkerleben, die deutsche Staatseinheit ist gesichert und ein Volk das die Kraft und den Muth hatte, so große Opfer zu bringen, wird auch die volle Freiheit erringen und erhalten. Ich will nicht versuchen, Euch die Bilder der gewaltigen Kämpfe, welche den Frieden erzielten, nochmals vorzuführen. Dieser Friede wird dauernd sein, da die deutsche Nation denselben nur ihrer eigenen Kraft und keinem fremden Einflusse verdankt. Kein russischer Alexander gefolgt von Kosacken und Kalmücken, kein übermüthiger Britte, ge-

stützt auf seine Söldnerschaaren, schmälert diesmal den deutschen Ruhm, und die Deutschen können mit dem Dichter sagen: „Selbst erschuf er sich den Werth.“ Es ist nicht allein die gewaltige Heeres-Organisation oder das Talent der militärischen und politischen Führer, denen wir den Sieg verdanken, sondern die moralische Kraft des Volkes, die höhere sittliche Stellung des deutschen Familienlebens haben wesentlich zur Entscheidung des Riesenkampfes beigetragen, und wenn die deutschen Helden verherrlicht werden, so darf man nicht die deutsche Frau vergessen, die den Gatten, sechs Söhne und Schwiegersöhne in den Krieg ziehen sieht und ohne Klagen die ernsten Pflichten des Lebens dem Staate, der Familie und der Gesellschaft treu und redlich erfüllt. Es ist die deutsche Familie, gestützt auf Fleiß, Redlichkeit und Wahrheit, welche der Nation die Helden gab und welche nicht zum erstenmale im großen Völkerleben ihre Kraft so glänzend bewährte.

Wir Alle danken freudig bewegt, daß es uns vergönnt war, das gelobte Land der deutschen Größe, Einheit und Freiheit zu erblicken; aber in diesem Dankesgefühle dürfen wir neben den Helden der Gegenwart die Märtyrer der Vergangenheit nicht vergessen. Die Männer von 1813, 1832 und 1848 waren es hauptsächlich, welche das Bild der Neugestaltung des Vaterlandes, der Einheit und Freiheit in seiner ganzen Glorie dem Volke unverschleiert zeigten und welche die patriotische Begeisterung in den Herzen der deutschen Jugend nährten und dadurch dem deutschen Volksthume seine idealen Stützen gaben.

Palm, der einfache Buchdrucker, der das deutsche Volk an seine tiefe Erniedrigung unter der französischen Herrschaft mahnte und dafür durch französische Standrechtskugeln fiel; Fichte, der große Denker; Arndt, Körner, die poetischen Dolmetscher der patriotischen Gefühle des Volkes; Schill, der Führer der tollkühnen, freiheitsbegeisterten Jugend; Wirth, Siebenpfeifer und Rotteck, die politischen Führer und Geschichtsschreiber; und zuletzt die Männer der großen Bewegung von 1848 und 1849 bilden die großen Marksteine in der einheitlichen und freiheitlichen Entwicklungsgeschichte

des neuen Deutschlands. Dem Blute besonders, das in der Pfalz, in Baden und auf der Brigittenau vergossen wurde, ist eine herrliche Saat entsprossen, deren Früchte den Kindern Germaniens nun auf dem ganzen Erdenrunde entgegenreifen.

Es herrscht nun Frieden — auch hier in der großen Republik. Wir wollen vergessen, daß wir als Deutsche, die wir von der Gerechtigkeit der deutschen Sache durchdrungen waren und in dem Siege derselben den Sieg der wahren Civilisation erblickten, hier nicht sehr zahlreiche, aufrichtige Freunde hatten. Es hätte anders sein sollen, da deutscher Fleiß und deutsche Kraft zu der beispiellosen Entwicklung und Cultur des Landes sehr viel beigetragen, deutsche Wissenschaft und Kunst einen bestimmenden Einfluß auf das geistige Leben der Nation übten und deutsche Musik und deutscher Gesang als schönste Zierden das gesellschaftliche Leben umrankten.

Als der finstere Geist der Sclaverei die Republik beherrschte und die staatliche und freiheitliche Entwicklung derselben zu ersticken drohte, wirkten vorzüglich Deutsche mit den anglo-amerikanischen Gegnern kräftig zusammen und halfen das Land von dem Fluche befreien. Und als Verrath und Rebellion die Nation in ihren Grundfesten erschütterten, waren es deutsche Männer und Jünglinge, die unter den Ersten zu den Fahnen der bedrohten Freiheit eilten; und die unparteiische Geschichte wird zugestehen, daß deutsche Kraft und deutscher Muth vorzüglich zur Rettung der Republik beigetragen.

Wir wollen Frieden, wahren Frieden, welcher sich auf die Kraft, das politische Selbstbewußtsein und die treue Hingabe der deutschen Bürger an die großen Grundsätze der republikanischen Staatsverfassung stützt. Nicht Duldung, sondern volle Gleichberechtigung ist unser Losungswort, und in diesem Geiste werden wir fortfahren, die treuesten Bürger der Republik zu sein.

Und wieder durchschreitet ein finsterer Geist das Land, Corruption und Sitten-Verderbniß erheben ihr Hydra-Haupt. Gigantische Monopole bedrohen die freie Entwicklung und Wohlfahrt des

Landes. Die großen Städte sind gleich dem Babel an der Seine von Corruption unterwühlt, und in den Hallen der Gesetzgebungen tummeln sich gewissenlose Demagogen. Fernsehende Patrioten richten ihre Blicke nach der geschlossenen, germanischen Phalanx, als der von der Vorsehung bestimmten Retterin.

Sie kommt! Sie kommt! Und wenn der Kampf beginnt, wer zweifelt noch an dem Sturze der Lüge und an dem Siege der wahren Freiheit des Rechtes und der ewigen Wahrheit! Hoch die Republik! Hoch das vereinigte Deutschthum!

G. Schneider, geb. 1823.

XVII. — Rede, gehalten bei dem zweiten Stiftungsfeste des deutschen Pionier-Vereins zu Cincinnati. 26. Mai 1870.

Meine Herren Pioniere!

Ohne Sie lange mit den üblichen Einleitungen und obligaten Dankesergüssen für die Ehre, als Ihr Festredner heute auftreten zu dürfen, hinzuhalten, will ich nach ächter Pionierweise, welche die Kürze liebt und die Weitschweifigkeit geringschätzt, mit der Thüre in's Haus fallen und meinen Vortrag mit der Anekdote beginnen, die ich jüngst in einem Wechselblatte fand, um sie als Basis meines Arguments zu benützen.

„Die Deutschen sind nur gut zum Singen und Biertrinken, ich kann sie nicht ausstehen!" So sprach laut, im Eisenbahnwagen sitzend, ein junger Yankee zu der ihm gegenüber sitzenden Dame.

Ein junger Deutscher aber, der nebenan saß, wandte sich an den Verächter deutscher Nation mit der bescheidenen Frage: „Mein Herr, wissen Sie vielleicht, wer der thätigste Christ in England, und der größte Gelehrte in Oxford und der größte Ingenieur in den Vereinigten Staaten ist?"

Der Yankee wußte es nicht und suchte auszuweichen. Der Deutsche aber sagte: „Weil Sie mein Volk so verachten, so will ich es Ihnen sagen: der thätigste Christ in England ist Georg Müller in Bristol, der Vater von anderthalb tausend Waisenkindern, ein Deutscher; und der größte Gelehrte des heutigen Englands ist Max Müller in Oxford, dessen Späne (Chips of a German workshop) von Euren Kennern wie Juwelen geschätzt werden, ein Deutscher; und der größte Ingenieur in den Vereinigten Staaten ist Röbling, der Erbauer der Niagara-Brücke, ein Deutscher! Ich dächte, mein Herr, diese drei Namen könnten Ihnen beweisen, daß die Deutschen doch noch mehr können, als singen und Bier trinken! Wahrlich, wie Sie jene großen Männer nicht kennen, so kennen Sie auch unser Volk nicht!"

Nein, sie kennen es nicht, unser Volk, die engherzigen Tadler, sonst würden sie ihm sein reiches Gemüthsleben eher zur Ehre, denn zur Schmach anrechnen, sonst würden sie es dort beobachten, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei der Arbeit, der physischen und geistigen Arbeit, in der Werkstätte, hinter dem Pfluge, im Comptoir, im Laboratorium und in der Stube des Gelehrten. Dort würden sie seinen Fleiß, seine Rührigkeit, seine stille, unverwüstliche Thätigkeit bewundern lernen. Das gilt sowohl im alten Vaterlande als in der weiten Fremde, überall, wohin der Deutsche seinen Fuß setzt, da hinterläßt er die untilgbaren Spuren seiner alles bezwingenden Arbeitsamkeit.

Wollten wir den Beweis für unsere Behauptung in Beziehung auf Deutschland allein liefern, so genügte es einfach auf die Heroen der Gelehrsamkeit und Industrie, auf die kaufmännischen Crösusse, auf die reichen Bauern u. s. w. hinzuweisen; aber für unser Fest paßt es besser, das Argument auf unser Adoptivland zu beschränken. Finden wir nicht im ganzen Lande die Deutschen als thätige Handwerker, Geschäftsleute, als eifrige Arbeiter auf dem Felde der Künste und Wissenschaften? War nicht der reichste Kaufmann New Yorks, ja der neuen Welt, ein Deutscher? Zählt nicht einer der reichsten Banquiers jener Me-

tropolis zu unsern Landsleuten? Gehören nicht hier in Cincinnati, ja in den meisten großen Städten der Union die Deutschen mit zu den wohlhabendsten Bürgern, in deren Händen ein großer Theil des Grundbesitzes sich befindet? Und gehen wir hinaus auf's Land, wer eignet dort die schmucken Farmen mit den stattlichen Wohnhäusern und den wohlgefüllten Scheunen? Wem gehören die prachtvollen Weinberge, die die Hügel des Ohio zieren? Ist das Alles mit Singen und Biertrinken erworben worden, oder ist es nicht der sauerverdiente Schweiß emsiger Händearbeit?

Schon die erste deutsche Masseneinwanderung, obwohl meist den ärmern Klassen angehörend, kennzeichnete sich durch Fleiß und Strebsamkeit.

In Germantown, der ersten deutschen Stadt, bereits 1684 gegründet, beschäftigten sich die Bewohner mit Ackerbau und Gewerben, und die Erzeugnisse ihres Bodens, ihrer Strumpfwirkereien und Leinwebereien waren gern gesehene Artikel auf dem Markte der Hauptstadt. Droben am Hudson, im Mohawk- und Schohariethale, wo sie unter den unsäglichsten Mühen und Schwierigkeiten den Urwald rodeten, zeichneten sich ihre Farmen wegen der guten Bewirthschaftung durch reichlichen Bodenertrag aus. Pennsylvanien, dem sie wohl keine großen Reichthümer, aber die strammen Muskeln kräftiger Arme und eine unbeugsame Willenskraft zutrugen, wurde durch deutschen Fleiß bald zum Musterstaate der neuen Welt. Wo sie mit Axt und Spaten in die Wildniß drangen, da zeigte bald eine lichte Klärung und ein schmuckes Gehöfte das erfreuliche Resultat ihrer Thätigkeit und wo sie die schon angesiedelten Celten und Schotten weiter drängten, da machten bald deren niedere Balkenhütten ihren prächtigen Giebelhäusern und geräumigen Wirthschaftsgebäuden Platz. Wie durch Zauberschlag entstanden blühende Städtchen, durch breite und bequeme Landstraßen verbunden, wo vordem nur ein Indian trail oder ein enger Waldpfad die einzigen Verbindungswege abgegeben. In Virginien, wo sie sich am Rapidan, zu beiden Seiten der Piked Mountains, im Shenandoahthale niedergelassen, erkannte man leicht den Be-

sitzer einer schönen Meierei als germanischen Abkömmling. So war es in Georgia, so in den Carolinas.

Aber nicht allein mit Ackerbau beschäftigten sie sich, auch den Weinbau führten sie ein, gewannen Seide und Indigo, legten Papier- und Mahlmühlen und Tuchfabriken an und hoben die Industrie. Die ersten Glas- und Eisenhütten Pennsylvaniens verdanken Deutschen ihren Ursprung und heute existiren noch Oefen in jenem Staate, die in den berühmten Schmelzereien des Barons von Stiegel gegossen sind. Die Wasserwerke der Herrnhuter am Manockisy haben denen von New York und Philadelphia zum Vorbild gedient. Hier in Cincinnati gründeten die Deutschen die großartigen Bierbrauereien und Schlachthäuser, die Stearinlichterfabriken und die der chemischen Präparate. Hier, wie in den meisten Städten der Union, führten sie die Kunstgärtnereien und den Gemüsebau ein, ein Verdienst, das von den Städten nicht genug gewürdigt werden kann, da es ihnen einen angenehmen und gesunden Wechsel in ihrer Nahrung bereitet. Westtexas verdankt nur deutschem Fleiße seinen Aufschwung, ihm hauptsächlich den Grund zur Entwicklung seiner großartigen Hülfsmittel; elende Indianerdörfer hat er in blühende Handelsstationen umgewandelt, die Erzeugnisse des Bodens und der Viehzucht im eignen Lande zu verarbeiten und verwerthen gelehrt, und dem Handel und Gewerbe eine heimische Stätte geschaffen.

Auch um die Verbesserung der Schiffahrt machten sich die Deutschen wesentlich verdient; dem genialen Kopf eines germanischen Sprößlings entsprang zuerst die Idee zur Anlage von Canälen. Der Deutsche Kreider fuhr zuerst auf einem Flachboote von Middletown nach Baltimore, der Deutsche Joder zuerst den Ohio und Mississippi hinunter nach New Orleans. Baum und Bechtle, zu den ursprünglichen Bewohnern Cincinnatis gehörend, waren auch die ersten, welche die Kielboote mit Segeln bespannten und dadurch die langwierigen Fahrten nach dem mexikanischen Golfe abkürzten. Auf dem von Rosevelt erbauten ersten Dampfer des Ohio waren Ingenieur und Capitän Deutsche. Schrewe, von deutschen Eltern stammend, machte die ersten regelmäßigen Fahrten

zwischen Pittsburg und New Orleans, und rief dadurch eine segensreiche Revolution im westlichen Handel hervor. Waaren, die früher mühselig auf der Achse hierher geschleppt wurden, konnten jetzt auf der bequemen Wasserstraße zu jeder Jahreszeit billiger und schneller transportirt werden. Dazu machte seine Erfindung einer Maschine zur Zerstörung der Snags die Schiffahrt minder gefährlich und ihn zu einem Wohlthäter der Menschheit.

Kein Wunder, daß sich diese Pioniere der Industrie und Agricultur auch als kühne Erforscher des Urwaldes erwiesen. Kosmopoliten, wie die Deutschen, die nie mit sentimentaler Zähigkeit an der Scholle ihrer Heimath geklebt, sind von je ihrem abenteuerlichen Wandertriebe gefolgt.

Conrad Weiser, der Indianeragent, und Gist, der Landvermesser, waren die ersten, welche über die Alleghanies drangen, als noch keines Bleichgesichtes Fuß die Jagdgründe des rothen Mannes betreten hatte; ihnen folgten Post und Heckewelder; Hauptmann Brehm veröffentlichte sogar den Bericht seiner gefahrvollen Entdeckungsreisen; Zeisberger legte die ersten permanenten Niederlassungen in Ohio an. Unter Boone's, des Kentuckier Pioniers, Gefährten befanden sich mehrere Deutsche. Heute noch ragt am Big Barren, unweit Bowling Green, eine stattliche Buche, auf der die Namen von fünf Deutschen, Genossen der langen Jäger des Obersten Knox, mit der Jahreszahl 1775 eingegraben sind. Mehrere der ersten Niederlassungen Kentucky's wurden von unsern Landsleuten angelegt. Drüben in Campbell und Kenton County hatten die Deutschen schon im Beginn dieses Jahrhunderts Fuß gefaßt und die Gerichtsbücher für die Einzeichnung der Kaufbriefe weisen zwei gegen einen amerikanischen Namen auf. Wer die Piniergeschichte Ohio's studirt, dem muß das häufige Erscheinen deutscher Namen unter den ersten Ansiedlern vieler Bezirke auffallen. In unserm Staate sowohl als in Kentucky pflanzten Deutsche die ersten Kartoffeln, flüchtige Tunker den ersten Weizen in Arkansas. In einem Werke: The old settlers of the Wabash valley betitelt, finde ich deutsche Pioniere zahlreich angeführt. Bekannt ist die

deutsche Ansiedlung der Rappisten in New-Harmony, der deutschen Schweizer in Vevay, wo sie den ersten Wein pflanzten, bekannt die deutschen Ansiedlungen von Dubois und Dearborn County in Indiana, welche letztere von einem noch in unserer Mitte lebenden Pionier gegründet wurden. Bekannt ist auch, daß die Deutschen die ersten Ansiedler des Mississippithales waren; vom berüchtigten John Law herübergelockt, bauten sie sich im Kirchspiel St. Bernhard an. Der See Allemand, sagt Klauprecht, die deutsche Küste, sowie eine zahlreiche deutschsprechende Nachkommenschaft erinnern in unsern Tagen noch an diese Gründer der ersten gedeihlichen Landwirthschaft im Thale des Vaters der Gewässer. Mit besonderem Lobe gedenkt ihrer der französische Reisende Raynal in seinen Berichten. Auch nach dem fernen Westen setzten sie schon frühe ihren Fuß, nach Missouri und Wisconsin zunächst und von dort, als durch massenhafte Einwanderung in den deutschen Niederlassungen bald Uebervölkerung eingetreten, drangen sie hinüber nach Minnesota, Jowa, Nordkansas und Nebraska und gründeten dort zahlreiche Ansiedlungen, die in unscheinbaren Anfängen beginnend, durch rasches Emporblühen bald ein sprechendes Zeugniß vom stillen, rührigen Fleiße ihrer Gründer gaben. Jn diesen Staaten vermochten sie die Gesetzgebungen und constituirenden Conventionen derartig zu beeinflussen, daß sie sogar ihren Sitten und Neigungen besondere Rechnung trugen. Selbst die Barrikaden brachen sie nieder, die an einzelnen Orten von Andersdenkenden zur Wahrung ihrer Sonderansichten errichtet waren.

An der pacifischen Küste war schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Missionär Kühn thätig und seinem Forschungseifer verdanken wir die ersten geographischen Berichte über Californien. Jn unserm Jahrhundert gründete dort der kühne Capitän Sutter eine blühende Niederlassung und die zufällige Entdeckung des Goldes auf seinen Ländereien zog Tausende von schätzegierigen Abenteurern in jenes gesegnete Territorium und gewann es der raschen Cultur.

Nun treten Sie einmal heran an die Hobelbänke, Feueressen,

an die Schneidertische, an die Webebäume und Schusterstühle; oder fahren Sie hinunter in die Stollen und Schachte der Berge, wen finden Sie dort thätig? Selbst in den Kupferminen des Lake Superior reichten mir Bergleute aus meiner Heimath die Hand zum Gruße. Oder treten Sie ein in die Fabriken, in die Eisenhütten, in die Schmelzereien, in die Maschinenwerkstätten, Schlächtereien, Seilereien, Färbereien, und — wer kann die Namen aller dieser Stätten nennen, wo sich menschliche Hände rühren? — sind nicht Deutsche zumeist dort die Arbeiter und sehr häufig auch die Besitzer? Sehen Sie sich um in den großen Waarenlagern, in den Tuch-, Ellenwaaren-, Spezereigeschäften, in den Eisen- und Juwelenläden, sind nicht überall Deutsche und sehr häufig durch Deutsche beschäftigt? Der Tabaks- und Baumwollenhandel und das Importgeschäft in Baltimore ist einzig und allein in den Händen deutscher Firmen, in New York wenigstens zum großen Theil. Dabei muß man eines Umstandes nicht vergessen: der deutsche Arbeiter ist gesucht wegen seines Fleißes und seiner Ehrlichkeit, dem deutschen Geschäftsmann verkauft der Großhändler gern wegen seiner Vorsicht und Ehrlichkeit, der eine stiehlt nicht, der andere betrügt nicht. Durch Vermeidung wilder Speculation, die Alles auf eine Karte setzt, entgeht er den unsichern Wechseln des Handels und bleibt stets zahlungsfähig. Selbst der Neid muß seine Solidität rühmen. Vermöge ihrer gerade hat er sich häufig aus der niedersten Stellung emporgearbeitet. Als Porter oder einfacher Handwerker beginnend, finden wir ihn nachher als Großhändler, Bankpräsident oder Chef einer geachteten Firma.

Der größte Geschäftsmann der Union ging daher aus der Reihe der Deutschen hervor, Johann Jacob Astor, ein kaufmännisches Genie, wie ihn Kapp nennt, eine jener universalen, Alles umfassenden und beherrschenden Naturen, die ihren unermüdlichen Unternehmungsgeist auf ganze Welttheile ausdehnen, den Welthandel in neue Bahnen lenken und von ihrer bescheidenen Schreibstube aus einen über den Ocean reichenden Einfluß gewinnen. Wer diesen Typus eines selbstgemachten Mannes von unten auf in seiner

ganzen Entwicklungsphase studirt, dem wird es klar werden, daß deutscher Fleiß und Speculationsgeist an zähem Sinn des Erwerbens, an weitsehendem Scharfblick, an Richtigkeit der Berechnung den Aspinwalls, Grinnels, Vanderbilts, Stewarts würdig zur Seite gestellt, wenn nicht vorgezogen werden kann. Wenn auch der größte und reichste, ist er doch nicht der einzige Deutsche, der in der Geschäftswelt eine hervorragende Rolle spielt. Jede bedeutende Stadt der Union hat ihre kleineren Astors aufzuweisen. So finden sich in den Steuerlisten Cincinnati's deutsche Namen mit einem jährlichen Einkommen von einigen hundert tausend Dollars verzeichnet.

Die Geschäftsleute bilden übrigens den Uebergang zu der Klasse der geistigen Arbeiter, als welche die Deutschen dieses Landes ebenso ruhmvoll excelliren. Gleich vom Beginn an suchten sie der Cultur und Bildung Heimstätten zu gründen. Schon der Führer der ersten deutschen Masseneinwanderung, Pastorius, der durch umfassendes Wissen unübertroffen da steht, war auch der erste deutsche Schulmeister und Schriftsteller. Die deutschen Prediger des vorigen Jahrhunderts waren meist gelehrte Leute, von denen sich ihre englischen Collegen wunderten, daß sie in den classischen Sprachen ebenso bewandert waren, wie in ihrer Muttersprache. Aus diesem Grunde übertrug man ihnen gerne die Professuren an den höhern Lehranstalten. Ihrem schweren Missionsamte standen sie mit unverwüstlicher Ausdauer und Treue vor. Keine Mühen und Strapazen konnten sie zurückschrecken, mit dem göttlichen Wort Trost und Unterricht in die zerstreuten Hütten des Hinterwaldes zu tragen. Um einen Einblick in die riesenhaften Mühsale jener Männer zu gewinnen, muß man das Tagebuch Mühlenbergs nachlesen, das in grellen Zügen die unausgesetzten beschwerlichen Arbeiten eines treuen Verkündigers des Evangeliums schildert; oder die Wanderzüge Zeisbergers und Heckewelders in den Wildnissen Ohio's und Michigans, die mit ihren unglücklichen Neophyten von Ort zu Ort, von Staat zu Staat wandern mußten, überall bedroht, verfolgt und verdrängt und doch nie ihr hohes und edles Ziel vergessend, die Cultur in die Herzen der rothen Kinder des Waldes zu

pflanzen; oder endlich die beschwerlichen Fahrten eines Baraga auf den wilden, stürmischen Gewässern des Michigan- und obern Sees und in den Schneegefilden der nordischen Regionen, tagelang ohne schützendes Dach, um die müden Glieder auszuruhen, oder ohne einen Bissen Brodes, den quälenden Hunger zu stillen, — immer für die eine Idee wirkend, der Civilisation einen festen Vorposten zu errichten. Lange noch wird das Andenken dieser geistigen Wohlthäter in der Geschichte fortleben, wenn auch kein rother Mann mehr den Büffel jagt oder seinem Manitu opfert.

Die Schulen, welche die deutschen Religionsgenossenschaften des vorigen Jahrhunderts gründeten, übertrafen die bestehenden englischen durch ihre exacte Lehrmethode derartig, daß bald Zöglinge aus allen Theilen des Landes in ihre Hallen strömten, um ihren Unterricht zu genießen, und heute bestehen noch viele derselben als Zierden und Zeugen deutscher Gediegenheit. Oberflächliches Wissen verachtend, dem man nur zu häufig in amerikanischen Lehranstalten huldigt, waren sie ernstlich darauf bedacht, durch gründliche und tiefe Studien den Geist des Knaben zu entwickeln und heranzubilden.

Blicken wir nach diesen befriedigenden Resultaten geistigen Pionierlebens auf die Jetztzeit, wo sich die Einwanderung einer durchgängigern Intelligenz erfreut, so finden wir, wie zu erwarten, eine bedeutende Anzahl von deutschen Lehrern und Professoren an den öffentlichen Schulen und höhern Lehranstalten thätig, die sich durch tiefe wissenschaftliche Bildung, treue Hingabe an ihren hohen Beruf und klares Verständniß ihrer hehren Aufgabe mit ihren englisch-redenden Collegen rühmlichst messen können. Noch mehr! Die deutsch-englischen Freischulen Ohio's, der Stolz des großen Westens, die selbst in Europa als große Errungenschaften betrachtet, und von den übrigen Staaten allmälig eingeführt werden, verdanken unsern deutschen Pionieren Cincinnati's ihren Ursprung und Manche aus Ihrer Mitte haben für die Errichtung derselben emsig gearbeitet. Die weittragenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Es gibt heute in den Vereinigten Staaten kaum noch ein

College von Bedeutung, in dem nicht Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt wird. Daß es mit der Schulbildung der hiesigen Deutschen überhaupt nicht so schlecht bestellt ist, beweist der Umstand, den der Repräsentant Prosser von Tennessee anführt, daß die vier einzigen Regimenter im letzten Kriege, in denen jeder Mann seinen Namen schreiben konnte, rein deutsche waren.

Auch in den übrigen gelehrten Fächern brauchen die Deutschen nicht zurückzustehen. Wir haben tüchtige Geistliche, tüchtige Aerzte und tüchtige Juristen. Viele derselben haben sich einen hervorragenden Namen erworben und ihr Rath ist gesucht und gewichtig. Durch sein Rednertalent leuchtet im höchsten Rathe der Nation Carl Schurz als Stern erster Größe, von dem selbst die nativistische Times zugestehen mußte, daß er bei der Debatte über die Georgiabill sich verewigt habe und die Führerschaft des Senats an sich zu reißen scheine.

Auch in den Künsten sind die Deutschen glänzend vertreten durch hervorragende Maler, Architekten und Bildhauer. Leutze's Uebergang Washingtons über den Delaware, Lamprecht's Marquette sind Meisterwerke. Dem Erbauer der Niagara- und Ohiobrücke kann kein amerikanischer Ingenieur die Palme streitig machen. Sein Sohn wird den Ruhm des Vaters vollenden. Ihnen nahe steht der Brückenbauer Bender; dem Kopfe Sutro's verdankt man das großartige Projekt, die Goldminen Nevada's durch einen einzigen Riesentunnel zu entwässern. Der Deutsche Gindele entwarf den Plan zu den großartige Wasserwerken Chicago's, die durch einen unterseeischen Canal vom Michigan-See gespeist werden, der Deutsche v. Schmidt entfernte, durch ingeniöse Sprengung, die Felsen aus dem Hafen von St. Francisco, die dort der Schiffahrt so hinderlich waren.

Was bleibt denn noch übrig, wo die Deutschen nicht rüstig mitgearbeitet hätten zur Beförderung der Cultur? Kaum sind die ersten schweren Vorarbeiten des Pionierlebens, die sich auf den Broderwerb richten mußten, vorüber, da beginnen sie schon mit der Gründung von Zeitungen und der Verbreitung lehrreicher Schrif-

ten in ihrer Muttersprache und vertheidigen als Vorkämpfer der Volksrechte die coloniale Preßfreiheit gegen die Einriffe der englischen Krone. Der Sohn der armen deutschen Wittwe, Zenger, den man zur Deckung des Ueberfahrtsgeldes an einen Drucker verdingt hatte, war der Pionierheld in diesem Kampfe. Wenige Jahre nach ihm tritt ein anderer Deutscher auf die Bühne, der mehr als irgend ein englisch-redender Drucker oder Verleger seiner Zeit leistete. Wir meinen den bekannten Christoph Sauer von Germantown. Seine drei Quartobibeln waren die ersten, welche außer der unbedeutenden Elliot'schen Indianerbibel im Drucke erschienen. Außer diesen verlegte er noch weitere 120 größere oder kleinere Schriften. Schon im Jahre 1739 begann er mit der Herausgabe einer monatlichen, später wöchentlichen Zeitung, der bald andere in verschiedenen Theilen des Landes folgten.

Das waren freilich, im Vergleich mit heute, nur die ersten kümmerlichen Anfänge zu jener Unmasse von Tagesblättern und Zeitschriften, die jetzt in endloser Zahl zur Unterhaltung, Belehrung und Verfolgung politischer Parteizwecke ihr Erscheinen gemacht haben, und von denen Viele bei umsichtiger Redaktion vermöge ihres bildenden und veredelnden Einflusses Großes und Herrliches leisten. Dürfen wir den Versicherungen des literarischen Anzeigers Steiger's Glauben schenken, so beträgt die Anzahl derselben an 330 und die Circulation einzelner übersteigt die Hunderttausend.

An diese Vertreter deutscher Bildung müssen wir nothwendig jene Männer anreihen, die sich durch Abfassung trefflicher Werke eine bleibende Anerkennung im Herzen jedes gebildeten Deutsch-Amerikaners erworben haben. Einer derselben, Friedrich Kapp, verdient es, daß wir speziell seines Namens Erwähnung thun, weil er durch Schriften und Amt wesentlich zur Hebung des Deutschthums und zum Schutze der deutschen Einwanderer gewirkt hat, und der herzliche Abschiedsgruß, den ein hervorragender Mitbürger unserer Stadt dem Scheidenden bei seiner Rückkehr in die Heimath als vale mit auf den Weg gab, war ein wohlverdienter und gleich ehrenvoll für den Gebenden wie für den Nehmenden.

Als ein weiterer Beweis deutschen Strebens zur Förderung der Cultur, muß hier des Versuches gedacht werden, die Humanität, jene edelste Blüthe menschlichen Daseins, in's sociale und politische Leben einzubürgern. Schon gleich nach ihrer Einwanderung erhoben die deutschen Quäker Germantowns, Pastorius an der Spitze, Einsprache gegen die Negersclaverei, jene Schmach des Menschengeschlechtes, und bewogen den Statthalter Pennsylvaniens, die Frage der gesetzgebenden Versammlung vorzulegen. Freilich lehnte diese aus ängstlichen Rücksichten die Erledigung derselben ab, aber das ließ die Deutschen in ihrem Eifer nicht erkalten. Wie die Quäker von Germanopolis, so legten auch später die Herrnhuter und die Salzburger Auswanderer von Georgia Protest gegen jenes entwürdigende Institut ein und obwohl auch sie mit ihren verfrühten Forderungen nicht durchdrangen, so versuchten sie doch nach Kräften, die Sclavenhalter zu einer humaneren Behandlung ihrer Schwarzen zu bestimmen, kauften sie frei und errichteten Schulen zu ihrem Unterricht. Wo immer in den südlichen Staaten die Deutschen sich ankauften, sagt Löher, da war es ihr Erstes, die mit den Gütern überkommenen Neger frei zu geben. Das deutsche Volk hat unter allen Völkern der Erde allein keinen Antheil an jenem verwerflichen Handel gehabt, nimmer aufgehört, diese Schandthat zu bekämpfen; das hat ihm die Weltgeschichte sicher in sein Guthaben geschrieben. Deßhalb war es gewiß nur ein Akt der vergeltenden Gerechtigkeit, daß durch das Gewicht des deutschen Elementes in den politischen Parteien jenes Institut aufgehoben wurde und Farbe und Race nicht länger mehr Herren und Knechte kennt.

Neben dieser Thätigkeit auf dem Felde der Humanität ist der starke Arm unserer Landsleute nimmer müßig gewesen, wenn es galt, ihn im blutigen Kriegshandwerk zu rühren. Im französisch-englischen Kriege bildeten die deutschen Niederlassungen des Mohawkthales die Vorposten gegen die verbündeten Franzosen und Indianer, und mancher deutsche Bauer mußte mit seinem Herzblut die Schuld für's neue Vaterland bezahlen, das so wenig zu seinem

Schutz und Gedeihen that. Im großen Unabhängigkeitskampfe hatten dieselben Deutschen den ersten Anprall gegen die englischen Tories und die Rothhäute auszuhalten und nach der Verwüstung ihrer Dörfer erkauften sie sich erst Ruhe auf dem Schlachtfeld von Oriskany mit dem Tode ihres Führers Herkheimer und vieler tapfern Pioniere. Zur selben Zeit brachen die Britten in die deutschen Niederlassungen des Wyomingthales ein, brannten und sengten alles nieder und trieben die Bewohner, die sich erst nach hartnäckigem Kampfe ergaben, nackt und heimathlos in die Gebirge. Von den 350 Freiwilligen, die bei der Nachricht vom britischen Einfall, unter Hollenbach der Heimath zur Hülfe herbeigeeilt, entkamen nur 50 dem mörderischen Blutbade. Den Deutschen im Süden am Savannah und Congarree erging es wenig besser; ihre Ansiedlungen wurden im Verlaufe des Freiheitskampfes der Hauptschauplatz des Krieges. Aber stets waren sie bereit, die Waffen für ihr neues Vaterland zu ergreifen; in Pennsylvanien, Virginien und den Carolinas bildeten sich unter deutschen Führern eigene Regimenter, die mit Auszeichnung fochten. An ihrer Spitze erschienen die Hiester, Müller, Schmeisser, Dritt, Fabiger, Kalteisen, Hüger und der zuverlässige Peter Mühlenberg. Aus der alten Heimath kamen Kalb, der in den Vorderreihen kämpfte, und Steuben, der die Reserven schulte, — kamen Ziegler, Cincinnati's erster Mayor, Rudolph Fersen und Glasbeck herüber, um den Colonien ihren kriegsgeübten Arm zur Verfügung zu stellen.

An den Grenzansiedlungen mußten die deutschen Pioniere in ewigem Kampfe mit den Rothhäuten liegen, und Rupp erzählt in seiner Geschichte manche Beispiele ihres unerschrockenen Muthes.

Im Kriege mit Mexico waren sie wieder bei der Hand, und mancher deutsche Mann fand auf dessen sonnigen Gefilden den Tod für sein neues Vaterland. Aus unserm Nachbar-County zog ein deutscher Abkömmling den Ihr Alle kennt als General in den Kampf, der sich bei der Erstürmung Monterey's, wo er das Obercommando führte, rühmlichst auszeichnete. Er war ein tüchtiger Offizier, aber auch ein tüchtiger Jurist und Staatsmann, verehrt von seinen Sol-

daten, geachtet von seinen Collegen und geliebt von seinen Mitbürgern.

Als endlich im letzten Rebellionskriege die Schlachttrommel ertönte, da eilten die Deutschen schaarenweise herbei, um die Einheit der Union zu wahren. Aus ihrer Mitte gingen tüchtige Generäle hervor, ein Sigel, Osterhaus, Willich, Schimmelpfennig, Weitzel, Salomon, Kiefer, Steinwehr, Kautz, welcher letztere sich als Reitergeneral vor Richmond und Petersburg besonders hervorthat. Unter Ihnen selbst erblicke ich Viele, die bereitwillig das Gewehr schulterten, um die Autorität der Bundesregierung aufrecht zu halten. Vor Allen erwähnen muß ich den verehrten Präsidenten unseres Vereins, Herrn General Moor, der in Florida, Mexico und im Bürgerkriege mit gleicher Auszeichnung kämpfte.

Aber auch durch ihre administrative Thätigkeit haben die Deutschen geglänzt und wir können mit Stolz auf die Gouverneure New Yorks Minnewit und Leisler hinweisen, von denen jener durch seine umsichtige Tüchtigkeit die neue Colonie zur schnellen Blüthe entwickelte, dieser als Kämpfer und Märtyrer für die Volkssache fiel; wir können hinweisen auf die deutschen Gouverneure Pennsylvaniens, Schneider, Hiester, Schulze, Wolf und Schunck, auf Gouverneur Körner von Illinois, Salomon von Wisconsin.

So haben denn deutsche Tapferkeit, Thatkraft und Intelligenz mit unauslöschlichen Zügen ein umfangreiches und inhaltschweres Kapitel in die amerikanische Geschichte eingezeichnet, das wir mit Stolz durchblättern dürfen; sie haben wacker und getreulich am Auf- und Weiterbau, redlich an der Entwicklung und Gestaltung unserer staatlichen, industriellen und sozialen Zustände mitgearbeitet, und wir brauchen keines eingebildeten Mannes vornehmes Naserümpfen zu dulden; um so weniger als der Deutsche, auf seine eigene Ausdauer und Tüchtigkeit, sein eigenes Selbstvertrauen angewiesen, nicht wie jener vom Mutterlande gehegt und geschützt, alles dieses Große und Herrliche vollbracht hat. Für den Fortbestand der deutschen Eigenheit brauchen wir deßhalb gar nicht zu bangen;

ein Volk, das sich unter dem größten Drucke feindlicher Verhältnisse an die Oberfläche zu kämpfen vermag, läßt sich nicht absorbiren und bewahrt unverkümmert das stetige Bewußtsein seiner innewohnenden Stärke, dann um so eher, wenn ihm amerikanische Intelligenz noch entgegenkömmt. Denn die tiefer denkenden Amerikaner erkennen diese Verdienste mit kluger Berechnung an; davon gibt das Lob, welches der Gouverneur Californiens in seiner letzten Jahresbotschaft unsern Landsleuten spendet, ein ehrliches und ehrendes Zeugniß, dem richtigen Verständniß der Agriculturverhältnisse seines Staates wie der richtigen Beurtheilung unseres Volkscharakters entsprungen.

Die Thätigkeit des Deutschen ist aber nicht von jener aufbrausenden raschen Art des Celten, der Alles im unbedachten Taumel erobern will und sich schließlich begnügt, die Keller auszugraben, auf denen wir unsere Häuser errichten, oder die Eisenbahnen zu bauen, auf denen wir unsere Produkte verschiffen; noch von jener speculativen, kalt berechnenden Art des Yankee, der nur für sich selbst arbeitet, um Reichthümer zu sammeln, die er im Alter behäbig genießen will: nein, seine Thätigkeit ist eine langsam bedächtige, aber sicher vorwärts schreitende, erst klug überlegende und dann rüstig eingreifende, alles überwindende. Der Deutsche unternimmt nicht schnell, aber was er unternimmt, das führt er auch aus; wo er deßhalb einmal Fuß faßt, da haftet er fest wie eine Klette. Daher sein Streben, so schnell als möglich ein Besitzthum zu erwerben, um es für sich und seine Familie dauernd zu behalten; daher die bemerkenswerthe Thatsache, daß unter den Grundeigenthümern die Deutschen in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten sind. Den Yankee, ewig rastlos und ewig veränderlich, duldet es nicht lange an einem Platze, er verläßt ihn, sobald ihm der Deutsche auf den Hals rückt. Er verrichtet eigentlich die Vorkämpfe der Cultur, der Deutsche vollendet sie. Dieser bewohnt zuletzt den Palast, den jener für sich selber aufgebaut; dieser verbessert und verschönert das Anwesen, auf dem jener den ersten Baum gefällt und den ersten Mais gepflanzt.

Aus diesem Grunde ist das unsrige eines der wichtigsten Bevölkerungs-Elemente dieses Landes. Es repräsentirt die zähe, seßhafte, aber thätige Beständigkeit. Ohne es existirte hier keine gründliche Cultur. Aus dem beständigen Wechselverkehr mit den übrigen Völkerelementen soll aber das unsere den vernünftigen Nutzen ziehen, ihre Vorzüge, ihren klug-praktischen Realismus, ihre straffere Energie, ihre fertige Routine auf sich einwirken zu lassen und ihnen etwas von seiner Sonderheit, seinem reichen Gemüthsleben, seiner idealistischen Gedankenfülle, seiner Gründlichkeit aufzudrängen. Aus der harmonischen Verschmelzung amerikanischer Energie, irischer Zuversichtlichkeit und deutscher Gediegenheit muß ein unbesiegbarer Volkscharakter resultiren, der in der Geschichte eine große Rolle zu spielen berufen ist, denn die Mischlingsvölker sind immer die Leistungsfähigsten.

Ein richtiges Verständniß dieser Momente würde dem Deutschen das, was ihn zum liebenswürdigen Pionier der Welt macht, sein warmes Herz und seine Geselligkeit weit eher zum Verdienste denn zum Verbrechen anrechnen, auch wenn es sich in der Liebe zur Kunst und im mäßigen Genusse äußert.

Oder ist es denn gar so tadelnswerth, daß er mit der Axt und dem Spaten auch der Heimath süße Lieder in den Urwald trägt, um während und nach der Arbeit sich an den trauten Melodien zu ergötzen? Ist es gar so tadelnswerth, daß in den Städten, wo sich der fröhlichen Gemüther so viele zusammenfinden, die Gleichgesinnten Gesangvereine stiften zur gegenseitigen Unterhaltung, zum Cultus der Musen, zur Läuterung und Verfeinerung des eigenen und fremden Geschmackes; ist es so tadelnswerth, daß sie Opern aufführen und Gesangfeste veranstalten, um dem Schönen auch bei Andern Geltung zu verschaffen? Nicht dem Mammon dienen, sondern Herz und Geist veredeln, das Leben verschönern, die Humanität fördern, das ist der deutschen Sänger hehres Ziel.

Dank dem Himmel, daß ihr humanes Streben schon so segensreiche Früchte getragen! Durch ihre trefflichen Leistungen in Musik und Gesang haben sie bei den intelligenten Amerikanern den

Sinn und die Liebe zur Kunst geweckt und gehoben und den Nativismus bezwungen. Nebst den auf der Pariser Ausstellung mit der Goldmedaille gekrönten Pianos aus Steinway's Fabrik hört man überall vom atlantischen bis zum stillen Ocean, vom Golfe bis zu den kalten Seen des Nordens die wohltönenden Instrumente der deutschen Künstler Knabe, Weber, Lindemann und Anderer. Wo ein Gotteshaus ragt, da begleiten die frommen Lieder der Gläubigen die Orgeln der deutschen Erbauer, als deren Pionier wir unsern Schwab bezeichnen müssen. Ihr schmelzender Wohlklang sänftigt auch am Ende die Vorurtheile der engherzigen Hypokriten, die uns mit vornehmer Geringschätzung die Liebe zum Gesange und zur geselligen Unterhaltung vorwerfen.

Um so größere Achtung und Ehre verdienen jene liberalen Amerikaner, die unser Wesen verstehen und sich gerne an unsern Freudenfesten betheiligen, ja willige und hülfreiche Hand bei ihrer Veranstaltung bieten. Oeffentlich spreche ich daher denen unserer amerikanischen Mitbürger meine herzlichste Anerkennung aus, die uns heute mit ihrer Gegenwart beehren, öffentlich jenen meinen Dank aus, die als thätige Mitglieder im sängerfestlichen Bürger-Committee mitwirken. Sie würdigen unseren Charakter und begreifen die culturhistorische Aufgabe unserer Nation.

Wie schon gesagt, ist die Liebe zum Vergnügen nur die eine und zwar liebenswürdige Seite des deutschen Charakters, der sich erst in seiner Liebe zur Arbeit vervollständigt. So zeigt es sich in der ganzen Welt. Wo immer die Deutschen einen Boden für ihre Thätigkeit gesucht haben, im kalten Norden, wie im sonnigen Süden, nahe dem Sonnenaufgang oder wo sie zur Ruhe geht, immer sind sie des Gedeihens sicher gewesen. Zwar getrennt durch geographische Barrieren, haben sie überall mit dem gleichen Erfolge das gleiche Streben vereinigt, dem neuen Vaterlande zu dienen und den Glanz des alten zu verherrlichen. Darum mag auch heute bei dieser Feierlichkeit ein froher aufmunternder Gruß ertönen von den deutschen Pionieren Cincinnati's an die deutschen Pioniere der ganzen Welt. G. Brühl, geb. 1826.

IV Prosa der amtlichen Mittheilung.

XVIII. — Aufruf König Wilhelm's von Preußen an sein Volk beim Beginn des preußisch-österreichischen Krieges 1866.

An Mein Volk! In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach: Das Vaterland ist in Gefahr! Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen! Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngern, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in all seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Die alte, unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert, Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm

gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens." Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten? In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwicklung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben. Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gegen Diejenigen gehen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und

Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne! Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch Diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen. Gott mit Uns!

Berlin, 18. Juni 1866.

(Gez.) Wilhelm.

XIX.—Proclamation König Wilhelm's von Preußen bei der Annahme der deutschen Kaiserkrone.

Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, thun hiermit kund und zu wissen, daß, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte Uns einmüthig aufgefordert haben, mit Wiederherstellung des deutschen Reichs die seit mehr als sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern, und nachdem die hierzu nöthigen Bestimmungen der Constitution des deutschen Bundes einverleibt worden, halten Wir es für eine Pflicht, die Wir dem gesammten Vaterlande schulden, diesem Ruf der deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die Kaiserwürde anzunehmen. Wir und Unsere Nachfolger auf dem preußischen Throne werden daher fortan in allen Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reichs den Kaisertitel führen, und Wir hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation vergönnt sein möge, das Vaterland unter den Auspizien seines alten Ruhms einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde mit vollem Bewußtsein Unserer Pflicht, die Rechte des Reiches und seiner Glieder mit deutscher Treue zu schützen, den Frieden zu wahren,

die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir übernehmen sie in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein möge, die Früchte seiner heißen und heldenmüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden innerhalb der Grenzen zu genießen, die dem Vaterlande gegen neue französische Angriffe jene Sicherheit gewähren werden, deren es seit Jahrhunderten entbehrte. Gebe Gott, daß Wir und Unsere Nachfolger in der Kaiserwürde allezeit Mehrer des deutschen Reiches, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung sein werden.

XX. — Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten.

(Verfaßt von Thomas Jefferson.)

Wenn im Laufe der Begebenheiten ein Volk genöthigt wird, die politischen Bande aufzulösen, welche es mit einem andern vereinten, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stellung einzunehmen, wozu es durch die Gesetze der Natur und deren Schöpfer berechtigt ist, so fordert die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschen, daß es die jene Trennung veranlassenden Ursachen öffentlich verkünde.

Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürfend, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind; daß zu diesem Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören; daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß jedesmal, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend in diese Endzwecke eingreift, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine Regierung einzusetzen und diese auf solche Grundsätze zu gründen und deren

Gewalten in der Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glück am erforderlichsten scheint. Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter oder vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und demgemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sich durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnt, selbst Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und unrechtmäßigen Eingriffen, welche unabänderlich immerdar den nämlichen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, das Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, so ist es seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen. Von der Art war auch das stille Dulden dieser Colonien, und von der Art ist nun die Nothwendigkeit, welche sie das frühere System der Regierung zu ändern zwingt. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von England ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und unrechtmäßigen Anmaßungen, welche alle die Errichtung einer unumschränkten Tyrannei über diese Staaten bezwecken. Zum Beweise dessen seien hiermit Thatsachen der unparteiischen Welt vorgelegt.

Er hat seine Genehmigung den heilsamsten und nothwendigsten Gesetzen für gemeine Wohlfahrt verweigert.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von unaufschiebbarer und dringender Wichtigkeit rechtskräftig zu machen, oder er hat ihre Wirkung suspendirt, bis seine Genehmigung dazu erlangt wurde, und die so aufgeschobenen hat er zu beachten gänzlich vernachlässigt.

Er hat es verweigert, andere Gesetze zu zweckmäßiger Einrichtung ausgedehnter Districte des Volkes zu genehmigen, es sei denn, daß dieses Volk sein Vertretungsrecht bei der Gesetzgebung aufgeben würde — ein Recht, dem Volke unschätzbar und nur furchtbar dem Tyrannen.

Er hat gesetzgebende Körper in ungewöhnliche, unbequeme und

von den Bewahrungsörtern ihrer öffentlichen Urkunden entfernte Plätze zusammenberufen, aus der alleinigen Absicht, sie durch Ermüdung zur Willfährigkeit gegen seine Maßregeln zu zwingen.

Er hat zu wiederholten Malen die Häuser der Repräsentanten aufgelöst, weil sie sich mit mannhafter Festigkeit seinen Eingriffen in die Volksrechte widersetzten.

Er hat nach solchen Auflösungen für eine geraume Zeit die Wahl anderer (Repräsentantenhäuser) zu veranstalten sich geweigert, wodurch die gesetzgebende Gewalt, welche nicht vernichtet werden kann, dem gesammten Volke zur Ausübung wieder zugefallen ist und mittlerweile der Staat allen Gefahren eines feindlichen Einfalls von außen und Erschütterungen im Innern ausgesetzt blieb.

Er hat sich Mühe gegeben, das Steigen der Bevölkerung dieses Staates zu verhindern, indem er zu diesem Endzwecke den Gesetzen für die Naturalisation Fremder Hindernisse in den Weg legte, andere Gesetze zum Ermuntern der Einwanderungen hierher zu erlassen verweigerte und die Preisbedingungen zu neuem Ländererwerb steigerte. Er hat die Handhabungen der Gerechtigkeitspflege gestört, indem er seine Zustimmung zu Gesetzen, die Errichtung richterlicher Gewalten bezweckend, verweigerte.

Er hat die Richter von seinem Alleinwillen abhängig gemacht in Hinsicht der Dauer ihrer Aemter und des Betrages und der Bezahlung ihrer Gehalte.

Er hat eine Menge neuer Aemter errichtet, Schwärme von Beamten hierher geschickt, um unser Volk zu belästigen und seinen Lebensunterhalt aufzuzehren.

Er hat mitten unter uns in Friedenszeiten stehende Heere, ohne Zustimmung unserer gesetzgebenden Behörden, gehalten.

Es war sein Bestreben, die Kriegsmacht unabhängig von der bürgerlichen Gewalt und erhaben über sie zu stellen.

Er hat sich mit andern verbündet, uns einer, unserer Verfassung ganz fremden und von unsern Gesetzen nicht anerkannten Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, indem er seine Genehmigung ihren Aussprüchen angeblicher Gesetzgebung ertheilte, diese nämlich:

Zur Einquartirung starker bewaffneter Truppencorps bei uns;

Zur Beschützung derselben durch ein Scheingericht vor der Strafe auf den Todtschlag, wenn sie ihn an den Bewohnern dieses Staates begehen würden;

Zur Abschneidung unseres Handels mit allen Theilen der Welt;

Zur Auflage von Abgaben auf uns, ohne unsere Zustimmung;

Zur Beraubung der Wohlthat des Gerichtsverfahrens durch Geschworene in mancherlei Fällen;

Zu unserer Transportirung über's Meer, um angeblicher Verbrechen wegen gerichtet zu werden;

Zur Vernichtung des freien Systems der englischen Gesetze in einer benachbarten Provinz, indem er eine Willkürregierung in derselben einführte und ihre Grenzen erweiterte, um sie zu gleicher Zeit als Muster und als taugliches Werkzeug für die Einführung der nämlichen unumschränkten Herrschaft innerhalb dieser Colonien gebrauchen zu können;

Zur Wegnahme unserer Freiheitsbriefe, Vernichtung unserer werthvollsten Gesetze und Veränderung unserer Regierungsform von Grund aus;

Zur Suspendirung unserer eigenen Gesetzgeber und zur Ermächtigung jener, uns in allen und jeglichen Fällen Gesetze zu geben.

Er hat der Regierung hier entsagt, indem er uns außerhalb seines Schutzes erklärte und Krieg gegen uns führte.

Er hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt und Tod und Verderben über unser Volk gebracht.

Er hat, indem er gegenwärtig große Heere ausländischer Söldlinge überschifft, um das Werk des Todes, des Elendes und der Tyrannei zu vollenden, allbereits mit Handlungen von Treulosigkeit und Tyrannei begonnen, welche kaum ihres Gleichen selbst in den barbarischen Zeitaltern haben und des Hauptes einer civilisirten Nation völlig unwürdig sind. Er hat unsere auf hoher See gefangenen Mitbürger gezwungen, die Waffen gegen ihr eigenes Vaterland zu tragen, die Henker ihrer Freunde und Brüder zu werden oder selbst durch deren Hände zu fallen.

Er hat unter uns innere Aufstände erregt und gegen die Bewohner unserer Grenzen jene grausamen Indianer aufzubringen getrachtet, deren bekannte Kriegsweise ein rücksichtsloses Vertilgen jeglichen Alters, Geschlechts und Standes ist.

Bei jeglicher Stufe dieser Unterdrückungen haben wir auf das Allerunterthänigste um Abhülfe gebeten: unsern wiederholten Bitten wurde nur mit wiederholtem Unrecht geantwortet.

Ein Fürst, dessen Charakter durch eine jede Handlung so sehr den Tyrannen bezeichnet, ist untauglich, eines freien Volkes Herrscher zu sein.

Wir haben es aber auch nicht an Aufforderungen an unsere britischen Brüder fehlen lassen. Wir haben sie von Zeit zu Zeit vor dem Unternehmen gewarnt, durch ihre Gesetzgebung eine unerlaubte Rechtspflege über uns auszudehnen. Wir haben sie an die Umstände unserer Auswanderung und diesseitigen Niederlassung erinnert. Wir haben an ihre angeborene Gerechtigkeitsliebe und Hochherzigkeit appellirt und sie bei den Banden unserer gemeinsamen Abkunft beschworen, jener angemaßten Herrschaft zu entsagen, die unvermeidlich unsere Verbindungen und Gemeinschaft unterbrechen würde. Aber auch sie waren taub gegen die Stimmen der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft. Daher müssen wir der Nothwendigkeit, welche unsere Trennung von ihnen erheischt, nachgeben und sie für das halten, wofür uns die übrige Menschheit gilt, für — Feinde im Krieg, für Freunde im Frieden.

Wir daher, die Volksrepräsentanten der Vereinigten Staaten von Amerika, versammelt im Generalcongreß und den höchsten Richter der Welt für die Reinheit unserer Absichten zum Zeugen anrufend, verkünden hiermit feierlichst und erklären im Namen und aus Machtvollkommenheit des guten Volkes dieser Colonien, daß diese vereinten Colonien frei und unabhängige Staaten sind und es zu sein das Recht haben sollen; daß sie von allem Gehorsam gegen die britische Krone los und ledig gesprochen sind, und daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem britischen Reiche gänzlich aufgelöst ist und sein soll; daß sie als freie und unabhän=

gige Staaten volle Gewalt haben, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben und alle andern Handlungen und Dinge zu verrichten, wozu unabhängige Staaten rechtlich befugt sind. Und zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verbürgen wir uns, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, wechselseitig mit unserm Leben, unserer Habe und unserem Gut und unserer unverletzlichen Ehre.

Unterzeichnet auf Befehl und in Vertretung desselben:

J. Hancock, Präsident.

Ch. Thompson, Secretär.

(Folgen die Namen.)

V. Vermischtes.

XXI. — Aus der deutschen Mythologie.

Der Mythus von Thor.

a.

Jötune, Thurse, Riesen sind der nordischen Mythologie die Personification des Ungeheuren und Ungestümen, Finstern und Feindseligen in der Natur, der rohen, ungezähmten Elemente. Das chaotische Urwesen Ymir, der Brauser, auch Örgelmir, der Uralte, aus dessen Körper die Welt geschaffen ist, war ein Jötun und aller Jötune Stammvater. Ymir selbst ist dadurch geworden, dass im Abgrunde Ginnungagap die von der kalten Nordseite, von Niflheim, der Nebelwelt, hergedrungenen Eisströme (Elivagar) vor den von Muspellsheim, der südlichen Feuerwelt, ausgeflogenen Funken zu schmelzen anfingen und die Tropfen sich belebten. Der so entstandene Urriese erzeugte aus sich selbst seine jötunische Nachkommenschaft; unter dem Arme wuchsen ihm Sohn und Tochter, ein Fuss zeugte mit dem andern einen Riesensohn. Aus des erschlagenen Ymir Fleische ward dann die Erde geschaffen, aus seinen Gebeinen Felsen, aus seinen Haaren Bäume, aus seinem Blute das Meer, aus der Hirnschale der Himmel, aus dem Gehirne die missmuthigen Wolken, aus seinen Brauen Midgard, das Geheg der mitteln, bewohnbaren Erde.

Aber auch in der erschaffenen und geordneten Welt behalten Ymirs Abkömmlinge, Riesen und Riesenweiber, die Liebe zum alten Chaos, den Hang zur Zerstörung, die Feindschaft gegen alles, was den Himmel mild und die Erde wohn-

lich macht. Sie sind die Dämone des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eises, des unwirthbaren Felsgebirgs, des Sturmwinds, der sengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres; und darnach sind sie auch besonders benannt: Reif- oder Eisthurse, Berg- oder Felsriesen u. s. w. Zurückgedrängt oder gebunden, rütteln sie unablässig an ihren Schranken und Fesseln; auch wird es ihnen noch einst gelingen, alle Bande zu zerreissen, und selbst die in Ymir verbundenen Elemente werden im Weltuntergange zugleich losbrechen.

Schöpfer, Ordner und Erhalter der Welt sind aber die Götter (Asen). Ihr Stammvater Buri ging, nach der jüngeren Edda, aus salzigen Reifsteinen, aus der Blume und Würze des Urstoffes, hervor; in ihnen ist die treibende und bildende Kraft, der lebendige und belebende Geist. Buris Sohn ist Bör, der mit der Riesentochter Bestla drei Söhne zeugt. Odin, der erste von diesen, ist fortan der Asen Oberster. Er und seine Brüder schaffen in vorbesagter Weise Himmel und Erde aus dem Körper des von ihnen erschlagenen Urriesen. Dann ordnen die Asen den Gang der Gestirne, den Wechsel der Jahreszeiten und den Jahreslauf. Sie erschaffen aus Brimirs, des Brandenden (wieder des Urriesen) Fleisch und schwärzlichen Knochen, d. h. nach Obigem aus Erde und Gestein, die Zwerge, die besonders im Schoos der Erde still und unsichtbar wirkenden Naturgeister. Zuletzt wird aus Ask und Embla, Esche und Ulme, das Menschengeschlecht gebildet und beseelt. Die Asen walten über ihrer Schöpfung, indem sie täglich nach der Esche Yggdrasil zum Gerichte fahren. Dort sitzen sie, in der Zwölfzahl gedacht, wie auch im nordischen Rechte der Gerichtsmänner meist zwölfe sind, auf Rathstühlen. Darum heissen sie auch Regin, rathende, waltende Mächte. Die Esche selbst, hochragend und mit weitverbreiteten Wurzeln, immergrün und doch vielzernagt, ist ein Bild des wachsenden und vergänglichen Naturlebens. Unter der-

selben Esche wohnen an Urds Brunnen die drei schicksalskundigen Nornen, Urd, Verdandi und Skuld, die schon durch ihre Namen, welche auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weisen, als Zeitgöttinnen bezeichnet sind. Sie bedeuten das Gesetz der Zeit, des Werdens und Vergehens, dem die erschaffene Welt und in ihr die waltenden Asen selbst unterworfen sind. Die geistige Natur des Asengeschlechtes hat sich schon in der Ehe Börs mit der Riesentochter an die Materie gebunden und ist dadurch im Loose dieser mitbefangen. Wann einst die entfesselten Jötune hereinbrechen, dann werden im Untergange der Welt auch die kämpfenden Asen verschlungen, und darum heisst das Ende der Dinge Ragnarök, der Götter Dämmerung. Aber aus dem allgemeinen Untergange steigt eine neue Welt empor, in der auch die Asen wieder aufleben, und so bewährt sich der im Salzsteine gelegene Keim dennoch als ein Göttliches, das im Durchgange durch die Zeit zwar ihren Wechseln verfallen, an sich aber unvertilgbar ist.

Auf dem zeitlichen Dasein der Asen lastet nun stets das Vorgefühl des hereindrohenden Verderbens. Ueberall erkennen sie die Zeichen desselben; im Einbruche der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichtes, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfrostes ahnen sie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden sie ihr eigenes Altern. Haben sie doch Den in ihrer Mitte, in dem sich durchaus die Neige der Dinge verbildlicht. Loki, der Beschliesser, Endiger, von jötunischer Abkunft, hat in frühester Zeit schon mit Odin Blutbrüderschaft geschlossen und befindet sich stets in der Asen Gesellschaft. Nach Raum und Zeit bezeichnet er Ziel und Ende der Göttermacht. Er wirkt die Abnahme des Lichtes, er ist der Abend des Jahres, wie der Zeiten überhaupt, und steht in durchgängigem Gegensatze mit Heimdall (d. i. Weltstamm), dem überall die Frühe, der Aufgang angehört, dessen Schwert Höfud, der Anfang, ist, der Gras und Wolle wachsen hört,

jedes leiseste Werden erlauscht. In die Gemeinschaft der waltenden Götter aufgenommen, vertritt Loki nicht blos den, im Leben der Welt auch den Jötunen gebührenden Antheil, er ist zugleich das leise Verderben, das rastlos unter den Göttern umherschleicht. Dies sein stille zehrendes Wirken wird als List und Trug, als boshafter Rath dargestellt, wodurch er die von ihm getäuschten Asen in Schaden und Unfall führt. Aber auch ihren endlichen, gewaltsamen Untergang hat er vorbereitet. Mit dem Riesenweib Ögurboda oder Angrboda, der Unheilkünderin, hat er, ausser der Todesgöttin Hel, den Wolf Fenrir und die Midgardsschlange gezeugt; das erste dieser Ungeheuer wird im letzten Kampfe Odins Tödter sein, das andere Thors, der beiden Hauptgötter. Als die Asen seines Verrathes inne werden, fangen und binden sie ihn, allein auch er wird einst los werden und die zerstörenden Gewalten heranführen. Dann geben Loki und Heimdall sich gegenseitig den Tod, Anfang und Ende gehen in der Auflösung alles Zeitlichen mit einander auf. Loki's Eltern sind Farbauti und Laufey, wörtlich: Fährmann, Ruderer, und Laubinsel. Vergegenwärtigt man sich, was diese Namen besagen, so zeigt sich ein Fährmann, der einem dichtbelaubten, abendlich schattigen Eilande zurudert; in diesen wenigen Zügen mag die Heimkehr der Dinge in die alte Nacht, die Dämmerung der Götter selbst, Loki's künftiges Werk, vorgebildet sein. Schiff und Schiffahrt leihen auch sonst dem nordischen Mythus Bilder der Bewegung und des Umlaufs im Leben der Welt; Sohn des Zeitverlaufs aber ist das Ende; Loki selbst steuert am Schlusse der Zeiten den Kiel der Zerstörer.

Doch nicht verzagend und thatlos harren die Götter dem Schicksal entgegen. Jeder wacht und wehrt, schafft und kämpft an seiner Stelle. Odin, das Haupt der Asen, der, auch dem Namen nach, der Gott des lebendigen Geistes ist, durchforscht rastlos die Welt und stärkt die Sache der Götter,

indem er überall geistiges Leben weckt und den irdischen Heldengeist zu höherem Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem grossen Götterkampf, in seine himmlische Halle heranzieht. Dagegen ist Thor, Odins kräftigster Sohn, vorzugsweise Beschirmer der Erde, deren Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Besten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und schützt und darum mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampfe liegt.

Thor ist der personificirte Donner, der Donnergott. Wenn er daherfährt, erzittern die Berge, brechen die Felsen und steht die Erde in Flammen. Seinen Wagen ziehen dann zwei stattlichgehörnte Böcke, Tanngniostr und Tanngrisnir, Zahnknistrer und Zahnknirscher. Sie versinnlichen die Sprungfahrt über die Gipfel des Gebirges. Von solchem Fahren heisst er noch Ökuthor, der wagenlenkende Thor, und in einem Eddaliede Wagenmann. Auf seinem täglichen Wege zum Gerichte bei der Esche Yggdrasil muss er durch die Ströme Körmt, Örmt und beide Kerlaug waten, denn die Asenbrücke steht all in Flammen, heilige Wasser glühen. Die Asenbrücke ist das Himmelsgewölbe, das bei des Donnergottes Herankunft brennt, und unter den glühenden Strömen sind blitzumloderte Gewittergüsse zu verstehen. Kerlaug ist: Wannenbad, geheiztes Bad, die zwei anderen Namen sind unerklärt. Aus Thors Augen scheint Feuer zu flammen, und zu den Menschen tritt er als ein ansehnlicher, jugendlicher Mann mit rothem Barte, dem Zeichen seiner Feuernatur; wenn er in diesen Bart bläst und damit seine Bartstimme, seinen Bartruf erregt, so verursacht er den, seinem Heiligthum nahenden Feinden heftigen Gegenwind. Seine Ankunft ist eine plötzliche, wie die des Gewitters; kaum genannt, ist er auch schon gegenwärtig und schlagfertig. Mit Eisenhandschuhen oder Eisengriffen schwingt er den Hammer Miölnir, den Malmer, der, ausgeworfen, in seine Hand zurückkehrt, und mit dem er den Jötunen die Schädel zerschmettert; un-

verkennbar hatte man dabei die sogenannten Donnersteine, Donnerhämmer im Auge, die nach dem Volksglauben mit dem zündenden Blitz niederfahren; dem Wurfe des Hammers gehen Blitz und Donner voran, auch hierdurch erweist er sich als der einschlagende Donnerkeil. Dieser Erscheinung des Gottes entsprechen die Beiwörter, der Starke, Thatkräftige, Hartgesinnte. Wenn er Megingiadar, die Stärkegürtel, um sich spannt, dann verdoppelt sich ihm die Götterkraft. Ihm vorzugsweise schwillt, dem Jötunzorne gegenüber, Asenzorn und Asenstärke.

Die Stammtafel Thors ist folgende: er ist der Sohn Odins von Jörd. Seine Pflegeältern sind Vingnir (der Flügelschwinger) und Hlora (die Funkelnde). Seine Gemahlin ist Sif; seine zwei Söhne Modi (der Muthige) und Magin (der Starke).

Als dienstpflichtige Gefährten folgen ihm Thialfi und Röskva, der Arbeiter und die Rasche, Kinder eines Bauers; sie bezeichnen die unverdrossene menschliche Arbeit beim Anbau der Erde.

Der Beruf Thors, als Schirmers der bewohnten Erde und der Götterwohnungen selbst durch Bekämpfung der Jötune, ist in bestimmten Ausdrücken angezeigt. Im Eddaliede von Hymir heisst er: Freund der Menschenstämme; der die Geschlechter schirmt, der Schlange Alleintödter; Zerschmetterer der Felsbewohner; Thursentodwalter; Riesenweibsbetrüber. Anderswo sagt Thor selbst: „Ich war im Osten und schlug der Jötune schadenkluge Bräute, die zum Berge gingen; gross würde der Jötune Geschlecht, wenn Alle lebten; aus wär' es mit den Menschen unter Midgard.“ Thor heisst auch Veor, d. i. der Heiliger. Ein solcher Name geziemte sich für ihn eben in Beziehung auf Midgard, die bewohnbare Erde, die hierzu von ihm die Weihe hat. Das Werkzeug dieser Heiligung ist der Hammer Miölnir, dessen harter Schlag die Erde urbar macht.

b.

Thor und der Jötun Hrungnir haben sich an die Ländergrenze auf Griottunagardar zum Holmgange (Zweikampf) beschieden. Die Jötune fürchten das Schlimmste von Thor, wenn Hrungnir, der stärkste von ihnen, erläge. Da machen sie auf der Kampfstätte einen Mann von Lehm, neun Rasten (Wegmeilen) hoch und drei breit unter den Armen. Das Herz nehmen sie von einer Stute, das ihm jedoch nicht haltbar ist, als Thor kommt. Hrungnir aber hat ein Herz von hartem Steine, mit drei Ecken, von Stein ist auch sein Haupt so wie sein breiter und dicker Schild. Diesen hat er vor sich, als er auf Griottunagardar steht und Thors wartet. Seine Waffe ist ein Schleifstein, den er über die Schulter nimmt, und nicht mild ist er anzusehen. Ihm zur Seite steht der Lehmjötun, Möckrkalfi genannt. Dieser ist sehr furchtsam. Thor fährt heran und mit ihm Thialfi, der gegen Hrungnir vorläuft und zu ihm spricht: „Du stehst übel behütet, Jötun! Hast den Schild vor dir, aber Thor hat dich gesehen; er fährt innerhalb in der Erde und wird von unten an dich kommen.“ Da wirft Hrungnir sich den Schild unter die Füsse und steht darauf, die Steinwaffe aber fasst er mit beiden Händen. Demnächst sieht er Blitze und hört starke Donner. Thor fährt daher in Asenzorn, schwingt den Hammer und wirft ihn weit nach Hrungnir. Der Jötun wirft die Steinwaffe entgegen, sie trifft den Hammer im Fluge, und der Schleifstein bricht entzwei. Der eine Theil fällt zur Erde — davon sind alle Wetzsteinfelsen geworden — der andere fährt in das Haupt Thors, so dass dieser vor sich auf die Erde stürzt. Miölnir aber, Thors Hammer, trifft den Hrungnir mitten an das Haupt und zerschmettert ihm die Hirnschale zu kleinen Splittern. Der Riese fällt vorwärts über Thor, so dass sein Fuss auf dessen Halse liegt. Thialfi greift den Lehmriesen an, der mit geringem Ruhme fällt. Dann will er Hrungnirs Fuss von Thor nehmen, ist es aber nicht im Stande. Als die Asen erfahren, dass

Thor gefallen, eilen sie alle herbei, aber keiner kann helfen, bis Magni, der Sohn Thors, hinzukommt. Erst drei Nächte (nach anderer Lesart drei Winter) alt, wirft er Hrungnirs Fuss von Thor und spricht: „Schmerz und Schmach, Vater, dass ich so spät kam! Mit meiner Faust würd' ich diesen Jötun erschlagen haben, wär' ich mit ihm zusammengetroffen." Da steht Thor auf, bewillkommt seinen Sohn und sagt, derselbe werde sehr tüchtig werden. — Ein anderer Erzähler fügt noch bei: Als Thor mit seinen Böcken daherfährt, reissen und brechen die Felsen und brennt der Himmel.

Wenn auch der Name Hrungnir ohne erwiesene Deutung bleibt, so steht die Gestalt um so entschiedener da. Der Jötun, der bis in sein dreigespitztes Herz von Stein ist, stammt unzweifelhaft vom Gebein des Urriesen Ymir, aus dem einst die Felsen geschaffen wurden. In ihm bezwingt Thor die dem Anbau der Erde widerstrebende Steinwelt.

Der erste Anlass, dem Donnergotte die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felsenspaltenden Gewalt des Wetterstrahls. Es ist zuvor gesagt worden, wie die Berge zittern und die Felsen brechen, wenn Thor feurig einherfährt. Die volle, zerschmetternde Kraft aber äussert sich im Wurfe des Hammers Miölnir, des Donnerkeils, von dem auch Hrungnir zusammenstürzt. Der Volksglaube schrieb die Bergfälle, die Felslawinen im Gebirge dem Thor und seinem Hammer zu. Es ist nur eine ausgedehntere Auffassung dieses zermalmenden Hammerschlags, ihm die Bereitung des harten Steingrunds zum urbaren Erdreiche beizumessen. Thor vollbringt dies mit dem e i n e n Streiche auf Hrungnirs steinernes Haupt, das in kleine Stücke springt.

Die Kämpfer haben sich auf die Landmark nach Griottunagardar, nach den Bezirken der Steingehege beschieden, an die Grenze des jötunischen Steingebietes. Thor kommt dahin mit seinem Diener Thialfi, der, wie schon bemerkt, die menschliche Arbeit vorstellt. Thialfi beredet den Hrungnir, sich nach

unten mit dem Schilde zu decken; dieser täuschende Rath kommt aus dem Munde dessen, der von unten herauf das Gebirg zu bearbeiten gewohnt ist. Aber Asathor fährt von oben her. Auch dem Thialfi wird sein Theil am Kampfe. Die Jötune haben den langen und breiten Lehmriesen aufgerichtet, der aber feig ist und nur ein scheues Stutenherz in der Brust hat; sein Name ist Möckrkalfi, Wolken- oder Nebelwade. Er ist der zähe, wässerige Lehmboden am dunstigen Fusse des Steingebirges. Mit ihm wird menschliche Anstrengung fertig, während den Steinriesen nur Götterkraft besiegen kann. Dass Thor in Gefahr kommt, vom Sturze des erschlagenen Steinjötuns erdrückt zu werden, ist dem Anblick verschüttender Bergfälle, die gleichwohl Thors Werk sind, entnommen, nach der Volkssage verlor er einst auch bei solchem Anlasse seinen Hammer. Die Aufraffung, die erneute Kraft, die ihn rettet, wird seinem jungen Sohne Magni, der personificirten Asenstärke, beigemessen.

Ist auch das Nebenwerk da und dort verdunkelt, so bleibt doch das Hauptbild verständlich. Den Lehmhügel hinan, am Abhange des Gebirgs, regt sich der mühsame Anbau, obenherein ragt das ungeheure Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, dass plötzlich der ganze Gebirgsstock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor und siehe, der Fels wird zum Steinriesen, in der Wolke steht der feurige Wagenlenker Thor, den malmenden Hammer schleudernd. Da fühlt Thialfi, dass er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott ist hülfreich mit ihm, und während er das Geringe schafft, vollbringt jener das Grosse und hat das Schwerste schon vorgearbeitet.

c.

Vom Kampfe mit Hrungnir fährt Thor heim nach Thrudvang, aber der Schleifstein steckt in seinem Haupte. Da kommt die Weissagerin Groa hinzu, die Frau Örvandils des

Kecken; sie singt ihre Zauber über Thor, bis der Schleifstein los wird. Als aber Thor dieses merkt und hoffen kann, den Schleifstein weg zu bekommen, will er ihr die Heilung durch die frohe Botschaft lohnen, dass er von Norden her über Elivagar gewatet sei und im Korb auf seinem Rücken Örvandil aus Jötunheim getragen habe. Zum Wahrzeichen sagt er ihr, dass eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sei, wesshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den Stern Örvandilsta, Örvandils Zehe, gemacht habe. Es werde nicht lange anstehen, dass Örvandil heimkomme. Hierüber wird Groa so erfreut, dass sie der Zauberlieder vergisst, und so wird der Schleifstein nicht loser und steckt noch in Thors Haupte.

Das Stück von Hrungnirs zerschmetterter Steinwaffe, das in Thors Haupte haftet, ist das Gestein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karst noch immer stossen. Groa ist das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken, Thors Wunde zu heilen; das nordische Zeitwort, das hier zu Grunde liegt, bezeichnet doppelsinnig das Wachsen und Grünen, das Zuwachsen und Vernarben. Eine Weissagerin kann sie heissen, weil die weissagenden Frauen zugleich magische Heilkunst zu treiben pflegten, auch ist sie ja Vorbotin der künftigen Ernte. Örvandil, wörtlich: der mit dem Pfeil Arbeitende, Anstrebende, ist der Fruchtkeim, der, wenn einmal die Saat grünt, bald auch hervorstechen und aufschiessen wird. Ihn hat Thor von Norden her aus Jötunheim, der Riesenwelt, über Elivagar, die Eisströme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt; aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren, der Keim hat sich allzufrühe herausgewagt und muss es büssen. Dass Örvandils erfrorene Zehe an den gestirnten Himmel versetzt wird, dazu hat irgend ein Sternbild von entsprechender Form den Anlass gegeben.

Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbau bereitet zu haben, schirmt Thor auch die in der Wintererde verwaiste Aussaat. Es ist ein ansprechendes Bild, wie der getreue Thor, auf seinen Götterschultern den fürwitzigen Örvandil tragend, durch die eisigen Urströme watet, welche die Heimath alles winternächtlichen Grauens sind.

d.

Eine der vielen Benennungen des Goldes in der Skaldensprache war: Sifs Haar. Der Grund derselben wird so angegeben:

Loki, Laufey's Sohn, hatte trügerischer Weise Sifs Haar alles abgeschoren. Als Thor, ihr Gatte, dessen gewahr wird, ergreift er Loki und würde ihm alle Knochen zerschlagen haben, wenn er nicht geschworen hätte, von den Schwarzalfen zu erlangen, dass sie aus Golde der Sif ein Haar machen, das wie natürliches wachse. Hierauf begibt sich Loki zu den Zwergen, die Ivaldis Söhne heissen, und diese machen das Frauenhaar. Loki bringt es dem Thor, und dasselbe wächst fest, sobald es auf Sifs Haupt kommt.

Dieser Mythus ist der einzige, in welchem Thors Gattin bestimmter in das Bild tritt. Er lässt aber auch über ihr Wesen kaum einen Zweifel übrig. Sif, die schönhaarige Gattin, ist das Getreidefeld, dessen goldener Schmuck im Spätsommer abgeschnitten, dann aber von unsichtbar wirkenden Erdgeistern wieder neu gewoben wird. Damit stimmen auch die anderwärtigen Erwähnungen dieser Göttin überein.

Das Wurzelwort Sif, sonst noch in mehrfachen Ableitungen und Zusammensetzungen vorhanden, bedeutet Sippe, Verwandtschaft; wohl geeignet für die grösste aller Sippschaften, das zahllos wuchernde Geschlecht von Halmen, Aehren, Körnern. Sif ist mit Thor vermählt, dem göttlichen Freund und Beschützer des Feldbaues. Als der Steinriese

Hrungnir sie zu rauben droht, da wird Thor der Rächer dieser Prahlerei. Aber ihr schönes Haar verliert Sif durch den Trug Loki's, der hier, seinem ganzen Charakter gemäss, die Neige des Sommers, die Reife des Feldschmuckes für die Sichel, darstellt. Thor zwingt Loki, von den Zwergen, den Söhnen Ivaldis (des innen Waltenden?), neues, goldenes Haar für Sif herbeizuschaffen. Damit lenkt sich die Betrachtung auf die Natur des Zwergevolkes zurück, wie solche schon in der Geschichte seines Ursprungs begründet ist. Aus des Urriesen Fleisch und schwärzlichen Knochen, d. h. aus Erde und Gestein erschaffen, haben sie fortwährend ihre Wohnung in der Erde und in Felsen, und diesem Leben in der Finsterniss gemäss heissen sie auch nach der jüngeren Edda, Schwarzalfe. Sie sind die unsichtbaren Naturkräfte, die im Erdenschoose die leuchtenden Erze, das verführerische Gold und das gewaltige Eisen, hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunstreichen Gewächse sind, die aus dem dunkeln Grunde hervorkommen. Sie sind Schmiede, in deren verborgener Esse Geräthschaften, Waffen, Schmuck der Götter und Göttinnen gefertigt werden. Der Mythus von Sifs Haaren erweitert sich zu einer grösseren Erzählung vom Wettstreit der Zwerge in Bereitung der trefflichsten Götterkleinode, unter denen dem Hammer Thors der Preis zuerkannt wird, nur dass der Schaft ziemlich kurz ausgefallen ist, was sich auf die Form der Donnersteine zu beziehen scheint. Der Zwergname ist allerdings auf manche Erscheinungen und Verhältnisse in der Natur ausgedehnt worden, in denen sich, ohne dass sie aus dem Innern der Erde hervorgehen, überhaupt ein stilleres Wirken, eine sinnreiche, kunstmässige Einrichtung offenbart; als Verfertiger der Haare Sifs aber erweisen sich die Zwerge ganz in ursprünglicher Wirksamkeit und vollbringen das Meisterstück der stillarbeitenden Erdkraft, das staunenswerthe Goldgeschmeid einer vollen Ernte. Der spätere isländische Sprachgebrauch hat den Mythus sehr in das Enge gezogen,

indem jetzt nur noch ein kleines lichthaariges Kraut Sifs Haar genannt wird.

e.

Wenn es gilt, die mannigfaltigen Erscheinungen Thors, die sich in einer langen, durch Götter- und Heldensage fortlaufenden Mythenreihe darlegen, zur Gesammt-Anschauung seines Wesens zusammenzufassen, so ergibt sich, dass mit der Kraftäusserung Thors als Donnerers, vermöge welcher er dem Reiche der Sturm- und Eisriesen ein Ende macht, seine Wirksamkeit keineswegs abgeschlossen ist. Er wirkt ja nicht blos im Donner oder als Sommerkraft überhaupt; auch in der strengsten Winterzeit, wann ihm der Hammer gestohlen ist, rafft er sich auf und trägt Örvandil über die Eisströme. Es genügt gleich wenig, sein Wesen etwas allgemeiner, als Wärme, Feuer, aufzufassen, denn er dämpft auch die Sommerriesen, die Dämone der verderblichen Hitze, er ist mit jötunischen Naturgewalten jeder Art im Streite begriffen. Sein eigenstes Geschäft, die Bekämpfung der Midgardsschlange, seine Gemeinschaft mit Thialfi, der Gegensatz, in dem er mit Odin und dessen Günstlingen erscheint, gehen über so eng gezögene Grenzen hinaus. Er ist nicht selbst Element oder Elementarkraft, er wirkt in den Elementen durch und gegen sie. Je ausgedehnter und vielseitiger sein Wirken sich äussert, um so tiefer wird der Mittelpunkt desselben in den Grund des Weltlebens gerückt, und um so einleuchtender findet man sich auf die umfassendern Bezeichnungen seines Wesens und seines Waltens verwiesen. Er heisst der Heiliger Midgards, Freund und Schirmer der Menschenstämme. In diesem weiten, aber bestimmten Berufe Thors, als Schutzherrn der Erde und ihrer Bewohner, treffen alle besondere Eigenschaften, alle verschiedenartigen Thätigkeiten desselben zusammen, und die Bedeutung jedes einzelnen Mythus leitet ebendahin. Aber nicht in irgend einer blinden Naturkraft, nur in einem göttlichen Wil-

len und Gedanken kann der Ursprung und die fortwährende Belebung eines solchen Waltens gesucht werden.

Thor ist der Sohn Odins, mit Jörd erzeugt; er stellt, wie gleich anfangs bemerkt wurde, die Beziehung des göttlichen Geistes zur Erde dar und verfällt damit der in Odin, dem gemeinsamen Asenvater, ruhenden Einheit des nordischen Götterkreises. So wenig aber das Wesen Thors mit seiner Eigenschaft als Herr des Donners erschöpft ist, so annehmbar ist doch, dass von dieser sinnlichen Erscheinung der Thorsglaube ausging, von hier aus sich mehr und mehr erweiterte und vertiefte. Der Donner in seiner Erhabenheit, das Gewitter mit seinen Schrecknissen und Segnungen verkündigte das Dasein eines Gottes, und der niederschiessende Blitz zündete ihm seine Opferfeuer an. Wie alsdann auch der Begriff von diesem Gotte sich ausgedehnter und inhaltreicher entwickelte, so blieb doch stets der Donnerhammer sein äusseres Wahrzeichen, und jeder einzelne Gesang des grossen Thors-Hymnus schliesst mit dem Kehrreim, wie der flammende Keil auf das Haupt der Jötune herabfährt. Selbst in der weitesten Auffassung seines Wesens und in der Anknüpfung an Odin liegt zugleich wieder die Begrenzung desselben. In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thor die schirmende Kraft; Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung; Thor arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiss. In Folge dieser gemessenen Richtung auf das Gemeinnützliche und der nahen Befreundung, in die er dadurch mit dem Volke tritt, das einen fasslichen Gott verlangt, hat auch Thor unter allen nordischen Götterwesen die ausgeprägteste Persönlichkeit. Er ist der menschlichste, volksthümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund“ seiner Verehrer. Mit seinem Namen war pathenartig ein grosser Theil der persönlichen Eigennamen in Norwegen und Island zusammengesetzt. Er begünstigt in der Politik des alten Nordens das demokratische Element und von den zwei

abweichenden Entwicklungen des germanischen Gesellschaftslebens die sesshafte Volksgemeinde und das Allod gegenüber der Gefolgschaft und dem Lehenswesen. Während Odin in den königlichen Heldengeschlechtern waltet, während er die Jarle (die Edlen) hat, verkehrt Thor mit allem Volk und verschmäht auch die Thräle (die Knechte) nicht. Während Odins Erscheinung stets einen finstern, grauenhaften Hintergrund durchblicken lässt, haben die Sagen von Thor, selbst in Liedern höheren Stils, eine Beigabe arglosen Scherzes. Seinem herablassenden Wesen kommt auch die ganze Vertraulichkeit des Volkes entgegen: wie er mit diesem das Feld bestellt, dient er ihm auch zur guten Unterhaltung, und wenn es bei munterer Laune ist, zupft es ihn gelegentlich am rothen Barte. Dies schadet aber der Liebe nicht, man ist ihm nur um so herzlicher zugethan. Noch in der Zeit der Bekehrung zum Christenthum zeigen sich die Spuren dieser Anhänglichkeit; der Isländer Helgi glaubt an Christ und benennt seinen Hof nach ihm, ruft aber doch zu allen wichtigern Unternehmungen Thors Beistand an; Andern, die sich von den alten Göttern abwenden, erscheint Thor im Traume mit Vorwurf und Drohung oder mit der beweglichen Bitte, sein Bild aus dem nicht mehr sicheren Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu versetzen; noch heut zu Tage geht in Dänemark das Sprichwort vom ersten Frühlingsmonat, Thor mit seinem langen Barte locke die Kinder an die Wand heraus. Jenes trauliche Verhältniss hat auch unleugbar sein Erhabenes; derselbe Thor, der den Menschen so nahe tritt, ist der Bändiger aller tobenden Elemente, dem mit dem schwellenden Strom auch die Asenstärke himmelhoch anwächst, und ein Volk zeigt rüstigen Sinn, das im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt.

L. Uhland, geb. 1787, gest. 1862.

XXII. — Aus der indianischen Mythologie.

1. Matschi Manito, der böse Geist.

Metowäk, oder wie die weissen Leute sagen, die lange Insel (Long Island), war ursprünglich eine unwirthbare Sandwüste, in die sich gewöhnlich Gitschi Manito, der Meister des Lebens, flüchtete, wenn er den Plan zur Erschaffung einer neuen Creatur aushecken wollte. Die Insel war geräumig und durch das sie umgebende Wasser vor jedem störenden Besuche gesichert.

Es ist allgemein bekannt, dass die ersten Thiere der Schöpfung ganz kolossal waren und ungeheuren Schaden an den Pflanzen anrichteten, denn sie frassen, um ihren Hunger zu stillen, ganze Gegenden kahl. Da es natürlich sehr beschwerlich wâr, solche Riesenthiere stets in der gehörigen Zucht und Ordnung zu halten, so war Gitschi Manito auf die Idee gekommen, jedes frisch gebaute Geschöpf zuerst auf der Insel zu probiren; wenn's ihm dann nicht gefiel, so konnte er ja leicht das Leben wieder herausnehmen und es anderweitig benützen. Long Island bildete also seinen Arbeitstisch, und in den zahlreichen Hügeln darauf glaubt man noch heute Spuren verworfener Mammuthmodelle zu finden.

Hatte er ein Thier fertig, so trocknete er es gehörig an der Sonne, öffnete es darauf wieder an der Seite und setzte sich mehrere Tage lang hinein, damit er die Bewegungen desselben beobachten und reguliren konnte. War er dann mit der ganzen Construction zufrieden, so liess er's nach den jenseitigen Wäldern schwimmen, wo es sich selber weiter helfen konnte.

Einst baute Gitschi Manito ein furchtbar riesiges Thier, das sich von Weitem wie ein hoher Berg ansah und alle neugierigen Manitos der ganzen Umgegend anlockte. Die Packwadschinnis oder Elfen schlichen sich ebenfalls ganz nahe

herbei, und einige davon krabbelten sogar dem Monstrum hinter die Ohren, oder setzten sich in sein Maul zwischen die Zähne, oder in die Augenwinkel und glaubten, der Grosse Geist, welcher an der andern Seite beschäftigt war, sähe sie nicht. Doch da irrten sie sich sehr, denn derselbe kann durch Alles, was er macht, gerade so gut wie durch die Luft sehen. Aber er liess die kleinen Geisterchen ruhig gewähren, freute sich sogar über ihre Lustigkeit und Lebendigkeit und überdachte nebenbei noch weitere Pläne zu neuen Gestalten.

Als er nun seine Arbeit nach vieler Mühe vollendet hatte, fürchtete er sich doch ein wenig, dem Thiere Leben einzuhauchen, und liess es daher vor der Hand eine Zeit lang als leblosen Koloss ruhig stehen. Bald aber brach es unter seinem eigenen Gewichte zusammen, und nur ein Hinterviertheil, in dem sich ein geräumiges Loch befand, blieb ganz und wurde später als Konkomkomon oder Rumpelkammer benutzt, wo der Schöpfer seine missrathenen und überflüssigen Geschöpfe hineinwarf. Er amüsirte sich nämlich zuweilen, wenn er gerade nichts Besseres zu thun wusste, mit dem Schaffen schnellfüsssiger Kleinigkeiten, die er, so lange es ihm gefiel, auf der Insel herumlaufen liess, dann aber wieder einfing und in jene Höhle schmiss.

Eines Tages nahm er einmal zwei grosse Thonklumpen und formirte zwei Füsse daraus, welche denen der Panther ähnelten. Da sich mit denselben, wie er bei der Probe ausfand, sehr schnell marschiren liess, ohne dass sie Lärm verursachten, so baute er noch zwei andere Beine dazu, die gerade so lang waren wie die seinigen, und liess sie eine Zeit lang auf und ab spazieren. Diese Bewegung stellte ihn vollkommen zufrieden und er fügte darauf auch den Rumpf daran. Eine Schlange, die gerade vorbeikroch, hing er der neuen Schöpfung als Schwanz an, und weil dieselbe ziemlich schwer war, so hielt sie den Körper beständig in schöner, stattlicher Stellung.

Die behaarten Schultern waren so breit und dick wie die des Büffels, der Hals war kurz und dick.

So weit war die Arbeit ohne besondere Anstrengung recht gut gediehen; doch als der Kopf aufgesetzt werden sollte, musste erst wieder nachgedacht werden. Aber Gitschi Manito war auch damit bald im Reinen; er nahm einen Stierkopf dazu und klebte demselben die Augen von aussen an, damit er bequem nach allen Seiten sehen konnte. Die Stirne machte er breit und voll, aber auffallend niedrig; die Kinnbacken machte er ausserordentlich stark; die Nase nahm er vom Schnabel des Adlers, das Stachelschwein lieferte die Scalplocke.

Inzwischen war es Nacht geworden. Zahlreiche Fledermäuse flogen auf und ab, und das ferne Gebrüll blutgieriger Raubthiere war vernehmbar. Den Mond hielt eine schwarze Wolke umschlossen, und ein brausender Wind wirbelte den leichten Sand der Insel hoch in die Luft. Ein Panther ging vorbei und betrachtete neugierig das neue Product des Schöpfers, das seine Füsse hatte; Schlangen krochen massenweise herbei und verwunderten sich über den ihnen ähnlichen Schwanz; Stachelschweine und Adler erkannten ebenfalls ihre Körpertheile und wussten sich nicht zu erklären, warum Gitschi Manito für diese Gestalt Fragmente so vieler Thiere genommen habe. Doch das Geschöpf war noch nicht fertig. Eine grosse Fledermaus setzte sich aus Versehen auf den Kopf des Grossen Geistes, der Schöpfer ergriff sie, riss ihr unbarmherzig die Flügel aus und setzte sie dem Thiere als Ohren an. Dann machte er ihm noch ein feines, rundes Kinn, gab ihm Lippen, welche den Mund verschliessen und lachen konnten, und Arme und Beine wie die seinigen.

Nun wurde Gitschi Manito recht traurig. Arme und Hände hatte er nämlich noch keinem seiner Geschöpfe gegeben, weil es zu gefährlich gewesen wäre; denn wie leicht konnte ein solches durch seine bessere Organisation alle An-

dern beherrschen, oder wohl gar, wenn er nicht beständig auf der Hut sei, sie umzubringen versuchen. Desshalb that er auch das Leben nicht gleich hinein, sondern vorerst nur ein starkes Feuer, das die Gestalt trocknete und ihr ein röthliches Aussehen verlieh. Dann erst that er ein ganz klein wenig Leben hinein und liess sie einige Minuten auf der Insel auf und ab laufen. Das neue Werk sah so vollkommen aus, dass es im höchsten Grade bedenklich gewesen wäre, ihm die vollständige Freiheit zu lassen, oder wohl gar das rechte Quantum Leben zu geben; desshalb warf er es, so schnell er konnte, in die Ronkomkomon, vergass jedoch in der Eile, den Lebensfunken wieder herauszunehmen. Da lag denn nun das arme Geschöpf, das kaum ein paar Athemzüge gethan hatte, einsam unter leblosen Bruchstücken und konnte für die erste Zeit kein Glied rühren, denn es war abscheulich hart gefallen und hatte die schrecklichsten Schmerzen auszustehen. Doch es erholte sich wieder und fing einen gräulichen Skandal an, worauf die Manitos haufenweise herbeiflogen, um zu sehen, was eigentlich in der Rumpelkammer los sei. Da erst fiel Gitschi Manito seine Vergessenheit ein und er gedachte nun in aller Eile die Oeffnung der Ronkomkomon mit einem Sandhaufen zu verstopfen, aber das half nichts mehr. Die Erde zitterte und bebte, der Himmel wurde so schwarz wie ein Rabe, und plötzlich brach ein zischendes Feuer aus der Höhle hervor und jene Gestalt trat heraus und verheerte und verwüstete Alles in der Nähe. Gitschi Manito trat tiefbetrübt zur Seite; die Manitos flohen in wilder Hast und riefen: „Matschi Manito kommt, der Teufel!“

---

2. Kosmogonische Traditionen.

a. Der Wyandott-Indianer.

Wie unsere Medicinmänner erzählen, so soll die Erde in früheren Zeiten ganz anders gewesen sein. Wir glauben das

gerne, denn es ist vernünftig und wahrscheinlich; ebenso gerne glauben wir auch, dass der Grosse Geist alle rothen Menschen geschaffen hat, und zwar hier in diesem Lande, und dass die Behauptung Einiger eine unverschämte Lüge ist, dass sie über ein grosses Wasser gekommen seien. Als nämlich der Meister des Lebens die Erde fertig hatte, bedeckte er sie mit seiner grossen Hand, so dass sämmtliche Indianerstämme im Dunkeln sitzen mussten. Ein junger kräftiger Mann hatte sich aber doch seinen Weg auf die Oberfläche zu bahnen gewusst, wo ihn die malerische Schönheit der ganzen Natur und das blendende Licht eines kolossalen Sterns über alle Massen entzückten. Auch lief ein grosser Büffel langsam an ihm vorbei, der war über und über mit Blut bespritzt, denn ein mächtiger Pfeil stak in seinem Körper. Kurz darnach erschien auch der Jäger, welcher das Thier geschossen hatte; es war nämlich der Schöpfer selbst, der dem Indianer zeigen wollte, wie er und die Andern sich ernähren müssten, wenn er seine eigene Hand von ihnen abzöge. Dann lehrte er ihm auch noch, wie man den Thieren das Fell abzieht und Kleider daraus macht, ebenso auch die Kunst, wie man das Fleisch am Feuer röstet und wie man es drehen muss, damit es auf der einen Seite nicht anbrennt und auf der andern nicht roh bleibt.

Darnach kamen die übrigen Indianer unter der Hand hervor; jeder Stamm erhielt seinen besondern Häuptling und über Alle wurde dann noch ein gewaltiger Hauptchief gesetzt, der eine glänzende Perlenschnur um seinen Hals hatte. Derselbe hielt eine lange Rede und gab viele Gesetze, die noch bis heute gültig sind. Dann wurden einige grosse Thiere getödtet und ein allgemeines Freudenfest gefeiert.

b. Der Winnebagos.

Als der Grosse Geist einst aus einem süssen Traum erwachte, fand er sich auf einem hohen Stuhle sitzen. Da er sich ganz einsam fühlte und gerne Gesellschaft um sich gese-

hen hätte, so schnitt er sich in der Nähe seines Herzens ein Stück Fleisch ab, that etwas Erde dazu und formirte dann vier Männer daraus. Nachdem er sich einige Tage recht gemüthlich mit denselben unterhalten hatte, schuf er auch eine dicke Frau dazu, die Erde nämlich, welche seit jener Zeit von allen Indianern Grossmutter genannt wird.

Diese vier Männer waren die vier Winde, Nord, Süd, West und Ost, und hielten die Erde in beständiger Bewegung, was dem Grossen Geiste aber nicht recht gefiel, wesshalb er gleich vier grosse Thiere und vier mächtige Riesenschlangen darunter stellte, die sie festhalten mussten. Da jedoch die Erde immerwährend wuchs, so wurde jenen Thieren die Last mit der Zeit ein wenig zu schwer und sie waren zuletzt nicht mehr im Stande, sie bei heftigen Stürmen in Ruhe zu halten. Als dies der Schöpfer merkte, schickte er ihnen noch schnell einen riesigen Büffel zu Hülfe, und von nun an stand sie unbeweglich fest.

Nun schnitt der Grosse Geist abermals in der Nähe des Herzens ein Stück von seinem Körper und machte einen Mann und eine Frau daraus. Ersterer wusste sehr viel, letztere aber sehr wenig. Dem Manne gab er recht viel Tabak und Tabaks-Samen und sagte ihm, wenn er von den Winden, Vögeln oder Thieren verstanden sein wolle, so solle er vorher etwas von diesem Rauchkraute in's Feuer werfen. Der Frau gab er allerlei Früchte und zeigte ihr die essbaren Kräuter und Wurzeln. Dann winkte er ihnen, einmal unter sich zu sehen, und sie fanden ein wunderschönes Kind zwischen sich stehen, das lächelte so süss, dass es die Frau gleich auf den Arm nahm und säugte.

Darnach schuf der Grosse Geist noch von jedem Stamm ein Paar, eine Masse Thiere, Fische und Vögel, so dass alle Menschen vollkommen zu leben hatten. Dann nahm er Abschied von der Erde und kam erst nach hundert Jahren wieder. Da fand er denn nun, dass die zuerst geschaffenen Menschen alt

und krumm geworden waren und sich fast gar nicht mehr bewegen konnten; auch war die Erde bereits so dicht bevölkert, dass die jungen Leute gar keinen Raum mehr hatten, um ihre Wigwams aufzuschlagen. „Ach," sagte da der Grosse Geist zu sich, „die Leute leben zu lange und nehmen zu rasch zu; ich will meine mächtigen Diener, die vier Donner, schicken, damit sie ihnen das Kriegshandwerk lehren und zeigen, wie man sich gegenseitig todtschlägt."

Als dies geschehen, bekamen sie wieder Platz. Diejenigen, welche im Kriege fielen und einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatten, nahm der Grosse Geist in seinen Himmel auf. Die Schlechten aber mussten sich weit im Westen ein Unterkommen suchen.

Wie so das menschliche Leben geregelt war, kam plötzlich ein böser Manito auf die Erde und wollte ebenfalls einen Indianer schaffen, doch als er ihn fertig hatte und ihn recht betrachtete, war es ein Neger. Dann versuchte er auch Schlangen zu machen, aber sie waren alle giftig; die Bäume, die aus seiner Hand hervorgingen, trugen keine Früchte, und das Feuer, das er mitgebracht hatte, heizte nicht. Er predigte die Kunst des Stehlens und Lügens und führte die Seele eines Jeden, der ihm Gehör geschenkt hatte, hinab in die kalte Hölle.

Seit jener Zeit bereitete sich der Grosse Geist zu einem furchtbaren Kampfe gegen seinen Widersacher vor, und derselbe soll, wie zuverlässige Leute sagen, vier Tage und vier Nächte gedauert und mit Ausrottung aller Schlechten und Bösen geendet haben.

c. Der Creeks und Muscogees.

Da anlänglich die ganze Welt aus Wasser bestand, so schickte der Grosse Geist einst zwei Tauben aus, um Land zu suchen. Das erste Mal entdeckten sie weiter nichts als die Excremente des grossen Erdwurms; beim zweiten Male aber

sahen sie schon ein grünes Grasplätzchen und zwar jenes, aus dem sich allmälig die jetzige Erde entwickelte. Dieselbe wurde den rothen Männern zum Eigenthum gegeben, und die Blassgesichter mussten noch viele Jahrtausende in ihren grossen Schiffen bleiben, ehe ihnen erlaubt wurde, das Festland zu betreten.

Die Erde ist viereckig. Die Sonne ist ein heisser Körper, der beständig um die Erde läuft. Der Mond ist von einem Manne und einem gefährlichen Hunde bewohnt, der öfters die Sonne zu verschlucken droht, wodurch jedesmal eine Finsterniss entsteht.

3. Rede eines Seneca-Medicinmannes an den Grossen Geist, beim Opfern des weissen Hundes.

Heil! Heil! Heil!

Leihe den Worten deines Volkes, die im Rauche ihres Opfers zu dir aufsteigen, ein offenes Ohr!

Blick' herab auf dein Volk, das seine heiligen Gebräuche in Ehren hält, und gib uns auch fernerhin Verstand und Willen, deinen Geboten treulich nachkommen zu können.

Höre weiter! Die Stimme deines Volkes steigt zu dir hinauf und bittet dich, die Versucher unschädlich zu machen, die uns vom Glauben an dich abwendig machen wollen und die Sitten unserer Väter verspotten.

Höre weiter! Gib den Hütern der Weisheit, deinen heiligen Medicinmännern, die Kraft deine Gebote hinfort weiter zur Haltung bringen zu können, und stärke unsere Mütter, damit auch sie ihren Pflichten nachkommen.

Wir danken dir, dass du uns so schöne Sitten gelehrt und sie bis heute rein erhalten hast.

Höre weiter! Wir danken dir, dass du so viele unserer Kinder am Leben gelassen und ihnen die Gnade gestattet hast, an diesem Feste theilzunehmen.

Wir danken unserer Mutter, der Erde, die uns erhält und so viele Früchte auf sich wachsen lässt. Möge sie uns auch in Zukunft nicht darben lassen.

Wir danken den Flüssen und Strömen, welche über unsere Mutter weglaufen. Wir danken dir, dass du sie mit Fischen gefüllt hast, die uns wohlschmecken.

Wir danken allen Pflanzen und Kräutern der Erde, denen du die Kraft verliehen hast, unsere Körper stark und gesund zu erhalten und sie von bösen Krankheiten zu befreien, die uns teuflische Geister aufladen.

Wir danken den drei Schwestern, den Korn-, Bohnen- und Kürbisgeistern, dass sie uns am Leben erhalten haben. Wir danken ihnen für die reiche Ernte und bitten sie, auch unsern Kindern gnädig zu sein.

Wir danken den Bäumen und Büschen, die uns auf deinen Rath allerlei nahrhafte Früchte liefern.

Wir danken dem Winde, der durch seine Wachsamkeit böse Krankheiten von uns abgehalten hat, und bitten dich, ihn auch fernerhin wehen zu lassen.

Wir danken unserem Grossvater Heno, der uns so weislich Regen schickt und die Pflanzen wachsen lässt. Mögest du unsern Grossvater noch länger am Leben lassen.

Wir danken dem Mond und den Sternen, die uns mit Licht versahen, wenn die Sonne untergegangen war.

Wir danken der Sonne, die mit mildliebendem Auge auf die Erde herabblickt und das Gedeihen deines Volkes bewacht. Wir bitten dich, dass du uns auch ferner die rechten Wege wandern lässest, damit sie ihr Auge nicht vor Trauer und Scham von uns abwende und uns im Dunkeln lasse.

Wir danken den Honotschenokehs, deinen Hülfsgeistern, die dir so treulich bei der Regierung der Welt zur Seite stehen.

Zuletzt danken wir dir, Grosser Geist. Wir glauben, dass du nichts Böses thun kannst und dass du die Erde nur zu

unserer Glückseligkeit geschaffen hast. Wenn wir deinen Geboten nicht nachkommen, so strafe uns nicht zu hart.

Sei gütig gegen uns, wie du gegen unsere Väter warst.

Näho!

---

4. Die 5 Nationen.

Als Owäneo, der Grosse Geist, Ankänischiodschensi oder die Erde aus dem Wasser entstehen liess, sagte er zu seinem himmlischen Bruder: „Lass uns einige rothe Menschen machen, die das schöne Land bewohnen mögen!“ Darauf bestreute er die Felsen von Onondaga mit rothem Samen, welcher in kurzer Zeit zu Würmern ward, in die sich später die vielen umherirrenden Zwerggeister versteckten.

Dann wurde die Erde von den Wolken bewässert und von der Sonne schön gewärmt, so dass die kleinen Würmer mit den Geisterchen darin recht prächtig wuchsen, Arme und Beine bekamen und sich aus der Erde hervorarbeiten konnten. Schon nach neun Monaten wurden vollkommene Knaben und Mädchen daraus, die Owäneo mit einem warmen Mantel umhüllte und mit Milch aus seinen Fingernägeln tränkte. So pflegte er sie sorgfältig neun Sommer lang. In den nächsten neun Sommern lehrte er ihnen die Kunst des Lebens, schuf Bäume, Pflanzen und Thiere für sie und rief sie dann zu einer grossen Versammlung zusammen.

„Hört!“ redete er sie an, „Ihr seid fünf Nationen, denn ihr seid fünf Händen voll Samen entsprungen. Ihr seid alle Brüder und Schwestern und ich bin euer Vater, der euch gross gezogen hat.

Mohawks, ich habe euch kühn und tapfer gemacht; euch gehört das Korn der Erde.

Senecas, ihr seid fleissig und gewerbsam; ihr sollt die Bohnen haben.

Oneidas, ihr seid geduldig und still; euch sollen die Nüsse und die übrigen Baumfrüchte gehören.

Cayugas, ihr seid stark und grossmüthig; die Wurzeln sind euer Eigenthum.

Onondagas, ihr seid weise, gerecht und beredtsam; euch habe ich Melonen und Trauben zur Nahrung gegeben.

Der Tabak und die Thiere des Waldes, des Flusses und der Luft gehören euch gemeinschaftlich.

Ihr seid die besten Menschen der ganzen Erde, desshalb habe ich euch auch das beste Land gegeben, das ihr so lange bewohnen sollt, als es die Sonne bescheint, der Mond erleuchtet und der Himmel mit Regen tränkt. Wenn ihr mich liebt und euch gegenseitig in Noth und Elend beisteht, so werde ich euch stets beschützen und eure Heimath gegen die fremden Kinder anderer Götter vertheidigen.

Die Körper, die ich euch gegeben habe, werden mit der Zeit alt und unbrauchbar werden; aber ich kann nicht immer bei euch sein und euch beständig mit neuen versehen; ich habe euch daher so eingerichtet, dass ihr selbst neue schaffen könnt!"

Darauf wickelte sich der Grosse Geist in eine lichte Wolke und schwebte pfeilschnell der Sonne zu.

K. Knortz, geb. 1841.

XXIII. — Die Katastrophe Chicago's und deren geschichtliche Parallelen.

October 1871.

Wo auch immer Menschen, in kleineren oder grösseren Gemeinwesen vereint, zusammenleben, erweist sich ihnen das Feuer zugleich als ein unschätzbar wohlthätiges Geschenk der Natur und als ein Fluch, je nachdem es gelingt dieses

Element zu beherrschen, in gewissen Schranken zu halten. Tückisch folgt uns der Feuerdämon in alle Gebiete unserer Thätigkeit, um dort zu stören, um zu vernichten, was wir mühsam geschaffen. Auf der Erde und in deren Tiefen lauert er auf uns, und wenn wir uns auf's Meer wagen, sind die Schrecken, die er uns dort zu bereiten vermag, noch grässlicher als sonstwo. In seiner ganzen Furchtbarkeit zeigt sich aber der Feuerdämon in Kriegszeiten. Er wird da zum willfährigen, nur allzu brauchbaren Bundesgenossen eines jeden der einander gegenüberstehenden Theile, wenn es gilt, rasch und gründlich zum Nachtheil des Gegners zu zerstören. Feuersbrünste müssen dann den schauerlichen Hintergrund zu Greuelscenen jeglicher Art, die sich zwischen Siegern und Besiegten abspielen, bilden.

Durch die ganze Geschichte der Menschheit ziehen sich gleich einem feurigen Faden Berichte über Katastrophen, bei denen gierige Flammen, sei es im Kriege, sei es durch einen unseligen Zufall, sei es in Folge von verbrecherischer die Menschennatur schändender Absichtlichkeit entstanden, die wesentlichste Rolle spielten. Ein unseliger Zufall verschuldete nun die grösste Brandkatastrophe der Neuzeit, die von Chicago am 8. und 9. October 1871. Sie erinnert an die alte griechische Tragödie, bei welcher der Chor nicht allein der öffentlichen Meinung über die Handlungen der Hauptpersonen Ausdruck gibt, sondern bei wichtigen Veranlassungen in die Handlung auf die Bühne geradezu eingreift; sie unterscheidet sich von ihr durch den Umstand, dass eben der Chor oder das Volk selbst zu Hauptacteuren von einem unerbittlichen Schicksal gemacht werden, und zwar ein Theil der Bevölkerung nach dem anderen mit steter Steigerung des Effects. Wenn man das furchtbare Schauspiel ja in einzelne Acte eintheilen will, so bieten die drei verschiedenen Hauptplätze, auf denen das Schauerstück spielt, die natürlichsten Scheidelinien, um so mehr als ihnen entsprechende Veränderungen der Massen-

stimmungen genau parallel laufen. So lange das Feuer sich auf die Westseite der Stadt, (d. h. die westlich vom Fluss abliegende) beschränkte, fühlten die zu Zehntausenden auf den Verbindungsbrücken und vom östlichen Ufer des Flusses dem bereits genügend riesenhaften Brande zuschauenden Bewohner der Südseite mehr Mitleid mit dem Unglück der Westseite, als Furcht für die eigene Sicherheit. Der zweite grosse Hauptact beginnt um 1 Uhr Nachts mit dem Augenblicke, in welchem das Feuer mit einem Satze den Fluss überspringt und an der verwundbarsten Stelle der Südseite, an Van Buren-Strasse, die Flammentatzen einschlägt. Die Bewohner der Südseite werden aus Zuschauern in den Strudel der Handlung mit einer wahrhaft dämonischen Schnelligkeit hineingerissen; der Kampf zwischen Schicksal und Helden, zwischen der furchtbaren Elementarmacht und der ihr Schritt für Schritt den Boden streitig machenden Feuerwehr erreicht in diesem Acte seine höchste Höhe und erscheint auch insofern als entscheidender Wendepunkt des Ganzen, als durch das Sprengen der Gebäude an Harrison-Strasse und Wabash Avenue der weiteren Südwärts-Ausbreitung des Feuers ein Ziel gesetzt und durch diesen relativen Triumph des Menschen geistes über das entfesselte Element wenigstens ein Strahl in diese Nächte geworfen wird. Der dritte Act, die fast vollständige Zerstörung der ihrem grössten Theile nach von Deutschen bewohnten Nordseite theilt mit den beiden ersten den Grundzug, dass auch hier die bisherigen Zuschauer (die sich übrigens im zweiten Act bereits grossentheils zugleich in treffliche Hülfscorps für die Rettung von Personen und Sachen auf der Südseite verwandelt hatten) mit einer noch grauenhafteren Schnelligkeit in die Mitte der Schlacht oder, da die Schlacht im Wesentlichen auf der Südseite bereits auch für die Nordseite entschieden, in die Mitte der wildesten Flucht hineingestürzt wurden, welche jemals die Welt gesehen. Die Armee war vollständig aufgelöst. „Rette sich wer kann!“ war die

allgemeine Parole und die Flucht über die Verbindungsbrücken an Chicago Avenue, Division-Strasse und Nord Avenue, über welche sich Wagen, Pferde und Menschen, Männer, Weiber und Kinder im unentwirrbaren Gedränge auf den nördlichen, vom Feuer verschonten Theil der Westseite stürzten, erinnerte an die Schrecken des berühmten Uebergangs über die Beresina.

Man hat die rasche und furchtbare Ausdehnung des Feuers auf Rechnung der ungeheuern Masse hölzerner Häuser schreiben wollen (von den 60,000 Häusern Chicago's waren allerdings 40,000 von Holz gebaut). Dennoch sind die hölzernen Häuser nicht zur genügenden Erklärung der Vorgänge hinreichend. Das Feuer verbreitete sich im Anfang ohne Zweifel desshalb so rasch, weil es mit leicht gebauten Holzhäusern zu thun hatte, in denen sich noch dazu grosse Vorräthe von Holzspähnen und ähnlichen leicht Feuer fangenden Stoffen befanden. Es mag ferner möglich sein, dass, wenn gleich im Anfang das Feuer mit etwas stärkerer Speise, z. B. aus Backsteinen aufgeführten Blocks oder Häusergevierten zu thun gehabt hätte, die Ausbreitung eine langsamere gewesen und ein erfolgreicher Widerstand mittelst Dampfspritzen möglich gewesen sein würde. Die vollständige Zerstörung des fast ausschliesslich aus steinernen und backsteinernen Gebäuden bestehenden Geschäftstheiles der Stadt beweist jedoch klar, dass einem Feuer von solcher Grösse, wie es um 1 Uhr Nachts von der Westseite nach der Südseite über den Fluss hinübersetzte, einem Feuer ferner, welchem ein zuletzt zum förmlichen Orkane werdender Südwestwind colossale Flügel lieh, auch die feuerfestesten Gebäude nicht Stand halten konnten.

Der Geschäftstheil der Stadt, welcher etwa 1½ Quadratmeilen einschloss, im Westen durch den Südarm des Chicago Flusses, im Norden durch den aus Süd- und Nordarm gebildeten Hauptstrom, im Osten durch den Michigansee und im

Süden durch Harrison-Strasse begrenzt wurde, bildete seinem Hauptheile nach eine geschlossene steinerne und backsteinerne Phalanx. Allerdings hatten diese steinernen Paläste — denn so konnten sehr viele der fünf- und sechsstöckigen Waarenlager an Clark-, State-, Randolph-, Lake-, Süd-Water-Strasse und den beiden Haupt-Avenues (Michigan und Wabash) genannt werden, nicht allein eine, sondern mehrere Achillesfersen. Die hölzernen Fensterrahmen, zu welchen das Feuer trotz der sie deckenden Eisenläden den Weg fand, die hölzernen Karniese und endlich "last not least" die flachen, mit Theer getränkten und Kies bestreuten Filz-Compositionsdächer bildeten eben so viele dringende Einladungen an das Feuer zum Eintreten in's Innere der Gebäude selbst. Die Unmasse Fichtenholz, welche in Form von unzähligen Fächern und Regalen in allen Stockwerken vorhanden war, sowie die ungewöhnliche Menge der eben angekommene Waaren enthaltenden Kisten, dienten den einmal eingedrungenen Flammen als bereiteste Förderung, während die nur zu luftige Bauart selbst der stolzesten Stein- und Eisenblocks die zur Nahrung und raschen Ausbreitung des Feuers nöthige Luft in unerschöpflichem Masse lieferte.

Das Feuer begann eine halbe Meile südwestlich von dem erwähnten Hauptgeschäftstheile der Stadt auf der Süd-Westseite, griff dann das Centrum an, zerstörte es und fegte alsdann über den grossentheils einen vorstädtischen Charakter tragenden Nordtheil hin, bis ihm der Wald eine Schranke setzte.

Die Brandstätte war eine Meile breit und vier Meilen lang, also eben so gross wie ganz Boston. Wenn man die abgebrannten Häuser, mit Zwischenräumen von je 10 Fuss zwischen ihnen, neben einander setzte, so würden sie eine Reihe von 100 Meilen (englisch) in Länge bilden. Nach der Schätzung des bekannten Architekten Fred. Law Olmsted von

New York, der Chicago Anfang Novembers besuchte, wurde von der Stadt ein Drittel der Dachfläche und die Hälfte der Stockwerkfläche oder des Stockwerkraums durch das Feuer zerstört, kurz es brannte ein weit grösserer Theil der eigentlichen Stadt ab, als es auf den Karten der Stadt (den sogenannten Branddistrikt-Karten) erscheint; weil eben nur im Hauptgeschäftstheil Haus an Haus sich drängte und die Häuser 4 bis 6 Stockwerke hatten, während in demselben Grade, als die Entfernung vom Centrum zunahm, die Häuser immer mehr vereinzelt standen und kleiner wurden. Es brannten im Ganzen 17,450 Häuser ab; obdachlos wurden 88,500 Personen. In Geld ausgedrückt beläuft sich der Verlust an Gebäuden auf 52 Millionen Dollars, an Waarenvorräthen aller Art auf 85 Millionen, an sonstigem (beweglichem) Eigenthum 59 Millionen, im Ganzen 196 Millionen; da aber das gesammte bewegliche und unbewegliche Eigenthum in Chicago auf 620 Millionen angeschlagen wird, so wurde durch das Feuer beinahe ein Drittheil des ganzen Besitzthums weggewischt. Rechnet man noch die Entwerthung des Grundeigenthums, auf 30 Prozent angeschlagen, sowie den, durch die Geschäftsunterbrechung entstandenen Verlust von 10 Millionen hinzu, so ist der gesammte materielle Schaden 290 Millionen Dollars oder 46¾ Prozent des gesammten Besitzthums der Stadt.

Wie endlich der Brand beinahe ohne Parallele ist, so auch das Riesenwerk der in Chicago in Scene gesetzten Unterstützung von 95,000 Personen. Wahre Menschenliebe feierte hier einen noch nie dagewesenen Triumph. Die grossartige Erhebung des Volkes in den Ver. Staaten, die Theilnahme der ganzen civilisirten Welt steht als herrliches Nachspiel des entsetzlichen Unglückes in den Annalen der Geschichte verzeichnet.

Vergleiche fördern das Erkenntniss der Dinge. Diesem Grundsatze gemäss führen wir eine Reihe von Parallelen zur

Katastrophe's Chicago's, wenn auch nur in sehr engen Rahmen gefasst, hier an.

* * *

Von vielen Feuersbrünsten, welche bedeutende und berühmte Städte des Alterthums verwüsteten, meldet uns die Geschichte; drei jener Katastrophen ragen jedoch durch ihre Tragik über alle andern ähnlichen weit hinaus, denn sie betrafen Städte, von denen jede einzelne bis zu ihrem Untergange der Mittelpunkt eines mächtigen Staatswesens war und zugleich der Ausgangspunkt einer höheren Cultur. Jede dieser Städte fiel durch die Wendung des Kriegsglückes in die Gewalt eines übermüthigen, schonungslosen Feindes; neben dem Schwerte mussten dann Flammen das Ihrige dazu beitragen, um die Rache des Siegers zu befriedigen.

TROJA.

Troja ist der Zeitfolge nach die erste jener drei unglücklichen Städte. Aus grauem Alterthum, aus einer Zeit, deren hervorragendste Ereignisse noch von Sage und Geschichte gemeinsam berichtet zur Kenntniss der Nachwelt kamen, leuchtet der Gluthschein des Brandes von Troja durch alle späteren Zeiten. Nach zehnjähriger Belagerung durch die Griechen, veranlasst durch die Untreue der schönen Helena, war es diesen endlich (im Jahre 1184, nach einigen Geschichtsforschern aber im Jahre 1127 v. Chr.) zur Nachtzeit gelungen, mittelst einer List in die Stadt zu dringen. Siegestrunken und erbittert über den langen und hartnäckigen Widerstand, den man ihnen geleistet, trieben sie die überraschten und entsetzten Trojaner vor sich her, nachdem sie die Brandfackel in deren Stadt geschleudert und somit völlig dem Verderben geweiht. Mit klassischer Gedrängtheit und Anschaulichkeit lässt Virgil den flüchtigen Aeneas, der von den Zinnen seines Vaterhauses aus in jener Schreckensnacht dem Umsichgreifen

des Brandes zugesehen, denselben in folgender Weise beschreiben:

So fallen Feuerflammen in's Getreide,
Gejagt vom Wind; so stürzt der Wellenbach
Sich rauschend von des Berges Heide,
Und bringt dem Menschen unerhörtes Ungemach....
Vom flammenrothen Wiederscheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament!

PERSEPOLIS.

Persepolis, die durch ihren Umfang und ihre colossalen Prachtbauten bei den Zeitgenossen weithin berühmte Hauptstadt des persischen Reiches, ward im Jahre 330 v. Chr. auf Befehl Alexanders des Grossen, nachdem dieser den König Darius besiegt, den Flammen preisgegeben, um in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt zu werden. Diese, einer offenen, wehrlosen Stadt gegenüber begangene Brutalität ward vom macedonischen Eroberer, wie er die Welt wissen liess, verfügt, um Rache dafür zu nehmen, dass einhundertundsiebzig Jahre vorher persische Kriegerhorden unter Xerxes griechische Städte mit barbarischer Rücksichtslosigkeit in Asche gelegt hatten.

CARTHAGO.

Tragisch in besonders hohem Grade ist die Brand-Katastrophe, welche das einst so mächtige, stolze und reiche Carthago im Jahre 146 v. Chr. zerstörte. In genanntem Jahre fiel Carthago endlich in die Hände seiner langjährigen Todfeinde, der Römer. Als diese in der Stadt eingedrungen waren, stiessen sie dort auf so hartnäckige Gegenwehr, dass sie sich genöthigt sahen, dieselbe an mehreren Punkten anzuzünden, um deren Vertheidiger in grössere Verwirrung zu bringen: diese selbst aber thaten in der Verzweiflung das Nämliche; zunächst um ihre nationalen Heiligthümer vor Ent-

weihung durch den Feind zu bewahren. Beim Scheine des so von beiden Seiten genährten Brandes zog sich ein höchst erbitterter Strassenkampf volle sechs Tage hin; als dieser zuletzt mit der völligen Ueberwindung der tapferen Carthager beendet war, dauerte es noch einen Tag lang, bis der Brand erlosch. Doch abermals und zwar noch weit verderblicher als vorher, sollten die Flammen von Carthago aus auflodern, als Werkzeug unmenschlicher Rachsucht. Der Senat in Rom verfügte nämlich: jene Stadt solle völlig zerstört werden und demgemäss zündete man sie von Neuem an; siebenzehn Tage lang wütheten diesmal die Flammen, bis sie nichts mehr zu zerstören fanden und noch dreiundzwanzig Tage nachher stieg dichter Rauch und Qualm aus der riesigen Brandstätte hervor, vertrieb alles Lebendige aus der Nähe und verdunkelte die ganze Gegend weithin.

ROM.

Rom selbst aber, die Weltbezwingerin, wurde im Jahre 64 n. Chr. von einer Feuersbrunst heimgesucht, gegen die ähnliche Calamitäten, wie sie dort von Alters her so häufig waren und ungeheure Verluste herbeizuführen pflegten, geradezu als winzig erschienen. Dieser Brand, der zu einer Zeit ausbrach, während der Rom einer Wahrscheinlichkeitsberechnung nach mindestens anderthalb Millionen Einwohner hatte, legte innerhalb neun Tagen von dessen vierzehn, ,,Regionen'' genannten Bezirken elf in Asche; nur drei derselben und das Capitol blieben unversehrt. Diese Katastrophe gewann durch die Rolle, welche Kaiser Nero dabei spielte, ein schauriges Interesse. Jener Tyrann, jenes Ungeheuer in Menschengestalt, befand sich beim Ausbruch des Brandes in Antium, auf die Kunde von dessen voraussichtlich besonders gefahrdrohendem Charakter eilte er nach seiner Hauptstadt und langte dort gerade an, als sein Palast von den Flammen ergriffen wurde. Nero verschaffte sich von einem hohen Gebäude aus den vollen

Anblick des grässlichschönen Schauspiels, das die brennende Riesenstadt mit der masslosen Verwirrung in deren Strassen bot; in denselben versunken deklamirte er Verse, welche den Brand von Troja schilderten. Während des Brandes traf Nero eifrig Anstalten zum Löschen; nach demselben zeigte er die umfassendste Fürsorge für die vielen Tausende, welche durch das Feuer obdach- und mittellos geworden waren — aber die öffentliche Meinung bezeichnete ihn hartnäckig als denjenigen, welcher Rom hatte anzünden lassen, um es seinem verwöhnten Geschmacke gemäss neu aufbauen lassen zu können. Er aber beschuldigte die junge Christengemeinde in Rom der Brandstiftung und diese frivole Anklage war das Losungswort zu erneuten, unmenschlichen Grausamkeiten, mittelst deren man die Christen auszurotten suchte. Rom ward nach diesem Brande ungesäumt wieder aufgebaut und stand bald wieder, prächtiger als es zuvor gewesen, da; das ganze grosse Reich wurde freilich schwer besteuert, um die Geldmittel für die kostbaren Neubauten herbeizuschaffen.

CONSTANTINOPEL.

Constantinopel, das der Machtspruch eines Kaisers zur Nebenbuhlerin Roms gemacht in Bezug auf Bedeutung, Pracht und Ausdehnung, war noch weit mehr als jenes der Schauplatz verheerender Feuersbrünste. Im Jahre 532 n. Chr., nicht lange nachdem Kaiser Justinian den Thron bestiegen, zerstörte eine Feuersbrunst innerhalb fünf Tagen beinahe die ganze weite Stadt; eine Menge Menschen verlor in den Flammen das Leben, so dass man damals diesen Brand für den verhängnissvollsten hielt, den die Geschichte kenne. Auffallend ist, dass die Geschichtsschreiber jener Zeit über diese Katastrophe leicht weggehen; freilich, Hofintriguen, die Wirren, welche gefährliche rührige äussere Feinde des byzantinischen Reiches veranlassten und politische Parteikämpfe innerhalb Constantinopels selbst nahmen ihre Aufmerksamkeit weit

mehr in Anspruch als ein überaus grässliches Brandunglück, welches, was sehr characteristisch ist, seinen Ursprung einem Aufstand zu verdanken hatte, bei dem dreissigtausend Streiter getödtet worden waren.

LONDON.

Länger als ein Jahrtausend dauerte es nun, trotz des Geistes der Zerstörung, welcher sich in der Geschichte des Mittelalters und der unmittelbar darauf folgenden Zeit (man denke an den dreissigjährigen Krieg) bemerklich macht, bis wieder eine Feuersbrunst von ungewöhnlichen Dimensionen die Welt mit Grausen erfüllte; London sollte der Schauplatz derselben sein. Jene Stadt wurde im Jahre 1666, nachdem sie erst zwei Jahre zuvor in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Monaten von ihren etwa eine viertel Million zählenden Einwohnern nicht weniger als 30,578 an der Pest verloren hatte, vom sogenannten „grossen Brande" heimgesucht. Da dieser in einigen seiner Hauptzüge Aehnlichkeit mit dem Brande von Chicago zeigt, so soll er hier etwas minder skizzenhaft als die anderen Parallelen zur Katastrophe, welche unsere Stadt betroffen, behandelt werden.

Es war am 2. September 1666, an einem Sonntag, Morgens gegen 1 Uhr, als in London in der einem gewissen Farrquer gehörigen „King's Bakery" in Pudding Lane an Fish Street Hill, Feuer ausbrach; ob durch Zufall oder in Folge von Brandstiftung, ist nie ermittelt worden. Der betreffende Stadttheil bestand meist aus hölzernen Gebäuden, die lauter enge Gässchen und Durchgänge bildeten. Als nun das Feuer rasch um sich griff, konnte man demselben wegen der so überaus schmalen Zugänge mit den Spritzen nicht beikommen; als völlig nutzlos erwiesen sich Löschversuche, die darin bestanden, dass man aus Eimern u. dgl. Wasser in die Flammen goss. Gegen 3 Uhr erschien der Lord Mayor auf der Scene des Brandes, denn dieser hatte in ungewöhnlich

kurzer Zeit die ganze Stadt alarmirt. Man rieth jenem Beamten auf das dringendste an, er möge dazu ermächtigen, dass man eine Anzahl Häuser niederreisse, die im Wege des Feuers lagen, um diesem durch eine so herzustellende Lücke Schranken zu setzen. Der Lord Mayor unterschätzte aber die Gefährlichkeit des Brandes und weigerte sich, dazu in höhnischer Weise, die verlangte Ermächtigung zu ertheilen. Um 8 Uhr am Sonntag Morgen hatte das Feuer schon London Bridge erreicht und von dort aus breiteten sich die Flammen unaufhaltsam nach verschiedenen Seiten hin aus. Auch Thomas Street mit ihren, mit brennbarem Material angefüllten Magazinen ward vom Feuer ergriffen und dies half dasselbe um so verheerender machen. Immer weiter griff der Brand um sich; in der Montag-Nacht erreichte sein Wüthen den Höhepunkt; es war da so hell in der Stadt und Umgegend wie am Mittag. Mehrmals drehte sich der Wind, der die Flammen rastlos vor sich her jagte und so kam es, dass manche Stadttheile, die man für sicher gehalten, dennoch mit in den Bereich der Katastrophe gezogen wurden. Den Dienstag hindurch wüthete die Feuersbrunst fort; erst am Mittwoch Morgen, nachdem der Wind sich gelegt, tobte sich dieselbe aus. Augenzeugen berichten übereinstimmend in Bezug auf das Feuer auch, es habe eine ,,widernatürliche" Gluth hervorgebracht, deren Wirkung alles in dieser Hinsicht je Beobachtete weit übertroffen habe. Einer der Augenzeugen, Lord Clarendon, sagt in seinen Memoiren betreffs der Stimmung, in welche die Calamität die Bewohner Londons versetzt hatte, Folgendes: ,,Da standen die Menschenmassen als blosse Zuschauer, vor Erstaunen wie gelähmt. Kein Einziger wusste Rath, wie man dem ungeheuerlichen Feuer entgegentreten solle und nicht einmal die Behörden wussten, was da am besten anzuordnen sei." Die Verluste, welche jene vier Brandtage im Gefolge hatten, erreichten die Höhe von ungefähr 10 Millionen Pfund Sterling nach damaliger Abschätzung; unseren heutigen

Werthverhältnissen nach würde jene Summe zum Mindesten 200 Millionen Dollars repräsentiren! Freilich, 13,207 Gebäude, darunter eine Menge mit werthvollen Waaren gefüllte Speicher, sowie 89 Kirchen, darunter die berühmte St. Pauls-Kathedrale, waren mit einem Male zu rauchenden Trümmerhaufen geworden. Die Brandstätte begriff an 400 Strassen, Gassen, Gässchen und Durchgänge in sich und bedeckte eine Fläche von 436 Ackern. An hunderttausend Menschen mussten, obdachlos geworden, mit den Resten ihrer Habe, beim rauhesten Herbstwetter im Freien lagern, bis sich auch nur nothdürftiges Obdach für sie fand, zunächst in den stehen gebliebenen Kirchen. Aber kaum vier Jahre nach jener so schrecklichen Verwüstung hatte man bereits deren Spuren zum grössten Theile beseitigt, das Zerstörte war weit solider und prächtiger als früher wieder aufgerichtet worden; phönixgleich erhoben sich die abgebrannten Stadttheile verjüngt aus der Asche. Energie und unerschütterliches Vertrauen auf eigene Kraft sowohl als solches in die Zukunft hatten das vollbracht, obschon zu damaliger Zeit weder die Bautechnik noch die den Transport von Baumaterial bedingenden Verkehrsverhältnisse im Vergleich mit dem, was unsere Zeit in dieser Beziehung leistet, noch auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe standen.

MOSKAU.

Der Brand von Moskau wirft einen unheimlichen Feuerschein auf ein Blatt der Geschichte einer kaum mehr als zwei Jahrzehnte umfassenden aber an Krieg und Kriegsnöthen mannigfachster Art so reichen und dadurch so düsteren Periode. Kaum hatte die unersättliche Eroberungssucht Napoleons I. diesen nach Moskau, der alten Hauptstadt des „heiligen“ Russland geführt, so sollte ihn und seine Armee ein furchtbarer Brand, der vom 14. bis 21. Dezember 1812 wüthete, daraus vertreiben; aus der Stadt, welche das langersehnte

Winterquartier der Franzosen abzugeben ersehen war, wurde ein glühender Trümmerhaufen, in dem viele Tausende der Eindringlinge einen jämmerlichen Tod fanden. Wer die grosse, ehrwürdige Stadt aufopferte, ob deren Gouverneur, Rostopschin, wie einerseits behauptet wird, oder ob es die grösstentheils aus Gesindel, etwa zwölftausend Köpfe zählende Bevölkerung war, welche zurückblieb als die übrigen Bewohner vor dem herannahenden Feinde flüchteten, wie man andererseits angibt, ist heute noch eine offene Frage. In den sieben Tagen des Brandes verlor Moskau die Hälfte seiner zahlreichen Kirchen; von seinen 9,188 Palästen und Wohnhäusern waren nur 2,626 stehen geblieben, von seinen 8,527 Kauf- und Kramläden und Waarenhäusern nur 1,368. Als später der durch die Occupation seitens der Franzosen entstandene Schaden abgeschätzt wurde, stellte sich derselbe auf die enorme Summe von 240 Millionen Rubel, wovon natürlich der grössere Theil auf Rechnung des Brandes kam. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, dass man vor dem Einrücken des Feindes nebst den Archiven und Gefangenen alle Kostbarkeiten, öffentlichen Gelder, den Inhalt des Arsenals u. s. w. weg und in Sicherheit gebracht hatte.

HAMBURG.

Schliessen wir die Reihe der bemerkenswertheren Parallelen zum Brande Chicago's, soweit wir solchen in der alten Welt begegnen, mit einigen Angaben über das Brandunglück, welches Hamburg im Jahre 1842 betraf. Am 2. Mai des genannten Jahres brach das verheerende Feuer aus und äscherte in vier Tagen ungefähr ein Drittel jener blühenden Handelsstadt ein; 1,747 Gebäude nebst einer Menge Waaren wurden ein Raub der Flammen und mehr als 20,000 Personen für den Augenblick obdachlos. Nicht weniger als 38 Millionen Thaler betrug der Verlust, den die Stadt erlitt. So gross derselbe auch war, so ward er dadurch gemildert, dass nach jener

Katastrophe, zum ersten Male auf dem Continente von Europa, so weit es sich um ähnliche Verlustfälle handelte, zwei Faktoren des Culturlebens der neuesten Zeit sich in besonders erfreulicher Ausdehnung als hülfreich geltend machten, nämlich das Versicherungswesen und organisirte Privatwohlthätigkeit. Dank der letzteren namentlich war Hamburg nach Verlauf einer verhältnissmässig erstaunlich kurzen Zeit reicher und bedeutender als zuvor.

PARIS.

Wenn hier das grosse Brandunglück nicht näher erwähnt wird, in welches Paris im Mai 1871 durch eine zügellose Rotte social-politischer Fanatiker gestürzt ward, so geschieht dies, weil die Erinnerung hieran noch zu frisch ist und weil die Statistik über jene Katastrophe noch nicht zum Abschluss gelangte.

NORD-AMERIKA.

Der nördliche Theil unseres Continents, genauer bezeichnet die Ver. Staaten und die britischen Provinzen, war, seit er von Europäern immer dichter und dichter besiedelt wurde, gar häufig die Stätte verheerender Feuersbrünste, welche aus Ursachen, die hier nicht erst näher erwähnt zu werden brauchen, im Verhältniss weit häufiger vorkamen als irgendwo in der alten Welt. Einige kurze Angaben über die bedeutendsten Feuersbrünste, welche auf dem genannten Gebiete der von Chicago vorausgingen, mögen hier folgen.

New York steht dabei obenan. In der Nacht vom 16. Dezember 1835 brach in jener Stadt in deren unterem Theile ein Feuer aus, das drei Tage lang wüthete und einen Schaden, der sich auf 18 Millionen Dollars belief, anrichtete; 684 Gebäude wurden zerstört, darunter das aus Marmor errichtete, für feuerfest geltende Börsengebäude in Wall-Strasse.

San Francisco hatte in den ersten Jahren seines Bestehens als Stadt den üblen Ruf, die feuergefährlichste Stadt auf dem ganzen Continente zu sein. Innerhalb achtzehn Monaten, vom 14. Dezember 1851 an gerechnet, fügten ihm fünf Feuersbrünste einen Schaden von fast 20 Millionen Dollars zu.

Der Brand, welcher am 10. April 1845 in Pittsburg in fünf Stunden über 1,100 Gebäude, den Geschäftstheil der Stadt zerstörte, hatte einen Verlust von 6 Millionen Dollars zur Folge.

Eine fast gleiche Höhe erreichte der Verlust, den St. Louis am 15. Juli 1849 dadurch erlitt, dass es durch einen Brand 418 Gebäude und 25 Dampfboote einbüsste.

Der Brand, welchem der Geschäftstheil von Richmond am 5. April 1865 zur Beute fiel während es die Bundestruppen besetzten, wurde seiner Zeit nicht allgemein beachtet, weil damals die erschütternden Schluss-Scenen des Rebellionskrieges einander zu sehr drängten. Die zur Räumung gezwungenen Rebellentruppen zündeten trotz der Proteste der Stadtbehörden ihre ungeheuern Vorräthe an Lebensmitteln, Artillerie-Munition u. s. w. an und gaben somit die ganze Stadt der Gefahr, abzubrennen, preis. Erst nachdem das Feuer zwölf Stunden gewüthet, wurden die Bundestruppen desselben Herr. Der Brandschaden mag mindestens 6 Millionen Dollars betragen haben, ohne dass durch Versicherung ein Ersatz in Aussicht stand, denn während der vorausgegangenen vier Kriegsjahre waren in den Südstaaten alle Operationen von Versicherungs-Gesellschaften suspendirt.

In Portland, Maine, verursachte am 4. Juli 1866 ein "Firecracker" einen Brand, der 1,622 Gebäude in Asche legte und einen Verlust von 9 Millionen Dollars herbeiführte.

Ein Jahr nach dem Chicago Feuer, d. h. vom 9. bis 11. November 1872, wüthete das entfesselte Element in der alten, reichen Stadt Boston und zwar gerade im Geschäftscentrum. 960 Geschäftshäuser sammt 60 Privatwohnungen wurden ein

Raub der Flammen und die Verlustsumme erreichte die bedeutende Höhe von 100 Millionen Dollars, welche Einbusse die reichen Handelsfirmen freilich weniger schmerzte als man allgemein erwartete.

Von den zahlreichen Brandkatastrophen, welche Orte in den an die Union grenzenden britischen Provinzen schädigten, seien nur die zwei namhaftesten erwähnt. Beide betrafen eine und dieselbe Stadt, Quebec nämlich, innerhalb eines Monats und zwar am 28. Mai und 28. Juni 1845. Die erstere Feuersbrunst zerstörte 1,583 Gebäude, die letztere 1,312 und damit war im Ganzen ein Drittel der Stadt vernichtet. Der durch's Feuer entstandene Gesammtverlust betrug 21 Millionen Dollars.

In wie weit nun die Katastrophe, welche Chicago so schwer betroffen, anderen vorstehend kurz skizzirten ähnlichen Ereignissen in älterer und neuerer Zeit in Bezug auf Umfang, tragische Episoden, Verlust an Eigenthum, störenden Einfluss auf allgemeinen Verkehr, zuversichtliches und energisches Verhalten der durch den Brand Geschädigten gleichzustellen ist, beziehungsweise solche überragt, darüber sich ein Urtheil zu bilden dürfte dem Leser wohl nicht schwer fallen.

Nach E. Seeger und Ed. Schläger.

Zweite Abtheilung.

Poesie.

Lyrische Poesie.

a. Lied.

I.—Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt'
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

H. Heine, geb. 1799, gest. 1856.

II.—Wiegenlied.

Die Aehren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blicken
Nur schüchtern noch umher.

Da kommen Abendwinde,
Still wie die Engelein,
Und wiegen sanft und linde
Die Halm' und Blumen ein.

Und wie die Blumen blicken,
So schüchtern blickst du nun,
Und wie die Aehren nicken,
Will auch dein Häuptlein ruh'n.

Und Abendklänge schwingen
Still wie die Engelein
Sich um die Wieg' und singen
Mein Kind in Schlummer ein

Hoffmann (von Fallersleben), geb. 1798.

III. — Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

W. v. Goethe, geb. 1749, gest. 1832.

IV.—Wanderers Nachtlied.

I.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

II.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

W. v. Goethe.

V. — Der Frühling.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören:
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren;

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

M. Claudius, geb. 1740, gest. 1815.

VI. — Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
  Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
  Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
  Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
  Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
  Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
  Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

* * *

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
  Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
  Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
  Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
  Und unsern kranken Nachbar auch!

M. Claudius.

VII.—Frühlingslieder.

1. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

---

2. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

---

3. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag!

L. Uhland, geb. 1787, gest. 1862.

VIII. — Meeresstille.

Stille! — Jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh',
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzu trübe, allzu schwer,
Leget sich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit,
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefsten Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will,
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still?

Wie mich oft in grünen Hainen
Ueberrascht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie — hier auf der See!

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

N. Lenau, geb. 1802, gest. 1850.

IX. — Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh ' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht:
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wir grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickst hinab in den Strom.

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du immer: Am Rhein, Am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

K. Simrock, geb. 1802.

X.—Nachklang.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht', da schimmert
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich rings her sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war von Schnee,
Mein Haupt vom Alter weiß.

J. v. Eichendorff, geb 1788, gest. 1857.

XI.—An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
  Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
  Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
  Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
  Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen Millionen!
  Diesen Kuß der ganzen Welt!
  Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
  Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
  Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
  Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
  Weinend sich aus diesem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
  Huldige der Sympathie!
  Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
  An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
  Folgen ihrer Rosenspur.

Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust war dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beff're Welt!

Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit dem Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kanibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von Euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreis't!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preis't
Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerstolz vor Königsthronen, —
 Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
 Untergang der Lügenbrut.

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
 Schwört bei diesem gold'nen Wein,
 Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Fr. v. Schiller, geb. 1759. gest. 1805.

XII. — Aus Wilhelm Meister.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr Schicksals-Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

W. v. Goethe.

XIII.—Der Tropfen.

Ein Tropfe fällt, es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' zu Kreise.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

W. Wackernagel, geb. 1806, gest. 1870.

XIV. — Lied.

Wenn dein Auge freundlich
In das meine blickt,
Fühlt sich meine Seele
Allem Leid entrückt;

Und es lacht das Leben
Mich so freundlich an,
Und des Himmels Pforten
Sind mir aufgethan;

Und mir ist, als zög' ich
Jubelnd mit dir ein,
Und als könnt' ich nimmer
Wieder traurig sein.

Doch kaum, daß du scheidest,
Schwindet auch der Traum,
Düsteren Gedanken
Gibt die Seele Raum;

Und mir ist, als stünd' ich
Auf der Welt allein,
Und als könnt' ich nimmer
Wieder fröhlich sein.

J. Sturm, geb. 1891.

XV. — Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen!

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel;
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille, nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten: Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber,
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen

Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen;
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sauf'ten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

F. Freiligrath geb. 1810, gest. 1876.

XVI. — Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor dem Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

E. Geibel, geb. 1815.

XVII.—Freiheit..

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erstrebt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eignen Busen dich belebt.
Willst du den Kampf, den großen, wagen,
So setz' zuerst dich selber ein:
Wer fremde Fesseln will zerschlagen,
Darf nicht sein eigner Sclave sein.

Nur reinen Herzen, reinen Händen,
Gebührt der Dienst im Heiligthum;
Der Freiheit Werk rein zu vollenden,
Dies, deutsches Volk, dies sei dein Ruhm.

Die Lüge winkt, die Schmeichler locken,
Mit seiner Kette spielt der Knecht:
Du aber wandle unerschrocken
Und deine Waffe sei das Recht!

R. Prutz, geb. 1816, gest. 1872

XVIII. — Unsre Sprache.

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reihn.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

F. Rückert, geb. 1789, gest. 1866.

XIX. — Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.

Magst du nie dich zeig
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenräumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen
Wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

M. v. Schenkendorf, geb. 1783, gest. 1817

XX. — Mein Vaterland.

Wo ist des Sängers Vaterland? —
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt.
Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland? —
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen;
Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
Das freie Land, das deutsche Land.
So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland?
Daß vor des Wüthrichs Ungewittern
Die Fürsten seiner Völker zittern,

Daß ihre heil'gen Worte splittern,
Und daß sein Ruf kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland? —
Es ruft nach den verstummten Göttern;
Mit der Verzweiflung Donnerwettern
Nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Dem ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Bluthund aus den Grenzen jagen,
Und frei die freien Söhne tragen,
Oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland!

Th. Körner, geb. 1791, gest. 1813.

XXI.—Kriegslied.

Empor mein Volk! das Schwert zur Hand,
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn um's Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus in Frieden auszubau'n
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergossne Blut!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen;
Doch, der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

Schon läßt es klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen;
Von Stamm zu Stamme lodert's fort!
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weis't.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.

Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg!
Vorwärts!

E. Geibel, geb. 1815.

XXII.—Am Hünengrab.

Beim Grab des alten Hünen,
Am Sommernachmittag,
Wie wohlig sich's im Grünen,
Im warmen Moose lag!
Ich lag als wie im Traume;
Fern von der Insel Saume
Scholl dumpf am Fuß der Dünen
Der Nordsee Wogenschlag.

Um's Grab des alten Heiden
Webt milder Sonnenschein,
Die frommen Schafe waiden
Am kräuterreichen Rain;
Die Sommerlüfte kosen
Mit Klee und Skabiosen,
Die duftend überkleiden
Des Helden morsch Gebein.

Nun schläft er ein Jahrtausend,
Seit seines Schiffes Bug
Die Nordsee freudig brausend
Zu Kampf und Siege trug;
Er schläft und ist verschollen,
Wie laut die Wogen rollen,
Wie oft der Seewind sausend
An seinen Hügel schlug.

Doch, horch! wie Donnerrollen
Ertönt's vom fernen Sund,
Doch, horch! wie Geistergrollen
Erdröhnt's im Grabesgrund,
Der Westen steht verdunkelt,
Ein blutig Spätroth funkelt,
Ein Kriegsruf ist erschollen
Durch's stille Inselrund.

Vom Welschland stürmt die Rotte
Der alten Räuber her,
Des Franken stolze Flotte
Durchfurcht das deutsche Meer:
Nun, herrliche Germanen,
Gedenket eurer Ahnen,
Und schreit nach eurem Gotte
Und greift nach eurer Wehr!

Sturm läutet auf den Thürmen
Vom Neckar bis zum Belt,
Ruft, euern Rhein zu schirmen,
Was streiten kann, in's Feld,
Ruft Todte aus den Grüften,
Ruft Geister aus den Lüften,
Ruft von der See den Stürmen,
Den Blitz vom Himmelszelt!

Wach auf, du alter Degen,
Such deines Schwertes Griff,
Sprich einen Zaubersegen
Und gib ihm neuen Schliff;
Steig auf aus deinem Kerker,
Vermoderter Berserker,
Und treib dem Feind entgegen
Dein nächtlich Geisterschiff!

K. Gerock, geb. 1815

b. Die Ode, Hymne, Rhapsodie und Dithyrambe.

XXIII. — Der blinde Sänger.

Wo bist Du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt' des Morgens, wo bist Du, Licht?
Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht' ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, Du Holdes! Deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst Du,

Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in Deiner Schöne, wo bist Du Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten sonst die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angesicht der
Lieben, und leuchtete mir, und droben

Und um die Wälder sah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun sitz' ich still allein, von einer
Stunde zur anderen und Gestalten

Aus Lieb und Leid der helleren Tage schafft,
Zur eignen Freude, nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt, und der Boden
Unter ihm dröhnt, und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

Ihr meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, so geleit' ich
Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre Dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endest Du? und was, was ist es
Ueber den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! Du über stürzenden Wolken! sei
Willkommen mir! es blühet mein Auge Dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geistiger rinnst Du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und Du
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und Du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einst, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude sei,
Ihr alle! daß euch segne der Sehende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

F. Hölderlin, geb. 1770, gest. 1843.

XXIV. — Empfindungen an einem Frühlingsmorgen.

O welche frische Luft haucht vom bebüschten Hügel!
Welch angenehmer West durchzieht
Mit rauschendem bethautem Flügel
Dies holde Thal, wo alles grünt und blüht!

Hier, wo die Grazien sich ihre Blumen holen,
Hier seh ich, wie der Morgen lacht,
Der unter duftenden Violen
Und beim Gesang der Vögel aufgewacht.

Wie blitzt der junge Klee vom farbenreichen Thaue!
Wie himmlisch lächelt die Natur,
Wohin ich voll Bewundrung schaue,
Dort im Gesträuch, und hier auf grüner Flur.

Die ganze Schöpfung zeugt von weiser Güte Händen;
Mit Schönheit pranget unsre Welt.
Muß nur der Mensch die Schöpfung schänden,
Der sich so gern für ihre Zierde hält?

Der Mensch darf sich nur sehn, damit er sich nicht brüste,
Wie, an der Thorheit Brust gesäugt,
Er sich im Taumel wilder Lüste
Bald lächerlich und bald abscheulich zeigt.

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust und findet ewig Leid.

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Finsterniß in Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt?

Vergebens! dieser Strahl, der wenig Weisen funkelt,
Wird oft von Leidenschaft und Wahn
In tausend Sterblichen verdunkelt,
Noch eh er sich hellschimmernd kund gethan;

Wie, wann die Sonne kaum dem Ocean entfliehet,
Des dunkeln Mondes Zwischenlauf
Ihr flammend Antlitz uns entziehet:
Vor ihrem Thron steigt schwarzer Schatten auf.

Die Vögel hemmen schnell die angefangnen Lieder;
Der halbverirrte Wandrer bebt,
Indeß mit schreckendem Gefieder
Die frühe Nacht um Erd und Himmel schwebt:

Bis Titans froher Blick, nach überwundnen Schatten,
Jetzt wieder unverfinstert strahlt,
Und in den aufgehellten Matten
Um Floren lacht und ihre Blumen malt.

So strahlet unser Geist mit angebornem Lichte,
Durch dicke Finsterniß hervor,
Wann vor der Weisheit Angesichte
Die Nebel fliehn, worin er sich verlor.

Geh auf mit vollem Tag, und herrsch' in Glanz und Ehre,
Und herrsch', o Weisheit, unbegrenzt,
Von einem bis zum andern Meere,
Wo Menschen sind und unsre Sonne glänzt!

Wie lang soll Finsterniß den Erdkreis überziehen?
Es müsse, wer im Schatten sitzt,
Auf deine lichten Höhen fliehen
Wo Klarheit ihm in Aug und Seele blitzt!

Die Seele, die alsdann kein äußrer Schmuck betrüget,
Dringt in das nackte Wesen ein,
Und was beständig sie vergnüget,
Muß edel, groß, muß ihrer würdig sein.

Sie suchet nicht ihr Glück in schimmerreichen Bürden,
In Ehre, Gold und ekler Pracht,
Nicht bei den thierischen Begierden,
Durch die ein Geist sich Thieren ähnlich macht.

Sie sucht und findet es in reiner Tugend Armen,
Die sich für Andrer Wohl vergißt,
Und, reich an göttlichem Erbarmen,
Vom Himmel stammt, und selbst ein Himmel ist.

J. P. Uz, geb. 1720, gest. 1796.

XXV.—Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht,
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,

Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

F. v. Schiller.

XXVI. — Der Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein! wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Seele zu schwach!

Erstaunen! himmelfliegendes Erstaunen
Ueber den, der unendlich ist!
O du, der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele

Mit deinem heiligen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft und so hoch die Endliche kann
Aufflammen in Entzückungen!

Du warest! du bist! wirst sein! Du bist! wie soll ich dich denken?
Meine Seele stehet still, erreichet es nicht!
Vater! Vater! so soll meine Seele sich denken,
Dich empfinden mein Herz, meine Lippen dich stammeln!

Vater! Vater! Vater!
Fallet nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit der Himmel Bewohnern
Erstaunen werden,
Wandelt forschend in diesem Labyrinth der Wonne,
Denn Jehovah redet!

Zwar durch den rollenden Donner auch,
Durch den fliegenden Sturm und durch sanftes Säuseln;
Aber erforschlicher, dauernder
Durch die Sprache der Menschen

Der Donner verhallt, der Sturm braust weg, das Säuseln verweht,—
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der Menschen fort

Und verkündet jeden Augenblick,
Was Jehovah geredet hat!

Bin ich am Grabe noch? oder schon über dem Grabe?
Hab' ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebe
Also redet Jehovah:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein, —
Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung und Freudenthränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Hallelujah im Heiligthume!
Und jenseit des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Hallelujah!
Denn so hat Jehovah geredet!

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist!
Geneuß, o Seele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehovah geredet!

F. G. Klopstock, geb. 1724, gest. 1803.

XXVII. — Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,

Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende,
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

W. v. Goethe.

XXVIII. — Das eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land,
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein,
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestaltne Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschooß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz,
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst bescheert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher! noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot,
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß,
Bricht er die granit'nen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein,
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrthen
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin,
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

F. v. Schiller.

XXIX. — Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen
Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln.
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben

Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! –
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

W. v. Goethe.

XXX. — Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdegeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter
Hebe nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

F. v. Schiller.

c. Elegie.

XXXI. — Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum;
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus diesem Hain.

Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephone geweint;
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund;
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig, als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln im voran;

Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen.
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder;
In Alcestens Arme sinkt Admet;
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Vor des Nordens schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn; —
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

F. v. Schiller.

XXXII. — Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann Nichts dich, Fliehende! verweilen
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.
Er ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß:
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Began an meiner Dichterbrust.

Und theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall;
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall;
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sie entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn,
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach! allzu schnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller wards und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört.
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

F. v. Schiller.

XXXIII. — Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht der Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,

Hoch auf des Thurmes Glockenstube
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor,
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,

Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O! das sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglas't erscheinen
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken,

Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht!
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen

Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt.

Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,

Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket

Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden

Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt,
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt

Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülle, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz.
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!

Concordia soll ihr Name sein,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges,
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

F. v. Schiller.

XXXIV.—Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

J. v. Salis, geb. 1762, gest. 1834.

XXXV.—Die junge Zeit.

Wohl schwillt mir hoch die Brust mit raschem Klopfen,
Seh' ich, im Angesicht des Schweißes Tropfen
Die junge Zeit, wie sie gewaltsam ringt,
Wie sie, zu stetem Werk geschürzt die Lenden,
Ein neuer Herkules mit Kinderhänden
Das Ungeheure schon vollbringt.

In tausend Schmieden bei der Essen Brande
Gießt sie das Erz und schweißt in Eisenbande
Die weiten Länder, die ihr unterthan;
Vom müden Saumroß, das sich wund getragen,
Nimmt sie das Joch und schirrt vor ihren Wagen
Den Dampf, den wilden Riesen, an.

Durch Felsenschachte wühlt sie ihm die Gänge,
Gewölbt und fest, daß in der düstern Enge
Des Schlotes Feuer roth wie Fackeln sprühn;
Sie schlägt ihm über's Thal mit Strom und Weilern
Wie einen Aquädukt auf hundert Pfeilern
Von Berg zu Berg die Brücke kühn.

Im Schiff, das keck entgegen jedem Winde
Ihr Dämon treibt, durchfliegt sie pfeilgeschwinde
Zum fremden Küstenland die salz'ge Bahn;
Stolz flattert wie ein Busch von schwarzen Federn
Der Rauch am Mast und grollend in den Rädern
Knirscht der bezwungne Ocean.

Des frost'gen Nords, des heißen Südens Sterne
Schlingt sie zum Kranz; schon gibt es keine Ferne;
Vorm Hammerschlage ihrer mächt'gen Hand,
Wie einst vor Israels Posaunenschalle
Die Mauern Jerichos, zerbarst im Falle
Des Raumes ehrne Scheidewand.

Und sieh, nun braust es her auf tausend Wegen,
Was nie sich schaute, tritt sich keck entgegen,
Bunt sind die Trachten, das Gedräng' ist dicht —
Der Bergschütz grüßt den Reitersmann im Panzer,
Der deutsche Bauer schaut dem Steppenpflanzer
In's tiefgebräunte Angesicht.

O welch ein endlos Wühlen, welch ein Rauschen!
O welch ein Markt, welch Hinundwiedertauschen
Von Schätzen, wie sie jede Zon' erzieht!
Jeder ist Kaufmann, und mit ew'gem Schwanken
Von Mann zu Mann gehn Waaren und Gedanken,
Des Juden Gold, des Sängers Lied.

Der todte Buchstab weicht lebend'ger Rede,
Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;
Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
Sein eigen Blut; es schwebt wie eine Flamme
Der Freiheit Wort auf jedem Mund.

Glückauf, und magst du's stets im Herzen tragen
Bei deiner Hast, bei deinem Müh'n und Wagen!
Glückauf, Glückauf du junge Zeit von Erz!
Und doch — muß ich so ganz versenkt dich schauen
In Stoff und Wucht — beschleicht mit leisem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz:

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben Einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest zu zersplittern
Wie jenen Thurm von Babylon.

E. Geibel.

d. Gnome, Epigramm, Satyre, poetische Epistel, Lehrgedicht.

XXXVI. — Treue.

Ehre ist des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt sie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

F. Schlegel, geb. 1772, gest. 1829.

XXXVII. — Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl:
Fremder Rechte loses Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

F. Schlegel.

XXXVIII.—Xenien.

1. An einen gewissen moralischen Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!

2. Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß,
Und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

3. Feindlicher Einfall.

Fort in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

4. Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

5. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

6. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student.

7. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

8. Wissenschaften.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

9. Gesundbrunnen zu ***

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

10. Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen, verzeihet,
Daß diese Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

11. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser,
Aber versuch es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.

12. Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

W. v. Goethe.
F. v. Schiller.

XXXIX. — Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht;
Jegliche Silbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist,
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.

A. v. Platen, geb. 1796, gest. 1835.

XL. — Pech.

Wahrlich aus mir hätte Vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

Hoher Ruhm war zu erwerben,
  Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln Preis zu geben,
  War ich aber nicht der Thor.

Um der Musen Gunst zu buhlen,
  War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
  Hätt' ich lesen nur gelernt.

Bei den Frauen, sonder Zweifel,
  Hätt' ich schon mein Glück gemacht,
Hätten sie mich aller Orten
  Nicht unmenschlich ausgelacht.

Wie zum reichen Mann geboren,
  Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
  Immer mir das Geld gefehlt.

Ueber einen Staat zu herrschen,
  War vor Allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
  Wiesen diesen Platz mir an.

König hätt' ich werden sollen,
  Wo man über Fürsten klagt;
Doch mein Vater war ein Bürger,
  Und das ist genug gesagt.

Wahrlich aus mir hätte Vieles
  Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
  Sich mir in den Weg gestellt.

A. v. Chamisso, geb. 1781, gest. 1838.

XLI.—Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus, sonder gleichen!
Trocknes Brot! und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,

Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die Grauen,
Mein Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns bestícheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Silb' aus Silbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan.

W. v. Goethe.

XLII. — An seinen Bedienten.

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann.
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der letzt' heran!
Täglich, siehst du, wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es selber, bricht.
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider
Rufest, riefst du doch für mich ihn nicht.
Aber, wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Reinettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Akten=Riemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reichen Kleider, die der Deutsche
Von Lyon holt, sind dagegen Quark!

Wie du weißt, verschenkt' ich meinen Blessen,
Und doch ward der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemaltes Pferd;
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
War, es wenig achtend, Abends lahm,
Wenn huchheiend nur, mit seinen Thieren,
Fritz mir im Galopp entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tigerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,

Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
Nun erzähl' du auch mir was, Papa!

Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauren
Guten Rath, nach Louisdor-Gewicht,
Künftig geben? Und sie kalt bedauren,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmen, zanken, droh'n,
Bis ich noch zwei Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Willst du mich vor Sonnen-Aufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wann bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Mess' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?

Sieh! dies alles, was ich ohne kalten
Schauer, kaum einmal recht denken kann,
Müßt ich thun, dich länger zu behalten,
Darum fasse dich, und sei ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne! Höre mich!
Wenn es sein muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich!
Hast du nichts bei mir gelernt, so lerne
Wenigstens dies Eine noch von mir;
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm' nur morgen früh herauf, und siehe
Ob ich mich nicht hurtiger, als du,

Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Kleiden will, vom Kopf bis auf die Schuh'.

Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der dein' auch ist, entschlugst,
Und im hohen Schnee die Blendlaterne
Vor mir her, so rasch und willig trugst,
Als ich die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht mehr schlief,
Und durch Flüss' und Wald, in Frost und Hitze,
Oft mit dir in dunkeln Nächten lief!
O du müssest, wär' er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir sei, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

F. Günther (von) Göckingk. geb. 1748. gest. 1828.

XLIII.—Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
  Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her.
  Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
  Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
  Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
 Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
 Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles im ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
 Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
 Euer Innres giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

F. v. Schiller.

XLIV.—Aus der „Weisheit des Brahmanen.“

Ein Fürst ritt auf die Jagd und ward durch ein Gewitter
Getrennt vom stattlichen Geleite seiner Ritter.
Er fand zum erstenmal, woran er nie gedacht,
Ohnmächtig selber sich in eines Höhern Macht.
Ihm war nun Heer und Hof und Herrschaft ohne Nutz,
Er suchte gegen Sturm im offnen Felde Schutz.
Er spähte weit umher und sah mit halber Freude
Zuletzt ein ländliches unscheinbares Gebäude.

Mit Unmuth trat er ein in's niedre Hüttendach;
Mit seiner Tochter saß ein Vater im Gemach.
Der alte Vater herb, ein Landmann stark und spröde,
Die junge Tochter mild, ein Landkind, hold und blöde;
Als ob ein alter Dorn mit rauhbemoostem Nacken,
Die schönste Rose trüg' als Schmuck an seinen Zacken.
Der Fürst gewahrte nicht die Rose, duftumschwommen,
Und hört' es kaum, wie ihn der Vater hieß willkommen.
Der Tochter winkte der, die sich mit Anstand schürzte,
Dem Gast ein Mahl auftrug und es mit Anmuth würzte.
Das Mahl blieb unberührt, der Gast stumm und verdrossen,
Die Würze merkt' er nicht, sonst hätt' er es genossen.
Er dacht' im stillen Kreis an seinen lauten Troß
Und aus der nackten Hütt' in sein vergoldet Schloß.
Da trat am Abend ein des Bauern Knecht, der Hirte,
Und um der Heerde Stand ward er befragt vom Wirthe.
Er sprach: „Die Heerde war noch nie in schlimmerm Stande,
Die Nahrung scheint ihr nicht mehr anzustehn im Lande.
Die Euter alle sind versiegt, es hilft kein Füttern,
Den eignen Lämmern wird kein Trunk von ihren Müttern."
Der alte Landmann wiegt sein Haupt erstaunt: „Versiegt
Die Euter auf einmal! Wer sagt, woran das liegt?"
Da hebt die Tochter an: „Es liegt allein daran,
Daß nicht des Fürsten Herz dem Land ist zugethan.
Denn wo nicht zugethan der Himmel ist der Erde,
Allda verschmachten muß aller Lebend'gen Heerde;
Und also, wo der Fürst in Liebe nicht dem Land
Ist zugethan, das ihm vertraut des Himmels Hand."
Der Alte sprach: „Was bleibt denn übrig, als zu wandern
Aus einem Land, das Gott verlassen hat, zum andern?
Geh, Hirte, gib dem Vieh hier seine letzte Rast!
Und du, o Tochter, trag dein Letztes auf dem Gast!
Wir haben Manchen hier gespeiset und getränket:
Nun schaffe, daß mit Dank es dieser uns gedenket!

Wir werden keinen Gast hier tränken mehr und speisen;
Wer weiß, im fremden Land wer uns es wird erweisen?"
Da sah der Fürst sie an, die sich mit Anstand schürzte,
Ein neues Mahl auftrug und es mit Anmuth würzte,
Das Mahl blieb unberührt; doch, wenn er's nicht genoß,
Nicht war es, weil er dacht an sein vergoldet Schloß;
Vielmehr weil er an's Wort, das sie gesprochen, dachte,
Von dem zuerst die Lieb' in seiner Brust erwachte,
Die Liebe für sein Land, mit welcher Hand in Hand
Vielleicht noch eine ging, die er sich nicht gestand.
Zum Herzen sprach er: „Weh dem Trotz, der dich bethörte,
Der wie ein Fluch das Glück unschuld'ger Hütten störte!
Daß so der Segen fehlt, wo Liebe nicht vermählt
Dem Land des Fürsten Herz, warum blieb mir's verhehlt?"
Er dachte noch, da trat von neuem ein der Hirte,
Und um der Heerde Stand ward er befragt vom Wirthe.
Er sprach: „Die Heerde hat sich anders nun besonnen;
Der Mütter Euter schwillt und füllet alle Tonnen.
Wetteifernd lassen sie die Milch im Kübel schäumen;
Sie haben offenbar nicht Lust, das Land zu räumen."
Der alte Landmann lenkt den Blick, den er gesenkt,
Der sinn'gen Tochter zu, die wohl weiß, was er denkt.
Und lächelnd hebt sie an: „Das liegt gewiß daran,
Daß nun des Fürsten Herz dem Land ist zugethan,
Denn wo nur zugethan der Himmel ist der Erde,
Da nähret sich mit Lust aller Lebend'gen Heerde.
Und also, wo der Fürst in Liebe seinem Land
Ist zugethan, das ihm vertraut des Himmels Hand."
Der alte Landmann spricht: „Der Himmel sei gepriesen,
Daß er zur rechten Zeit dem Land die Huld erwiesen,
Das Land zu räumen, wird nun keine Noth uns bringen;
Doch wer wird unsern Dank dem Fürsten hinterbringen?
Ich seh' an dir, mein Gast, nachdem dir am Gewand
Der Regen trocknete, du bist von edlem Stand.

Bring' morgen, wenn du ziehst, die Kund' in's Fürstenhaus;
Heut' aber ruh' vergnügt in Bauernhütten aus!"

Es kann dir freilich nicht auf dieser Welt gefallen,
Da deine Seele wohnt in schönern Himmelshallen.
Der Abstand ist zu weit, die Kluft wird niemals voll,
Die aufgähnt zwischen dem, was ist, und werden soll.
Die Worte, die du hörst, die Mienen die du siehst,
Sind lauter Widerspruch mit dem, wovor du kniest,
Der Menschheit schönem Bild, wie es muß einst auf Erden
Gewesen sein, und wie es muß einst wieder werden.
Weß ganzes Streben ist auf dieses Ziel gerichtet,
Ist von der Welt getrennt, und ist ihr doch verpflichtet,
Will ihr mit Liebeszorn, was sie nicht will, aufdringen,
Fühlt, daß er's muß, und fühlt, daß es ihm muß mißlingen.

Von einem König wird erzählt, daß im Palast
Er hatte sich gehäuft die größte Bücherlast.
Und zog der König aus, so zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kameel mit Büchern nach beladen.
Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm sei
Beschwerlich auf der Fahrt die große Bücherei.
Und ließ zu besserer Bequemlichkeit beim Reisen
Auszüge machen von hundert und einem Weisen.
Von diesen ward gemacht ein Auszug, den beim Zug
Des Königs gemach ein starkes Maulthier trug.
Doch noch bequemer wollt' er haben seine Sachen,
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus der Maulthierbürde,
Das auf der Reise selbst der König trug mit Würde.

Doch immer noch zu sehr belästigte das ihn,
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal ziehn.
Da zogen sie ihm aus dem ausgezognen Buch
Den Kern zusammen kurz in einen einz'gen Spruch.
Den faßt er in's Gemüth und konnt' ihn leicht behalten,
Um seines Heils danach und seines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht.
Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwust
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

F. Rückert.

Biographiſche Erläuterungen

über die benutzten deutſchen Schriftſteller.

(Alphabetisch geordnet.)

1. Chamisso, Adalbert v., Th. 1, S. 194.

Abtheil. *Poesie:* „Pech.“ S. 223.

2. Claudius, Matthias, geb. 15. Auguſt 1740, zu Rheinfelden bei Lübeck, ſtudirte in Jena, hielt ſich ſpäter in Wandsbeck auf, wo er unter dem Namen Asmus den „Wandsbecker Boten,“ eine Zeitſchrift, herausgab, war zwei Jahre Oberlandescommiſſär in Darmſtadt, kehrte aber ſchon 1778 wieder nach Wandsbeck zurück und ſtarb 21. Januar 1815 in Hamburg. Er war ein vorzüglicher, humoriſtiſcher Volksſchriftſteller, kindlich einfältig in ſeinen lyriſchen Gedichten.

Abtheil. *Poesie:* „Der Frühling,“ S. 156. „Abendlied.“ S. 156.

3. Dinter, Guſtav Friedrich, geb. 29. Februar 1760 zu Borna, geſt. als Profeſſor der Theologie, 29. Mai 1831, zu Königsberg. Er war ein bedeutender Schulmann und ſchrieb eine Reihe pädagogiſcher Werke.

Abtheil. *Prosa:* „Wir ſind dem Alter Achtung ſchuldig.“ S. 3.

4. Dräseke, Johann Heinrich Bernhard, geb. 18. Januar 1774 zu Braunſchweig, berühmter deutſcher Kanzelredner (Gelegenheitsreden), geſt. als General-Superintendent a. D., 8. December 1849, zu Potsdam.

Abtheil. *Prosa:* „Geringes, die Wiege des Großen.“ S. 6.

5. EICHENDORFF, Joseph Freiherr von, geb. 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, gest. als Geh. Regierungsrath, 26. November 1857 zu Neisse. Ein Anhänger der Romantik, schrieb er Romane und Novellen (ganz vorzüglich „Aus dem Leben eines Taugenichts"), auch volksthümliche Lieder, obschon seine Poesie halb phantastisch und verwirrt ist.

Abtheil. *Poesie:* „Nachklang." S. 161.

6. ENGEL, Johann Jakob, geb. 11. September 1741 zu Parchim, war seit 1776 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, später Oberdirector des Theaters, gest. 28. Juni 1802 in Berlin. Nachfolger Lessings besonders in prosaischer Darstellung, schrieb er vorzügliche Romane (Lorenz Stark), Lustspiele (Edelknabe), ferner philosophische Schriften mit classischen Gesprächen und Erzählungen; alle seine Producte zeichnen sich aus durch einen höchst klaren, richtigen und geschmackvollen Stil.

Abtheil. *Prosa:* „Die Höhle auf Antiparos." S. 59.

7. FREILIGRATH, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, wurde wegen seines Antheils an den 1848er Bewegungen verbannt, lebte lange Zeit in London und starb hoch geehrt zu Canstatt bei Stuttgart, 18. März 1876. Nächst Chamisso ist er Hauptvertreter der ethnographischen Poesie; seine Gedichte zeugen von höchster Einbildungskraft, lebensvoller Anschauung, er sucht überall das Ungewöhnliche in Stoff wie in überkünstelter Form und Ueberhäufung von Worten.

Abtheil. *Poesie:* „Das Gesicht des Reisenden." S. 167.

8. GEIBEL, Emanuel von, geb. 18. October 1815 zu Lübeck, Student in Bonn und Berlin, hielt sich beinahe drei Jahre in Athen auf, seit 1840 wieder in Deutschland, bekleidete von 1852—1867 eine Professur in München, und lebt jetzt privatisirend in seiner Vaterstadt. Er ist einer der vorzüglichsten Lyriker unserer Tage, Vertreter der schwäbischen Dichterschule (Uhland u. s. w.) im Norden; seine Gedichte (Juniuslieder, Neue Gedichte u. a.) sprechen durch ihr tiefes, warmes Gefühl an, weniger gut sind seine Dramen (Roderich, u. a. m.).

Abtheil. *Poesie:* „Hoffnung." S. 168. „Kriegslied." S. 174. „Die junge Zeit." S. 218.

9. Gerok, Karl, geb. 30. Januar 1815 zu Stuttgart, Theologe, ſeit 1849 Prediger daſelbſt, jetzt Oberhofprediger und Prälat. Gab eine Reihe Predigten-Sammlungen heraus, ebenſo religiöſe Gedichte (Palmblätter, Pfingſtroſen, Blumen und Sterne, deutſche Oſtern).

Abtheil. *Poesie:* „Am Hünengrab." S. 176.

10. Göckingk, Leopold Friedrich Günther von, geb. 13. Juli 1748 zu Grüningen bei Halberſtadt, widmete ſich dem Staatsdienſte, war ſeit 1793 Geh. Oberfinanzrath in Berlin und ſtarb zu Wartenberg in Schleſien, 18. Februar 1828. Er iſt ein vorzüglicher Epigrammendichter, ebenſo verfaßte er witzige Epiſteln nach dem Vorbilde des Horaz und auch der Franzoſen.

Abtheil. *Poesie:* „An ſeinen Bedienten." S. 227.

11. Goethe, Johann Wolfgang von, Th. I, S. 195.

Abtheil. *Poesie:* „Gefunden." S. 154. „Wanderers Nachtlied." S. 155. „Aus Wilhelm Meiſter." S. 165. „Das Göttliche." S. 185. „Mahomets Geſang." S. 194. „Xenien." S. 222. „Muſen und Grazien in der Mark." S. 225.

12. Grimm, Jacob und Wilhelm, Th. I, S. 196.

Abtheil. *Prosa:* „Das Weſen der Sage." S. 8.

13. Heine, Heinrich, Th. I, S. 196.

Abtheil. *Poesie:* „Du biſt wie eine Blume." S. 153.

14. Hölderlin, Johann Chriſtian Friedrich, geb. 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar, Theologe, ſpäter ſich der Philoſophie hingebend, war Erzieher in Meiningen und Frankfurt, entwich nach Hamburg, von wo er in Schwermuth in ſeine Heimath zurückkehrte, hielt ſich 1801 wieder als Hauslehrer in Bordeaux auf, wurde aber nach ſeiner Rückkehr unheilbar wahnſinnig und ſtarb 7. Juni 1843. Hochbegabt und Meiſter im Roman (Hyperion), Oden und Elegien, vertiefte er ſich leidenſchaftlich in die Antike, was ſeine Schwermuth mit veranlaßte; ſeine Poeſie aber iſt voll von Ausbrüchen der reinſten, ſchmerzlichen Vaterlandsliebe.

Abtheil. *Poesie:* „Der blinde Sänger." S. 178.

15. Hoffmann von Fallersleben, Auguſt Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben in Hannover, Profeſſor der deutſchen Sprache in Breslau, 1843 abgeſetzt, hält ſich als Schriftſteller auf zu Corvey bei Höxter. Neben einer Reihe Schriften über deutſche Sprache und Literatur verfaßte er liebliche und gefühlvolle Lieder, auch politiſche Gedichte voll Humor.

Abtheil. *Poesie:* „Wiegenlied." S. 153.

16. Humboldt, Alexander von, Th. I, S. 197.

Abtheil. *Prosa:* „Ueber Naturgenuß" S. 18.

17. Humboldt, C. Wilh. v., älterer Bruder des Vorigen, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam, lebte im Umgang mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit, widmete ſich dem Staatsdienſt (Geſandter in Rom, Wien, London), war beim Wiener Congreß, ſpäter Miniſter des Innern und ſtarb zurückgezogen 8. April 1835 in Tegel bei Berlin. Fein gebildet, geiſtreich wie er war, konnte er nicht verfehlen, eine bedeutende Rolle in der Diplomatie zu ſpielen; als er ſich zurückzog, widmete er ſich wiſſenſchaftlichen Studien, deren Reſultate er in einer Reihe geiſtvoller Schriften niederlegte (Ueber die Kawiſprache; über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues; Aeſthetiſche Verſuche u. a. m.); er iſt ein Hauptförderer der philoſophiſchen Behandlung der Sprache.

Abtheil. *Prosa:* „Die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers." S. 24.

18. Klopstock, Friedrich Gottlieb. geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, beſuchte als Knabe die berühmte ſächſiſche Fürſtenſchule zu Pforta, ſtudirte ſeit 1745 Theologie in Jena und Leipzig, hielt ſich dann in Langensalza als Lehrer und in Zürich bei Bodmer auf, folgte 1750 einem Rufe nach Kopenhagen (auf der Reiſe lernte er ſeine nachmalige Gattin, Meta Moller [Cidli] kennen), verheirathete ſich 1754 mit Meta, die ſchon nach vier Jahren ſtarb, lebte dann an verſchiedenen Plätzen, 1763 — 1771 wieder in Kopenhagen und zog ſich endlich penſionirt nach Hamburg zurück, wo er 14. März 1803 ſtarb. Sein Hauptwerk, das epochemachend in der

Geſchichte der Literatur wirkte und womit die claſſiſche Blüthezeit begann, iſt das große Epos „*Messias*,“ verfaßt in den Jahren 1748—1773; da er durch und durch Lyriker war, ſo verliert er ſich in ſeinem Epos oft in's Lyriſche und gerade deßhalb ſind auch ſeine *Oden*, Hymnen u. ſ. w. bedeutender.

Abtheil. *Poesie:* „Der Erbarmer.“ S. 184.

19. Körner, Theodor, Th. I, S. 198.

Abtheil. *Poesie:* „Mein Vaterland.“ S. 173.

20. Lenau, Nikolaus, Th. I, S. 198.

Abtheil. *Poesie:* „Meeresſtille.“ S. 159.

21. Müller, Johannes von, Th. I, S. 200.

Abtheil. *Prosa:* „Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker.“ S. 64.

22. Platen-Hallermünde, Auguſt, Graf v., Th. I, S. 201.

Abtheil. *Poesie:* „Halbdichter.“ S. 223.

23. Prutz, Robert, Th. I, S. 201.

Abtheil. *Poesie:* „Freiheit.“ S. 169.

24. Rückert, Friedrich, Th. I, S. 201.

Abtheil. *Poesie:* „Unſre Sprache.“ S. 170. Aus der „Weisheit des Brahmanen.“ S. 230.

25. Salis-Seewis, Johann Gaudenz v., geb. 20. September 1762 zu Malans, Kanton Graubündten, Schweiz, ſtand in franzöſiſchen Dienſten 1792, kehrte nach ſeiner Heimath zurück 1792 und ſtarb 29. Januar 1834. Er verfaßte tiefſinnige lyriſche Gedichte und war in ſeinen elegiſchen Landſchaftsdichtungen Nachfolger von Hölty.

Abtheil. *Poesie:* „Das Grab.“ S. 218.

26. Schenkendorf, Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried v., geb. 11. December 1783 zu Tilſit, Theilnehmer des Feldzuges von 1813, geſt. 11. December 1817. In ſeinen

geiſtlichen Liedern offenbart ſich ein frommes Gemüth mit einem katholiſchen Anfluge; gebildet hat er ſich an den Romantikern Schlegel und Novalis.

Abtheil. *Poesie:* „Freiheit." S. 171.

27. SCHILLER, Friedrich v., Th. I, S. 202.

Abtheil. *Poesie:* „An die Freude." S. 162. „Die Macht des Geſanges." S. 182. „Das eleuſiſche Feſt." S. 187. „Dithyrambe." S. 197. „Die Götter Griechenlands." S. 198. „Die Ideale." S. 202. „Das Lied von der Glocke." S. 205. „Die Worte des Glaubens." S. 229.

28. SCHLAGINTWEIT, Robert v., Th. I, S. 202.

Abtheil. *Prosa:* „Die nordamerikaniſchen Indianer in ihrem Verhältniß zu den Weißen. S. 27.

29. SCHLEGEL, Auguſt Wilhelm v., Th. I, S. 202.

Abtheil. *Prosa:* „Charakteriſtik Shakeſpeare's. S. 11.

30. SCHLEGEL, Friedrich v., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 10. März 1772 in Hannover, ſtudirte in Göttingen und ſpäter in Paris, wo er das Studium der Sanskrit-Sprache begann, trat 1808 in Köln zum Katholicismus über, ging 1815 als Legationsrath nach Frankfurt, Rom und Wien, zog ſich 1828 nach Dresden zurück und ſtarb daſelbſt 12. Januar 1829. Ausgerüſtet mit größerer poetiſcher Begabung als ſein Bruder, iſt er doch bei ſeiner Neigung zum Excentriſchen in die größten Verirrungen gerathen und trat in die römiſche Kirche ein, welche ihm den Höhepunkt aller künſtleriſchen und menſchlichen Bildung bot. Seine hiſtoriſchen und literar-hiſtoriſchen Werke (Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer; Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuern Literatur u. a. m.) ſowie ſeine Zeitſchriften (Athenäum 1790—1800, Europa, und das deutſche Muſeum 1812—1813) ſind Arbeiten von größter Bedeutung.

Abtheil. *Poesie:* „Treue." S. 221. „Deutſcher Sinn." S. 221.

31. SIMROCK, Karl, geb. 28. Auguſt 1802 in Bonn, lebt als Profeſſor daſelbſt und docirt deutſche Literatur. — Er iſt berühmt durch ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen älterer deutſcher Dichtungen (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, Niebelungenlied, Gudrun u. a. m.).

Abtheil. *Poesie:* „Warnung vor dem Rhein.“ S. 160.

32. STURM, Julius, geb. 21. Juli 1831 zu Köſtritz, lebt ſeit 1850 als Paſtor in Göſchitz bei Schleiz. Seine „Gedichte,“ „Fromme Lieder I — III,“ „Für das Haus,“ verrathen einen tiefen religiöſen Sinn und reiche poetiſche Begabung.

Abtheil. *Poesie:* „Lied.“ S. 166.

33. STURZ, Helfrich Peter, geb. 16. Februar 1737 zu Darmſtadt, ſtudirte 1754 — 1757 in Göttingen, Jena und Gießen, war längere Zeit Secretär bei hervorragenden Diplomaten, 1768 in England, 1770 in Dänemark, privatiſirte dann, als er bei Struenſee's Fall entlaſſen wurde, in Glückſtadt und Altona, trat 1772 in den Staatsdienſt von Oldenburg und ſtarb 12. November 1779 in Bremen. Sein Hauptwerk iſt „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernſtorff;“ ſeine Proſa iſt trefflich, ja muſterhaft und künſtleriſch vollendet; vorzüglich ſind auch ſeine Charakter-Schilderungen.

Abtheil. *Prosa:* „Wer iſt glücklich.“ S. 55.

34. UHLAND, Ludwig, Th. I, S. 203.

Abtheil. *Prosa:* „Aus der deutſchen Mythologie: Der Mythus von Thor.“ S. 109.

Abtheil. *Poesie:* „Frühlingslieder.“ S. 158.

35. UZ, Johann Peter, geb. 3. October 1720 in Ansbach, ſtudirte die Rechte, ſeit 1763 Aſſeſſor beim Landgericht in Nürnberg und 1790 burggräflicher Director, geſt. 12. Mai 1796. Er war ein nicht unbedeutender Dichter, deſſen „Oden“ beſonders ausgezeichnet ſind durch poetiſchen Schwung und Wohllaut der Sprache.

Abtheil. *Poesie:* „Empfindungen an einem Frühlingsmorgen.“ S. 179.

36. Wackernagel, Wilhelm, geb. 23. April 1806 in Berlin, Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur in Baſel, geſt. daſelbſt 21. December 1870. Er war vielleicht in ſeiner Zeit der gelehrteſte Kenner der germaniſchen Sprachen (ſehr gründliche Arbeiten darüber, unter Anderm ſein vorzügliches „Leſebuch"); ſeine Gedichte („Gedichte eines fahrenden Schülers," „Neuere Gedichte," „Weinbüchlein") zeugen von reichem Gemüthe und köſtlichem Humor.

Abtheil. *Poesie:* „Der Tropfen." S. 165.

Anhang.

Deutsch-amerikanische Dichter.

Die deutsche Sprache in Amerika.*

Du bist kein Fremdling in der Freiheit Lande,
Mein deutsches Lied, das voll und kühn erklingt,
Und seist du ferne auch vom Heimathstrande,
Zu tausend Herzen eilst du leichtbeschwingt;
Mit allen einen dich die schönsten Bande,
Durch welche je ein hold Geschick verschlingt:
Die deutsche Sprache ist's, die uns verbindet,
Ob Lust ob Leid das Lied des Sängers kündet.

Du bist kein Fremdling; viele Millionen
Sind, fern dem Vaterland, von Herzen dein,
Und überall wo deutsche Herzen wohnen,
Bist du ihr Kleinod, du ihr Edelstein!
Der Deutsche trägt dich hin in alle Zonen
Und wahrt dich tief in seines Herzens Schrein.
Mit jenem ersten Lied, das hell erklungen,
Hast du auch hier das Bürgerrecht errungen.

---

* Dieses Gedicht wurde von Herrn F. A. Schmitt besonders für unsere Blumenlese verfaßt. Dr. G. A. Z.

Was kann, wie du, so warm und hold erklingen,
Zu preisen, was da groß und schön erblüht?
Was kann, wie du, so wunderbar besingen,
Was in der Seele tiefverborgen glüht?
Ihr, deutsche Laute, könnt das Herz bezwingen,
Denn ihr allein seid Seele und Gemüth!
Ihr seid die edelste von allen Gaben,
Die wir an diesen Strand getragen haben!

Mögt ihr die kühnen Pioniere preisen,
Die fleiß'ge Hand, die froh die Scholle baut,
Den, der da schürft der Berge Gold und Eisen,
Den, der da forschend zu den Sternen schaut —
Ich lieb' auch sie, — singt ihnen Ruhmesweisen,
Doch ich will preisen deutscher Sprache Laut!
O, mög' es blühen, wachsen und gedeihen,
Mein bestes Kleinod, in dem Land der Freien!

Friedrich Albert Schmitt.

Alexander Berghold.

St. Franziskus predigt den Vögeln.

(Eine Legende.)

St. Franzis ging mit seinen Brüdern einst spaziren;
Er sprach gerad' von Gottes weiser Lieb',
Als ihn der Vögel lärmend Schaar that so geniren,
Daß er in seiner Lehre stecken blieb.

„Doch harret mein!" sprach er zu seinen lieben Brüdern,
„Ich werde gleich in eurer Mitte sein.
„Ich muß der Vögel laute Bitte doch erwidern,
„Wie werden sich die armen Thierchen freu'n."

„Nur stille," sprach der Heil'ge, „ihr luft'gen Brüder
„Und Schwesterchen!" — Er winkt der bunten Schaar,
Die nun verstummen läßt den Sang der munt'rn Lieder,
Und auf den Redner lauschte wunderbar.

Franziskus sprach zu ihnen lang — wohl eine Stunde —
Von Vöglein aller Arten rings umkreis't.
Wie hingen sie voll Neugier an des Sprechers Munde
Als er gesagt, wer alle Vöglein speis't! —

Da er vom Schöpfer sprach, wie thaten sie sich drücken
Und näher rücken! — Doch, als nun das Wort
Vom Stehlen war, da gab's ein Köpfchenhängen, Bücken,
Und mancher alte Rabe wollte fort.

Der Heil'ge sah's und sprach: „Bleibt hier, ihr alten Sünder,
Gerade euch hab' ich damit gemeint!" —
Die große Elster duckt sich und der Spatz nicht minder,
Ihm sind die Aeuglein naß, der Schelm, er weint.

„Nun gut," sprach da Franziskus, „zieht in Gottes Frieden,
Und störet nie des Priesters Predigtwort!"
Sie neigten sanft die Köpfchen, dankten froh und schieden;
Der Heil'ge setzte seine Lehre fort.

Udo Brachvogel.

Indianer-Sommer.

Den Hügel noch empor, mein wackres Thier,
Dort lichtet sich der Wald, dort halten wir —
Fühlst du den Sporn? Hinan mit flücht'gen Sätzen!
Schon schließt sich hinter uns die Tannennacht;
Frei schweift der Blick — ha, welche Farbenpracht!
Erschloß sich Scheher'zadens Märchenschacht,
Rings Alles zu bestreu'n mit seinen Schätzen?

Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,
Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,
Nicht tödtlich, nein, nur schmeichelnd allem Leben.
Am fernen Horizonte rollt der Fluß;
Jedwede Wog' umspielt des Mittags Kuß,
Sie bebt und zittert unter ihm, — so muß
Die Braut am Herzen des Ersehnten beben.

Und schimmernd liegt das Thal, wie Mosaik,
Wie reicher es und blendender den Blick,
Noch niemals unter Künstlers Hand entglommen.
Hin strömt es zwischen dunklem Braun und Grün
Gleich Flammen, die aus Goldtopasen sprühn,
Gleich Purpurmänteln, die um Schultern glühn
Von Königen, die von der Krönung kommen.

Der Ahorn lodert, wie im Morgenhauch
Einst Moses lodern sah den Dornenstrauch,
Gefacht von unsichtbarer Engel Chore.
Dort rankt sich's flimmernd und verzweigt sich's bunt,
Wie die Koralle auf des Meeres Grund,
Und drängt sich um das silberfarbne Rund
Des Stamms der königlichen Sykamore.

Und einsam ragt und priesterlich zumal
Die Lorbeereiche aus dem Bacchanal
Von Licht und Glanz, von Farben und von Gluthen.
Doch auch von ihrer dunkeln Aeste Saum,
Aus ihrer Krone tropft wie Purpurflaum
Die wilde Reb'; es ist, als ob der Baum
Sein Herz geöffnet habe, zu verbluten.

Das Eichhorn springt. Es lockt mit tiefem Klang
Der Tauber seine Taube nach dem Hang,
Wo überreich sich Beere drängt an Beere.

Die Drossel stimmt ihr schmelzend Tongedicht,
Der Falke badet sich im Sonnenlicht,
Und aus der Sumachbüsche Scharlach bricht
Das dunkle Reh, des Waldes Bayadere.

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?"
So ringt sich's von des Reiters Lippe los, —
Da rauscht's ihm Antwort aus des Waldes Schooß —
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß,
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf, wie Schleierflug,
Schneewolken wehn daher in dichtem Zug,
Von Norden pfeift's, und trübe wird's und trüber.
Der Taube Ruf verstummt; ein Büchsenknall,
Im Blute liegt das Reh, und in den Fall
Der Blätter rauscht's, wie leiser Seufzerhall:
Noch eine Nacht, und Alles ist vorüber!

Der Reiter fröstelt in des Nordwinds Hauch,
Er ruft: „Und dennoch ist dies Tod, ob auch
Gleich Hochzeitskleidern prangt sein Leichenlinnen.
So stirbt ein Tag im reichsten Abendroth,
So küßt die Lippen einer Braut der Tod,
So fühlt ein Jüngling, rings vom Feind bedroht,
Aus Wunden tausendfach sein Herzblut rinnen!"

Caspar Butz.

Am Niagara.

Unter dem Tafelfelsen.

1852.

Vom Felsen sickert es tropfenweis
In langsam einförmigem Takt,
Nun vor mir schäumt er wie siedendheiß,
Der tobende Katarakt
Hoch oben die ragende Felsenwand
Ein Baldachin für das Haupt,
So sitz ich, den Griffel in der Hand
Und vom Nebel des Sturzes umstaubt.

Welch ein Dichtersitz! Mir zu Füßen liegt
Die sprudelnde Wasserwelt.
Ueber Klippen, die sie im Kampf besiegt,
Stürzt sie wild, wie ein zürnender Held.
Im ewigen Ringen, im steten Kampf
Hat sie Bahn bis zum Meer sich gemacht,
Der Nebelschleier ihr Pulverdampf,
Ihr Tosen der Donner der Schlacht.

Und allein im wilden tobenden Streit
Sitz ich einsam am Felsenhang,
Gedenke des großen Kampfes der Zeit,
Der gekämpft wird nun schon so lang.

Niagara's Lauf und der Menschheit Loos
Ein ewiger Kampf um die Bahn,
Zur Bahn der freien Entfaltung getrost
Und wild streben beide hinan.

Hernieder stürzet des Stromes Lauf
Den Felsen mit donnerndem Krach,
Hoch sprudelt der Gischt, die Woge wallt auf,
Dann stürzt sie der anderen nach,
Kein Hemmen, kein Halten, hinab die Bahn,
Sie trotzet dem hemmenden Stein,
Und stolz und brausend zum Ocean
Wälzt sie siegesgewiß sich hinein.

Da hemmt kein Bergsturz, kein blinkender See,
Fern grüßt sie im Osten das Land,
Die Mauern der Städte, die grüne Höh'
Umzieht sie mit silbernem Band.
Durch tobenden Sturz, durch Höhlen und Nacht
Bricht sie herrlich und strahlend her,
Sie schaukelt die Brigg und die tanzende Yacht
Mit Schätzen beladen zum Meer

So auch die Menschheit, durch Kampf und Schlacht
Wird sie siegreich ziehn ihre Bahn,
In der Zukunft frei, in Glanz und Pracht
Vergißt sie den Streit, den Orkan.
Niagara's Donner an meinem Ohr,
Im Herzen die Hoffnung der Zeit,
So brachen die Worte gewaltsam hervor,
Die ich Euch, ihr Kämpfer, geweiht!

Gruß an die Deutschen auf der Grotenburg

von ihren Festgenossen in Chicago.

Zur Feier der Einweihung des Hermanns-Denkmals, am 16. August 1875.

Nun endlich steht der Riese droben,
Nun reckt er endlich hoch das Schwert;
Das war, von Sorgen viel durchwoben,
Ein langsam' Werk am Feuerherd.
Was junge Jahre sah'n beginnen,
Das Alter kann's vollendet sehn;
Doch eh' er stand auf diesen Zinnen,
Sah'n wir das neue Reich erstehn.

Gut, daß er jetzt erst ward vollendet,
Gut, daß erst jetzt der Sonne Licht
Vom freien Himmel hergesendet,
Sich auf dem Riesenhelme bricht.
Eins ward erspart Euch, eh' es tagte:
Daß in des Landes tiefster Schmach
Hoch, wie zum Hohn 'gen Himmel ragte
Das Schwert, das einst die Knechtschaft brach!

Jetzt seht auf Grotenburgas Höhen,
Umgeben von des Eichwalds Pracht,
Das stolze Denkmal frei Ihr stehen
Nach einer zweiten Hermannsschlacht.
Jetzt seid Ihr würdig, anzuschauen
Des alten Recken Hünenhaupt;
Drum schwingt in Allen deutschen Gauen
Stolz Euren Hut, mit Grün umlaubt.

Wir schwingen mit! Der Grüße bester
Tön' über's Weltmeer hell und laut
Dem Meister grau, der fest und fester
Dies Riesendenkmal auferbaut.

Der mit des Volkes Dichtern träumte
Von uns'res Volkes Ehrentag,
Der nimmer wankte, nimmer säumte,
Bis klang der letzte Hammerschlag.

Seid Ihr gegrüßt auch, deutsche Brüder,
Schaut uns als ebenbürtig an,
Wir singen nicht blos deutsche Lieder,
Wir brechen deutschem Geiste Bahn.
Reicht uns die Hand und thut ein Gleiches
Und laßt das Mal auf hohem Stein
Nicht Denkmal nur des deutschen Reiches,
—Nein, aller Deutschen Denkmal sein!

Zur Enthüllung eines Krieger-Denkmals

in Westfalen, Deutschland,

am 18. Oktober 1875.

Die Decke fällt, die graue Hülle,
Und in des Erzes ganzer Pracht
Steht dort in reifer Kraft und Fülle
Ein Weib in sonderbarer Tracht.
Nicht wie zum Kosen auserlesen,
Nein, ernst, gedankenvoll und hehr,
Aufs Schwert gestützt, kein irdisch Wesen,
Das Auge klar, die Stirne schwer.

Sie hat noch immer viel zu sinnen,
Fest greift das Schwert noch ihre Hand,
Sie hält die Wacht auf vielen Zinnen
Jetzt in dem neuen Vaterland.

Auf manchem Pidestal ein Posten,
— Ihr Schwert gebeut dem Westen Ruh! —
Blickt sehnend sie gern nach dem Osten
Und winkt verlor'nen Kindern zu.

Der Deutsche ehrt in diesem Bilde
Germania's in Kriegertracht,
Das Ideal, das ernst doch milde
Des Landes Schicksal überwacht,
Die Mutter, die den Hader schlichtet,
Wenn deutsche Stämme sich entzwei'n,
Die gern besänftigt, ungern richtet,
Wenn wild der fremde Feind bricht ein.

So war's, gewiß! vor wenig Jahren;
Wie drang die Kunde über's Meer!
Das war ein zweites Kreuzesfahren,
Gott will es! scholl es zu uns her!
Da gab's kein Stauen und kein Halten,
Wer dämmt des Berges Bäche ein?
Sie stürzen vorwärts, walten, schalten;
Und donnernd klangs: hinab zum Rhein!

Doch eine Kunde kam von drüben,
Die manches Auge machte naß;
Nicht wie zum Spiele, nicht zum Ueben
Ein kleines Häuflein schritt fürbaß;
Der schon bei Leipzig mit geschlagen,
Ein alter Trommler ging voran.
Und zitternd schlug in neuen Tagen
Den alten Wirbel stolz er an.

Und als nun Abschied Alle nahmen,
Da segnet sie der Priester ein
In seines Gottes heil'gen Namen,
— Das war der Pfark' von Volmarstein.

So zog der Landwehrmann zum Kampfe,
Der Jüngling zog, an Muth ihm gleich,
Und so erstand im Pulverdampfe
Das deutsche, nicht das röm'sche Reich.

Und nun bewahrts! schon einmal glühten,
Wohl vierzig Jahre sinds, voll Pracht
Alljährlich — wie die Funken sprühten! —
Die Feuer der Octobernacht.
Erbleichen mußt' am Himmelsbogen
Ihr Schein, die Hülle kam herab!
— Ihr habt sie heute weggezogen,
Senkt sie für immer tief hinab!

Die Genien des Siegs umgeben
Das ernste Weib auf diesem Stein,
Die Opfer, die den Sieg gegeben,
Sind die Ihr feiert nicht allein!
Sie werden Alle einst vergessen,
Im Grabe finden Alle Ruh,
Doch die zu früh sich kühn vermessen,
Sie deckt die fremde Erde zu.

Wie gern möcht' ich das Denkmal schauen
In unsrer Mark am Bergeshang,
An unsres Volmeflusses Auen,
Deß Rauschen mir zur Wiege drang!
Doch andre Bahnen, andre Pflichten,
Die Welt ist Kampfplatz allerwärts,
Nur von dem Deutschen glaubt mit Nichten,
Daß von der Heimath läßt sein Herz!



Robert Clemen.

Das höchste Gut.

Kenn' ein Kleinod — es ist werth
Mehr noch als Juwelen,
Mehr als Land und eigner Herd,
Ist ein Gut für Seelen;
Gold und Silber wiegt's nicht auf,
Wie viel uns auch werde,
Gäbe man auch in den Kauf
Noch die ganze Erde.

Hast du dieses edle Gut,
Nichts ist zu vergleichen
Deiner Ruhe, deinem Muth,
Mag auch Alles weichen;
Reicher als ein Königssohn
Trägst du ohne Schmerzen
Eine andre, schön're Kron'
In dem eig'nen Herzen.

Und der Feinde wildes Heer
Brauchst du nicht zu scheuen,
Kämen sie zu Schaaren her,
Fruchtlos blieb' ihr Dräuen.
Keine Macht der Welt vermag
Deinen Muth zu brechen,
Deiner Seele hellen Tag
Kann kein Dunkel schwächen.

Kennst du wohl das Himmelsgut?
    Niemand kann es rauben,
Denn es wirkt mit Flammengluth
    Mächtiger als Glauben;
Leuchtet wie die Sonne klar
    Durch die dunkeln Nächte,
Macht die Menschen frei und wahr,
    Herren und die Knechte.

Dieses Kleinod in der Brust
    Steh'n wir fest wie Mauern,
Sind erfüllt mit Himmelslust
    Selbst in Todesschauern;
Frei und froh im Kampfgewühl
    Mit den Finsterlingen,
Eilen wir zum frohen Ziel
    Auf des Lichtes Schwingen.

Mancher Kämpfer sank und starb,
    In dem Kampf erlegen,
Doch was muthig er erwarb
    Bringt noch heute Segen;
Aus des Grabes dunkler Nacht —
    Seht empor sie steigen
In verjüngter Sonnenpracht,
    Frei des Lichtes Zeugen!

Willst du kennen dieses Gut,
    Das so mächtig stählet,
Das so große Wunder thut
    Und dich Gott vermählet?
Wahrheit ist's, o freu' dich, Herz,
    Wenn sie dir gegeben!
Sie allein führt himmelwärts
    Hin zu Licht und Leben!

Der Glühwurm.

(Ungedruckt.)

Der Dämmerung grauer Schatten
Schwebt nieder zu der Welt,
Und dort, auf grünen Matten
Erglänzt ein Sternenzelt.
Das ist ein lustig Flimmern
Auf Gräsern und am Strauch,
Es wechseln Nacht und Schimmern
Schnell, wie des Windes Hauch.

Bald schwebt es auf und nieder
In tausendfält'ger Pracht,
Dann sinkt's in Dunkel wieder
Und wandelt sich in Nacht;
Nun leuchtet's wieder munter —
Nun schwindet Alles hin —
Die Sternlein gehen unter
Im dunklen Wiesengrün.

O Mensch, mit deinen Freuden
Und deines Herzens Weh'n,
Hast du die Herrlichkeiten
Der Juninacht geseh'n?
Dem Wurm mit seinem Flimmern
Noch niemals nachgedacht?
Du gleichst mit deinem Schimmern
Dem Wurm der Juninacht

Noch ruht am Mutterherzen
Der Säugling engelrein,
Da ziehen Angst und Schmerzen
Im Mutterherzen ein;
Der Tod mit seinem Leide,
Hat schnell ein End gemacht,

Dahin ist schon die Freude,
    Vorbei die Juninacht.

Recht hüpfen sie und springen
    Der frohen Kinder Schaar;
Wie sie so lustig singen,
    Mit Herz und Stimme klar.
Da kommen, ach, auch Leiden,
    Verdrängen Lust und Scherz —
Bald schimmert es von Freuden,
    Bald bricht das junge Herz.

Wie glücklich und voll Sehnen
    Steh'n sie am Traualtar,
Und reichen sich in Thränen
    Die Hand zum Bunde dar.
Da steht der Himmel offen!
    Es bebt die volle Brust! —
Doch, ach! — bald sinkt das Hoffen,
    Verschwinden Glück und Lust.

O Mensch! mit deinem Streben,
    Mit deiner Liebe Macht,
Wie gleichst du doch im Leben
    Dem Wurm der Juninacht!
Kaum fängst du an zu schimmern
    In deines Glückes Glanz,
So liegt es schon in Trümmern,
    Verwelkt der Hochzeitskranz.

Jetzt lachen wir und scherzen
    Und lieben voller Gluth,
Da kommt mit ihren Schmerzen
    Die Nacht und raubt den Muth.
Es glänzt noch einmal wieder
    Zu seligem Genuß,

Und — ach! man beugt sich nieder
Und küßt den Todtenkuß.

Bald sind es Freudenthränen,
Die unser Auge weint;
Bald suchst in langem Sehnen
Vergebens du den Freund;
Bald Jauchzen und Entzücken,
Verzweiflung bald und Noth;
Bald strahlt's in Sonnenblicken,
Bald dunkle Nacht und Tod!

Wir tanzen, ach! und träumen
Im Schimmer und im Glanz
Auf dieser Erde Räumen
Den bunten Glühwurmtanz:
Noch einmal leuchtet's munter —
Nun schwindet Alles hin —
Die Würmlein gehen unter
Im dunklen Wiesengrün.

Eduard Dorsch.

Ein Gleichniß.

(Ungedruckt.)

Was ich von Frau'n-Emancipation,
Von Weiberrechten denke, willst du wissen?
Wohl, Kind! mein Märchen sagt dir's ohne Hohn,
Sei nur, es richtig zu versteh'n, beflissen.

Karl Heinrich Schnauffer.

Deutscher Sang.

Der stillen Felsenquelle
Ist gleich das deutsche Lied,
Und gleich der Meereswelle,
Die wild im Sturme zieht.
Und wo aus deutscher Kehle
Der Chorgesang erschallt,
Da hebt sich jede Seele,
Da bleibt kein Herze kalt.

Im deutschen Heimathlande
In Noth und Sturm und Drang,
Da brachen sie die Bande
Bei stolzem Schlachtgesang.
Und als zu Grab getragen
Die junge Freiheit sie,
Da tönt des Volkes Klage
In Leides Melodie.

Und von der Väter Boden
D'rauf wanderten sie aus,
Vom Grabe lieber Todten,
Von Herd und Hof und Haus.
Sie mußten ja von hinnen,
Sie hatten nimmer Ruh',
Ihr Denken und ihr Sinnen
Trieb sie der Freiheit zu.

Und über'm Oceane,
Der Kunst noch huld'gen sie,
Und tragen ihre Fahne
Durch Urwald und Prairie.
Und was wir hier erringen
An Glück und Ehr' und Macht,
Der Sänger wird's ersingen,
Es wird durch's Lied vollbracht.

Johann Straubenmüller.

Das Nordlicht.

Eine indianische Sage.

Teton, der kühne Häuptling,
Verließ des Wigwams Ruh
Und zog auf Abenteuer
Dem fernen Norden zu.

Er jagte Bär und Panther
Und zwang das wilde Roß;
Ihm ging kein Pfeil verloren,
Er traf, wohin er schoß.

Da winkt ihm einst im Traume
Sein Manitu gar mild:
„Komm her zu mir, im Himmel,
Da sei dein Jagdgefild!“

Der gute Indianer
Macht gleich sich auf die Bahn
Und steigt die höchste Spitze
Des Nordens keck hinan.

Schon steht er in den Wolken,
Von kaltem Wind umbraus't,
Da sieht er sich von Geistern
Der bösen Art umsaus't.

Sie werfen finstre Schatten
Und dringen auf ihn ein,
Doch immer wieder rettet
Ihn heller Feuerschein.

Er spannt den starken Bogen,
Drückt Pfeil auf Pfeile los,
Daß weithin an dem Himmel
Der Strahl des Blitzes schoß.

Es zielt mit sicherm Auge
Er spannt mit fester Hand,
Umsonst! kein Pfeil will treffen
In diesem Zauberland.

Es nimmt der Pfeile letzten
Und zielt bedächtig, lang,
In's Herz des bösen Geistes:
Auch dieser Schuß mißlang.

Da steigt der Bösen Häuptling
Vor ihm in Wuth empor:
„Komm her, du Wurm der Erde,
Verschoßner, eitler Thor!

Weil du nach mir geschossen
In meinem eignen Hort,
So sollst du ewig schießen
Und fehlen immerfort."

Er setzt ihn in den Norden
Am Himmel hoch hinein,
Dort schießen seine Pfeile —
Das ist des Nordlichts Schein!

Wilhelm Strobel.

Vorfrühling.

Lächelnd begrüßet der Sonne
Himmlischer Strahl die Natur,
Munteres Leben und Wonne
Dringet durch Auen und Flur.

Frühling, wie stärket dein Wehen
Mächtig die kränkelnde Brust!
Schmerzen, die müssen vergehen,
Wieder darf kehren die Lust.

Schön ist und traulich zu schauen
Schlummernd auch Mutter Natur,
Doch wenn auf's Neue die Auen
Grünen und blühet die Flur:

Pranget so herrlich die Erde
Im paradiesischen Kleid;
Sieh', wie mit Jauchzen die Heerde
Springt zu der grünenden Haid'!

Zöge im festlichen Kleide
Frühling doch heute schon ein!
Blühte schon heute die Haide,
Könnten wir Blumen schon streu'n!

Kehrten die Sänger bald wieder
Munter in Gärten und Hain!
In die vielstimmigen Lieder
Stimmten wir jubelnd mit ein.

Curt Thiersch.

Die Entdeckung des stillen Oceanes.

Durch die Nacht der Tropenwildniß vom Gebirge steigend nieder
Ziehen Spanier, kampfgerüstet und in Erz gehüllt die Glieder;
Schweigend ruh'n die Palmenwälder, Schweigen ziehet mit dem Heere,
Nur beim Marsche an der Rüstung klirren Schwerter dumpf und Speere.
Vasquez Nunez de Balboa ist es, der den Kriegszug leitet,
Stahlgeharnischt, schwertumgürtet an der Krieger Spitze reitet.

Ueber's Weltmeer kamen sie gezogen von Europa's Strande,
Lüstern nach dem Gold im Boden von dem neuentdeckten Lande.
Bei dem Blitzen ihrer Schwerter stürzten die Kazikenreiche;
Wo sie weilten brannten Städte, Leiche reihte sich an Leiche.
Durch das reiche Panama sind würgend sie dahingezogen,
Und es färbte der Kaziken Blut des Darien grüne Wogen.
Eine Sage ging im Volk vom Lande, das jenseit der Berge,
Fern am Strande eines Weltmeers reiche Schätze Goldes berge;
Und sie gürteten, nach rothem Golde gierig, um die Degen,
Nach dem Goldland durchzukämpfen sich auf unbetretnen Wegen.—
Muthig bahnen sie den Pfad durch's Schlinggewächs mit Schwert und Lanzen,
Auf des Sumpflands weichem Boden, grün bedeckt mit Wasserpflanzen;
Schlangen und Alligatoren lauern tückisch in dem Rohre,
Roß und Reiter sinken bei dem Pesthauch aus dem Schlamm der Moore.
Durch das Sumpfland, durch die Waldnacht ziehen sie in stummer Eile,
Ueber'n Kamm des Hochgebirges führt sie hin der Weg, der steile,
Wo der Krater Feuersäulen nächtlich flammen durch die Lüfte,
Auf den öden Felsenrücken, durch des Berglands Felsenklüfte.
Wieder neigt hinab sich in das Thal der Pfad; mit schwerem Gange
Zieht die Kriegerschaar dahin, wie eine erzgeschuppte Schlange,
Kreischend fliegen farbenprächt'ge Vögel durch den Wald, den dichten,
Bis es scheint, als wolle sich des Urwalds grünes Dunkel lichten:
Silbern blitzt es durch die Blätter, athemlos die Spanier lauschen,
Und von einem nahen Strande klingt es tief wie Meeresrauschen.
Eilend nahen sie der Lichtung und sie seh'n in blaue Weiten,
Sich das neuentdeckte Weltmeer endlos vor den Blicken breiten.
Und Balboa reitet von dem Strande in des Meeres Fluthen,
Auf der blanken Rüstung flammen hell der Abendsonne Gluthen,

Reitet in das stille Wasser, bis es ihm umspült die Hüften,
Zieht den kampferprobten Degen, läßt ihn funkeln in den Lüften,
Feierlich Besitz zu nehmen von dem Lande, von dem Meere,
Daß er Don Fernando's Krone um ein neues Weltreich mehre.
In des Oceanes Fluthen langsam geht die Sonne unter,
Von dem Ufer seh'n die Spanier auf das neuentdeckte Wunder;
Rother Abendglanz liegt auf dem Wasser und dem Palmenhaine,
Auf des Castilianers Rüstung flammt's im blutig rothen Scheine.
Abendruhe deckt die Wälder und die weite Wasserwüste,
Leise nur die Wellen schäumen auf dem Ufersand der Küste,
Aus der blauen Wellentiefe klagend weiche Töne klingen,
Und beim Wellenrauschen klingt es wie der Meeresgeister Singen:
„Gold'ne Zeit der Friedensruhe, wehe, daß du hingegangen!
Daß die friedelosen Weißen nach den stillen Küsten drangen,
Wo in schatt'gen Palmenhainen, buntgeschmückt mit Federkronen,
Dieser Länder, dieser Zonen dunkelbraune Kinder wohnen!
Dieses Erdtheils Friedenstraum ist ausgeträumt, kehrt nimmer wieder,
Inkas und Kaziken sinken bei der Weißen Ansturm nieder.
Ihre Flotten waffenstarrend kommen an und Blut wird rieseln
In den dunkeln Küstenwäldern, auf des Strandes bunten Kieseln.
Grüne Inseln, die wie Perlen auf den stillen Meeren liegen
Werden wiederhallen bald von blutigen Vernichtungskriegen;
Waffenlose Menschen werden bei der Weißen Schwertstreich' winseln,
Hingewürgt in ihrem Blute, und verödet steh'n die Inseln.
Aber weh dir Castilianer! Nicht gereichen wird zum Segen
Dir dein Zug und nicht die Thaten, die vollbracht dein kühner Degen!
Deines Königs Neid und Mißgunst schafft dir tödtliche Bedrängniß,
Deine Größe wird dein Fluch und schon umschwebt dich das Verhängniß.

Schon Pedrarias naht, dein Henker, diesem Strand auf schnellen Schiffen,
Bald schon öffnet sich dein Kerker und dein Richtbeil wird geschliffen.
In der Stadt, die du gegründet werden dich die Henker packen,
Und mit Purpur wird umkleiden dich das Blut aus deinem Nacken.
Castilianer, du bist siegreich und die alten Götter sterben;
Doch die Rache trifft dich und du mußt mit uns zugleich verderben."—
Stille wird es auf dem Wasser; wie im Traum nur hin und wieder
Rauscht die Welle, und die müde Welt legt sich zum Schlummer nieder.
Von dem nächtig dunkeln Himmel glänzt ein helles Sterngefunkel
Und der Schein der Krater glüht vom Hochgebirge durch das Dunkel.

John A. Wagener.

Ein Fluch.

Verflucht sei alle Heuchelei,
Verflucht sei aller Lug;
Jed' falsches Herz verfluchet sei,
Verflucht der Kriecher Trug!
Ein Brand von glühend Eisen drück'
Der falschen Stirn ein Maal;
Ein gelber, scheeler, scheuer Blick,
Sei falscher Augen Strahl.

Ein rechter Mann ist wohl zu stolz,
Ein rechtes Weib zu rein,
Ein rechter Mensch ist Gott zu nah,
Erbärmlich falsch zu sein.

Dem Kriecher, Schmeichler steht es an,
Der heucheln kann mit Lust,
Doch niemals einem rechten Mann,
Mit Adel in der Brust.

Es kriecht im Staub das Giftgeschlecht,
Es wühlt im Schlamm das Schwein,
Es drückt, es bücket sich der Knecht,
Falsch ist des Sklaven Schrein.
Der wahre Mensch hat reinen Sinn,
Hat Würde, Werth und Treu';
Hell blickt sein Aug' zum Himmel hin:
Verflucht sei Heuchelei.

Gottfried Worch.

Jubelklänge

nach gewonnenem Unionssieg 1864.

Was fragt das Herz nach äußer'm Glanze?
Ruht nur Gesang in froher Brust;
Dann wähnt es sich im Blumenkranze!
Kaum sind wir uns des Glücks bewußt.

Wahrhaftgetreue, deutsche Brüder,
Und Schwestern aus Germanenland!
Erhebt die Stimm' und singet Lieder,
Es klinge bis zum Meeresstrand.

Viel Tausend Streiter sind gefallen
Im Kampfe für die Republik!
Laßt Dankgesänge laut erschallen,
Sie gründeten der Menschheit Glück.

Zerbrochen ist die Sklavenkette;
Schmückt Lincoln's stille Todtengruft!
Streu't auf die Heldenruhestätte,
Die schönsten Blumen voller Duft.

Wer für die Union gefochten,
Sei von uns allen hochgeehrt!
Die Lorbeerkronen sind geflochten —
Den Tapferen gehört der Werth!

Ergreift das Glas und trinkt: „Es lebe
Die Freiheit in der ganzen Welt!"
Ein heil'ger Friedensengel schwebe
Mit Liebe in das kleinste Zelt.

Schwingt hoch das Banner in die Lüfte!
Reicht euch die Händ' in Nord und Süd!
Es tönet über Berg und Klüfte:
„Kein Funken Haß sei im Gemüth!"

Nur Einigkeit erhält die Staaten;
Der Feind von außen schreckt zurück!
Man kennt des Landes große Thaten,
Amerika bewahrt sein Glück.

Der neuen Heimath weite Felder,
Laßt uns mit Fleiß und Lust bebau'n;
Gesang durchschallt die alten Wälder,
Wenn wir vom Felsenberge schau'n. —

Dem deutschen, lieben Vaterlande,
  Gilt noch der volle Herzensgruß!
Erinnerung an Euch Verwandte
  Erlöscht nicht, bis zum Lebensschluß.

Ernst Anton Zündt.

Sängergruß.

(Ungedruckt.)

Blau ist der Himmel, lau die Luft,
Man hört's im Walde rauschen,
Die Rose sehnt sich, ihren Duft
Für Lieder auszutauschen.

Aus höchsten Zweigen schallt herab
Ein tausendfältig Singen;
Jed' Vöglein will zur Morgengab'
Sein Liebesliedchen bringen.

Nestvögelchen selbst möchten gern
Die kleinen Schwingen lüften;
Es locket ja von nah und fern
Aus Büschen und aus Lüften.

So quillt's auch aus der Menschenbrust
Beim Frühlings-Auferstehen:
Bald klagt es leis' voll süßer Lust,
Bald braust's wie Sturmeswehen.

Das Lied — das Lied — das deutsche Lied,
Gleich ewig frischen Bronnen
Entströmt es heilig dem Gemüth
Voll Macht, voll hoher Wonnen.

Ob auch die Heimath noch so fern,
Im Herzen steht's geschrieben:
Stets leuchtet uns ein gold'ner Stern,
Ihr Lied ist uns geblieben!

Schall', deutsches Lied, durch alle Welt
So weit die Sonne scheinet!
Du bist es, das uns froh erhält,
Als Brüder uns vereinet!

Stark ist im Kampf der deutsche Mann,
Hat manchen Sieg errungen;
Doch, deutsches Lied, in deinem Bann
Wird jedes Herz bezwungen!

Frisch auf, ihr Sänger, singet, singt,
Columbia lauscht den Tönen!
Wo man der Freiheit Banner schwingt,
Wird man den Sänger krönen.

Amerika.

1492. — 1776. — 1876.

Den Schiffer drängt's mit zukunftsreichem Ahnen
Hinaus in's Meer, es schreckt den Braven nicht;
Sein Segel schwillt auf unerforschten Bahnen,
Sein Führer ist der ew'gen Sterne Licht.
Indeß die Muthigsten um ihn verzagen,
Glaubt er an sich, er sieht im Geist das Land,
Nach dem ihn Glauben, Wunsch und Wissen tragen
Und nach dem Westen zeigt die edle Hand:
„Dort muß es sein!“ — Und aus dem Schooß der Wogen
Taucht auf das Land, zu dem's ihn hingezogen.

Colombo hat die neue Welt gefunden;
Kein stolzer Schiff hat je das Meer beschäumt,
Als jenes, das den Erdenkreis gebunden,
Vollbracht die That, von der man lang geträumt.
Dem Denker war das Zeugniß nun gegeben,
Das nimmer sich vor frommem Wahne beugt:
Daß wir im Sphärengang das All durchschweben,
Der Schöpfung Harmonie hat er bezeugt;
Des Aberglaubens Macht beginnt zu schwinden,
Wenn wir die Wege der Natur ergründen.

Ja, eine Welt — schön wie am Schöpfungsmorgen!
Doch bald verpestet sie der Durst nach Gold;
Der brachte ihr Europa's Weh und Sorgen,
Ward hier zum Fluch für Alle, die im Sold
Des Mammons standen und mit gier'gen Händen
Errafften, was ein schuldlos Volk besaß;

Sie kamen, um Europa's Ruf zu schänden,
Ruchlose Gier und Fanatismus fraß
Des neugefund'nen Edens süße Früchte;
Columbia's Fluch verfolgte solch Gezüchte.

Vergangen sind, verkommen jene Bösen,
Denn jede That erzeugt sich ihren Lohn;
Wir sahen selbst die letzten Ketten lösen,
Bezahlten selbst mit Blut des Sklaven Frohn;
Doch edle Männer folgten jenen Schaaren,
Die nur aus Raublust kamen über's Meer;
Sie scheuten nicht des Wintersturms Gefahren,
Sie trieb kein Frevel, keine Habsucht her,
Sie kamen, ihrem Gotte frei zu dienen,
Die strengste Zucht las man in ihren Mienen.

Arm waren sie, doch reich in ihrem Willen,
Nur Wenige, doch stark an inn'rer Kraft;
Hier wollten die Verheißung sie erfüllen,
Daß felsenfester Glaube Wunder schafft.
Am Plymouthfels grüßt sie die neue Erde,
Frost, Hunger schreckt die muth'gen Herzen nicht;
Um's Leben kämpfen sie am eig'nen Herde
Und hinterm Pflug — doch keine Trübsal bricht
Ihr Selbstvertrau'n, und es ward nicht zu Schanden,
Ein mächtig Volk ist aus der Schaar erstanden.

Sie wurden groß und reich — aus allen Landen
Umdrängten neue, kräft'ge Pilger sie;
Für tausend Schmerzen tausend Leiden fanden
Hier alle Trost — des Lebens Noth und Müh'
Ließ leichter in der neuen Welt sich tragen,
Fern jenen Banden alter Tyrannei;

Hier hatte Jeder sich nur anzuklagen,
Ging ohne Gruß das Glück an ihm vorbei;
Denn „Hilf dir selbst!“ sind hier die Zauberworte,
Vor denen sich erschließt der Hoffnung Pforte.

Doch hier auch suchte England noch zu drücken
Im Krämergeiste schmutz'ger Quälersucht. —
Bald warfen sie ein Joch von ihrem Rücken
Das Pflichten ohne Rechte nur verbucht.
Des Frieden's Söhne griffen zu den Waffen
Und wie den Pflug, so führten sie das Schwert;
Sie wußten volle Freiheit sich zu schaffen,
Des Landes Tenne wurde reingekehrt,
Die Spreu verflog wie eine dunkle Wolke,
Die Sonne glänzte über'm freien Volke.

Was Jeffersons Erklärung uns verheißen —
Der Menschheit Recht — heut flammt's in jeder Brust;
Zu Washington, dem Helden und dem Weisen
Blickt jedes Aug' empor voll Dank und Lust.
Die Besten aller Länder flehten Segen
Auf jenen Kampf herab; zum Siegeslohn
Trug festen Armes aus dem Kugelregen
Das Sternenbanner stolz der Freiheit Sohn.
Frankreich und Deutschland suchten ihm zu dienen,
Denn glänzender hat nie ein Stern geschienen.

Ihr, Kosciuszko, Lafayette, Kalb, Steuben,
Ihr folgtet jener muth'gen Kämpfer Ruf,
Und in die leuchtendsten der Sterne schreiben
Wir Eure Namen; denn Columbia schuf
Mit Eurer Hülfe, was wir heut besitzen;
Auch Eures Stammes eine reiche Schaar

Sind dieses Landes Söhne jetzt und Stützen,
Auch sie steh'n opfernd an dem Weihaltar.
Den ihr den edlen Helden halfet bauen,
Auf die wir Alle dankbar liebend schauen

Besiegelt war der Bund, der Sieg entschieden,
Frei von Europa's Joch Amerika,
Und aus dem Krieg erblüht' ein reicher Frieden,
Wie ihn kein ander Land je vormals sah.
Hin zog der Pionier in fernste Räume,
Zum Garten ward das wilde Jagdrevier;
Die Wirklichkeit erfüllt die kühnsten Träume;
Gebirg und Strom zieh'n keine Grenzen hier,
Von Meer zu Meer reicht dieses Land der Freien,
Ihr Mühen lohnt das üppigste Gedeihen.

Ein Colonist, der harte Arbeit scheute,
Und mehr noch seine Keiferin zu Haus,
Zog Rip van Winkle täglich aus nach Beute,
In's Waldesdunkel lockt' es ihn hinaus;
Dort liebt er seine Tage zu verträumen,
Bis einmal ihn ein Zaubertrank berauscht,
Und schlafend muß er mit der Heimkehr säumen,
Bis zwanzig Jahre ihm vorbei gerauscht:
Mit England's George sank er zum Schlafe nieder,
Mit Washington und frei erwacht er wieder.

Die Welt war eine andere geworden
Indeß er nah' der Geisterhöhle schlief;
Geflohen waren England's Söldnerhorden
Und wo man sonst „Brittania vivat!" rief,
Da klang, von tausend Echo's wiederschallend,
Der Freiheit Hoch, das Sternenbanner flog;

Ein Fremder, Haar und Bart weiß niederwallend,
Der alte Rip durch's heim'sche Dörflein zog,
Doch alles wich ihm aus, erschreckt und scheue,
Vergessen hatt' ihn selbst des Hundes Treue.

So blickt zu uns die alte Zeit herüber,
Fast unverständlich dieser neuen Welt;
Wie hinter Wolkenschleiern trüb und trüber
Verschwindet sie — den Wissenden nur hält
Sie vor den Spiegel der vergang'nen Thaten,
Und was sie l e h r t, darf nie vergessen sein;
Ein Volk, das andrer Völker Loos berathen,
Es scheidet bald die Wahrheit von dem Schein:
Leicht ist aus der Vergangenheit zu deuten,
Was groß und frei gemacht zu allen Zeiten.

Schnell schweben hin auf unsichtbaren Schwingen
Die Horen, ob sie Frühlings-Blüthenschnee,
Ob Winterstürme, Eis und Nacht sie bringen,
Ob Liebesglühen oder Todesweh
Im Herzen wohnt; sie wird kein Schicksal rühren;
Wir selbst bedingen uns'res Daseins Werth,
Und wie uns Ehre, Recht und Wahrheit führen,
Wie die Penaten, die an unserm Herd
Wir aufgestellt, uns Haus und Land bewahren: —
So wird sich uns die Zukunft offenbaren.

Ein hundert Jahre sind dahin gegangen
Seit jener ersten Freiheits-Glocke Schall!
Wer sollte heut zu jubeln nicht verlangen,
In welcher Brust tönt nicht ihr Wiederhall!
Hört ihr den feur'gen Ruf der Millionen?
Wir laden alle Völker zu uns ein,

Zu seh'n, wie hier der Freiheit Söhne wohnen;
Und alle sollen uns willkommen sein!
Laßt uns der Welt des Landes Fülle zeigen,
Daß Alle sich vor unsern Sternen neigen!

Ein hundert Jahre! — Wenige nur grüßen
Den Tag, den sie vor hundert Jahren sah'n;
Des Lebensstromes flücht'ge Wogen fließen
So rasch dahin; — doch was ein Mensch gethan
Für's große Ganze, das geht nie zu Grabe;
Sein Name lebt mit seinen Thaten fort,
Daß sich der Enkel an der Schöpfung labe,
Die hoher Ahnen Ruhm, ein stolzer Hort,
Aus dem die jungen Adler kühn sich schwingen.
Mög' ihnen stets der stolze Flug gelingen!

Das Lied von 1876.

Von Bayard Taylor.

Ueberseẓt von **C. Th. Ebens.**

Weck' zu Jubel und mächt'gem Klange,
Geist der Freiheit, erwecke All'!
Lauscht, ihr Ufer, des Meeres Sange!
Ström' und Berge, stimmt an den Schall!
Der gold'ne Tag ist da;
Verstummen fern und nah
Nun Zweifel und Bosheit für immerdar!
Der Sieg ist erfochten,
Der Kranz ist geflochten
Dem Lande, deß Alter nun hundert Jahr!

Stürme drohten Columbia's Nachen,
Bis des Sieges Hafen er fand.
Heimath des Fremdlings, Hort des Schwachen,
Stätte der Freiheit — du hieltest Stand!
An deiner Mutterbrust
Ruh'n Europens Waisen mit Lust;
Es tönt der Jubel der Völker klar!
Wir schwören auf's Neue
Dir Liebe und Treue,
Du Fürstin, die herrschet nun hundert Jahr'!

Nord und Süd, wir stehen wie Brüder!
Ost und West, längst vermählet schon!
Der Mutter gilt unser Gruß heut' wieder,
Jeder von uns ist ihr treuer Sohn!
Wir weih'n dir Herz und Hand,
O glorreich Heimathland,
In Trübsal geprüft, in Noth und Gefahr!
Zu Land und zu Meere
Bewahr' deine Ehre,
So rein, wie vor Alters, noch tausend Jahr!

Biographiſche Erläuterungen

über die benutzten deutſch-amerikaniſchen Schriftſteller. *

(Alphabetisch geordnet.)

1. Berghold, Alexander, geb. 14. October 1838 zu St. Margarethen in Steiermark, ſtudirte Theologie auf der katholiſchen Univerſität Graz, ging 1864 mit einem Indianer-Miſſionar nach den Ver. Staaten, vollendete in St. Paul, Minn., ſeine theologiſchen Studien, war dann Pfarrer in Belle Plaine bis 1868, in welchem Jahre er eine Reiſe nach Europa machte, gründete 1869 in New Ulm, Minn., eine katholiſche Gemeinde und lebt noch heute daſelbſt, nebenbei eine von ihm 1872 gegründete Akademie leitend.

Anhang: „St. Franziskus predigt den Vögeln.“ S. 5.

2. Brachvogel, Udo, geb. 1835 zu Herren Grebin bei Danzig, ſtudirte zu Jena und Breslau die Rechte, gab zu Wien, wo er ſich längere Zeit aufhielt, 1860 einen Band „Jugendgedichte“ heraus, lebte 1860—1866 als Beamter einer Privatcompagnie in Ungarn, nach deren Auflöſung er ſich nach den Ver. Staaten wandte und Mitarbeiter verſchiedener Zeitungen New Yorks wurde; einige Zeit war er Mitredacteur der „Weſtlichen Poſt“ in St. Louis und lebt jetzt in New York neben R. Lexow als Redacteur des „Belletriſtiſchen Journals.“

Anhang: „Der Indianer-Sommer.“ S. 6.

3. Brühl, Guſtav, ſ. Kara Giorg.

---

* Für die nachfolgenden Skizzen habe ich mich, wo nicht das „Deutsch-Amerikanische Conversations-Lexikon“ oder die vorzügliche Zeitschrift „Der deutsche Pionier“ Auskunft gab, direct an die Herren Schriftsteller gewandt und freundliche Auskunft erhalten, wofür ich bestens danke.

Dr. G. A. Zimmermann.

4. Butz, Caspar, geb. 23. October 1825 zu Hagen, in der weſtphäliſchen Grafſchaft Mark, trat nach Abſolvirung der Bürger- und Gewerbeſchule als Lehrling in ein Handlungsgeſchäft ein, hielt ſich ſpäter in Leipzig auf, betheiligte ſich 1848 an der Revolution als Redacteur der „Hagener Zeitung," dann als Mitglied „des Sicherheits-Ausſchuſſes" in Iſerlohn, mußte aber ſteckbrieflich verfolgt fliehen und begab ſich nach den Ver. Staaten, wo er ſich in Chicago der Preſſe widmete (Ill. Staatszeitung, N. Y. Demokrat, Weſtl. Poſt) und ſpäter kaufmänniſchen Geſchäften. 1858 war er Mitglied der Staatslegislatur und 1859 Clerk der Superior-Court. Von 1864 bis 1866 gab er die populär-wiſſenſchaftliche Zeitſchrift „Die Monatshefte" heraus. Er ſchrieb viele Gedichte, die theils in ſeinen Monatsheften, theils in andern Zeitſchriften erſchienen.

Anhang: „Niagara." S. 9. „Gruß an die Deutſchen auf der Grotenburg." S. 11. „Zur Enthüllung eines Krieger-Denkmals." S. 12.

5. Clemen, Robert, war proteſtantiſcher Theologe, hatte ein vielbewegtes Leben und mit ſeinen Gemeinden in dieſem Lande ſtätiges Unglück, hielt ſich ſchließlich in Columbus, Ohio, als Lehrer auf, wo er ſtarb. Ebendaſelbſt veröffentlichte er eine Sammlung „Gedichte," 1867, die aber alle einen höchſt ſchwermüthigen Charakter an ſich tragen; 1839 erſchien in Cincinnati von ihm eine „Geſchichte der Inquiſition." (Mehr als dieſe wenigen Notizen, die wir wie die mitgetheilten, noch ungedruckten Gedichte, Herrn H. A. Rattermann verdanken, konnten nicht ausfindig gemacht werden.)

Anhang: „Das höchſte Gut" S. 15. „Der Glühwurm." S. 17.

6. Dilg, Wilhelm, ſ. Henricus vom See.

7. Dorsch, Eduard, geb. 1822 in Würzburg, ſtudirte Philoſophie und Medizin, begab ſich im Herbſt 1849 nach den Ver. Staaten und ließ ſich in Monroe, Michigan, nieder, wo er noch heute als Arzt wirkt. Früher Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter," ſpäter Correſpondent mehrerer deutſchen Zeitſchriften, veröffentlichte er auch lyriſche Gedichte, 1851,

„Kurze Hirtenbriefe an das deutſche Volk dieſſeits und jenſeits des Oceans,“ und 1875 „Parabaſen.“ Die meiſten ſeiner poetiſchen Produkte erſcheinen in dem „Weſten“ (Chicagoer Sonntagsblatt) und im „Freidenker“ (Milwaukee).

Anhang: „Ein Gleichniß.“ S. 19. „Das Leben der Miner in Californien.“ S. 21.

8. Heinzen, Karl, geb. 22. Februar 1809 zu Grevenbroich bei Düſſeldorf, ſtudirte in Bonn, wurde aber wegen einer rebelliſchen Rede relegirt, ging 1829 als Unterofficier mit holländiſchen Soldaten nach Batavia, kehrte 1831 zurück, verwickelte ſich in ſeinem „perſönlichen Kampfe mit der Bureaukratie“ in ſolche Unannehmlichkeiten, daß er verſchiedene Stellen aufgeben, ja zuletzt ſteckbrieflich verfolgt flüchten mußte. Nichtsdeſtoweniger fuhr er von der Schweiz aus fort, radikale Flugſchriften u. ſ. w. zu publiciren, die auf eine Revolution hinarbeiteten. Er wurde gezwungen die Schweiz zu verlaſſen und kam 1848 nach New York (Gründung der „N. Y. Schnellpoſt“), eilte beim Ausbruch der 1848er Bewegungen zurück, mußte aber wieder fliehen und begab ſich 1850 nach New York, 1853 nach Louisville, wo er den „Pionier“ begründete, endlich 1859 nach Boſton, wo er noch heute lebt als Herausgeber des Pioniers. Seine Werke erſchienen in mehreren Bänden, meiſt Vorträge, Luſtſpiele, Erlebtes, Gedichte enthaltend. Sein Hauptbeſtreben geht in all ſeinem Thun und Wirken dahin, den „teutſchen Radikalismus“ in Amerika zu verbreiten, was ihn oft zu den abſurdeſten Conſequenzen führt.

Anhang: „Die Trauerweide.“ S. 23. „Keine Klagen.“ S. 24. „Letzter Wunſch.“ S. 25. „Epigramme.“ S. 26.

9. Henricus vom See, d. i. Wilhelm Dilg, geb. 25. März 1837 in Bingen am Rhein, folgte 1849 ſeinem Vater in's Exil nach den Ver. Staaten und beſuchte die Schulen in Milwaukee, reiſte 1858 nach Deutſchland, wo er verhaftet wurde, weil er ſeiner Militärpflicht nicht entſprochen, kehrte nach ſeiner wiedererlangten Freiheit nach Milwaukee zurück, wurde Drechsler und veröffentlichte als ſolcher („denn an der Drehbank zuerſt hat mich die Muſe begrüßt“) eine Reihe Gedichte,

die er ſpäter unter dem Titel „Gedichte von Henricus vom See," 1866, geſammelt herausgab, ebenſo eine Ueberſetzung von Longfellow's Evangeline, endlich eine Reihe Novellen. Iſt ſeit 1865 Reiſender für die Buchhandlung von J. B. Höger in Milwaukee.

Anhang: „Meine Lieder." S. 27. „Das weiße Canoe." S. 28.

10. Hess, Georg, geb. 28. September 1832 im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt, wanderte 1850 als Klempner nach Amerika aus, ging 1857 nach München, um die höhere Kunſt zu ſtudiren, kehrte 1863 nach New York zurück, wo er als Bildhauer ſich aufhält.

Anhang: „Frühes Beginnen." S. 31. „Verſchiedene Ziele." S. 31.

11. Kapp, Friedrich, geb. 13. April 1824 zu Hamm in Weſtphalen, ſtudirte die Rechte in Heidelberg und Berlin, betheiligte ſich an der Revolution von 1848, ging dann nach Paris, ſpäter nach Genf und 1850 nach New York, wo er als Advocat thätig war; 1867 wurde er Einwanderungs-Commiſſär, begab ſich aber 1870 wieder nach Deutſchland zurück und hält ſich ſeitdem in Berlin auf (Mitglied des deutſchen Reichstags). Er ſchrieb eine Reihe vorzüglicher Werke, meiſt hiſtoriſchen Inhalts, ſo: „Biographien von General Steuben und Kalb, dann: „Geſchichte der Sklaverei in den Ver. Staaten," 1858, „Geſchichte der Deutſchen im Staate New York," 1867, „Friedrich der Große und die Ver. Staaten," Berlin, 1871, und neueſtens: „Aus und über Amerika," Berlin, 1876.

Abtheil. *Prosa:* „Die ältere deutſche Einwanderung nach den Ver. Staaten." S. 42.

12. Kara Giorg, d. i. Guſtav Brühl, geb. 1826 in Herdorf, Rheinpreußen, ſtudirte in München, Halle und Berlin Medizin und Geſchichte, begab ſich 1848 nach den Ver. Staaten und praktizirt ſeitdem als Arzt in Cincinnati. Er lieferte eine Reihe vorzüglicher mediziniſcher Artikel, redigirte 1869 den „Deutſchen Pionier" und zeichnete ſich beſonders aus durch ſeine vorzüglichen lyriſchen und epiſchen Gedichte.

1871 gab er eine Sammlung heraus unter dem Titel: „Poesien des Urwalds,“ und seit 1875 erscheint ein interessantes geschichtliches Werk: „Die Culturvölker Alt-Amerika's.“ Seine Gedichte erscheinen meist in Cincinnatier und St. Louis'er Zeitungen.

Abtheil. *Prosa:* „Rede, gehalten bei dem zweiten Stiftungsfeste des deutschen Pionier-Vereins zu Cincinnati.“ S. 83.

Anhang: „Der Mönch von La Trappe.“ S. 32. „Das hehre Ziel.“ S. 33. „Nodowaqua.“ S. 35. „Die Frau des Pioniers.“ S. 38.

13. Kirchhoff, Theodor, geb. 8. Januar 1827 in Uetersen, Holstein, besuchte die polytechnische Schule in Hannover, nahm in den Jahren 1848 u. f. als Officier an dem deutsch-dänischen Kriege theil, wanderte 1851 nach den Ver. Staaten aus, bereiste als Photograph den Westen und gründete 1859 ein Geschäft im nördlichen Texas, das jedoch im Bürgerkriege zerstört wurde, worauf er nach Europa ging. 1863 kehrte er zurück und ließ sich 1869 dauernd in San Franzisko nieder, wo er noch lebt. Nicht nur durch seine Aufsätze in der Gartenlaube, Daheim, Globus, Ausland u. s. w., sondern besonders durch seine ausgezeichneten, beschreibenden Gedichte, welche in der Sammlung „Adelpha“ (mit seinem Bruder) 1870 und 1871 erschienen, hat er sich einen bedeutenden Namen erworben; neuerdings (1875) veröffentlicht er auch höchst gelungene, anziehende „Reisebilder und Skizzen aus Amerika.“

Anhang: „Die Prairie.“ S. 40. „Der Goldmantel des Mount Davidson.“ S. 46.

14. Knortz, Karl, geb. 28. August 1841 zu Garbenheim, Rheinpreußen, seit 1863 in Amerika, war zuerst in Detroit, dann in Oshkosh, später in Cincinnati als Lehrer thätig, und ist jetzt in Pittsburg. Er veröffentlichte „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer,“ 1871, „Lieder und Romanzen Alt-Englands,“ 1871, eine Uebersetzung von Longfellow's „Hiawatha“ und „Evangeline,“ ebenso schrieb er zahlreiche Aufsätze in deutsche und englische Zeitschriften Europa's und Amerika's.

Abtheil. *Prosa:* „Aus der indianischen Mythologie.“ S. 124.

15. Krez, Konrad, geb. 27. April 1828 zu Landau in der Pfalz, ſtudirte in Heidelberg die Rechte, betheiligte ſich 1848 am ſchleswig-holſteiniſchen Kriege, mußte, zum Tode verurtheilt, flüchten und ging 1850 nach New York und 1854 nach Sheboygan, Wis., wo er als Advocat prakticirte, nahm als Oberſt Theil am Bürgerkriege und wurde vom Präſidenten zum Brigade-General ernannt, lebt aber jeṫt wieder als Advocat in Sheboygan, 1852 veröffentlichte er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Dornen und Roſen von den Vogeſen," 1854 ein „Geſangbuch" und neuerdings (1875) in New York Gedichte „Aus Wisconſin," die alle wirkliche poetiſche Begabung verrathen.

Anhang: „Frühling bei New York," S. 48. „Little Rock." S. 49.

16. Kühnhold, Marianne, veröffentlichte 1869 bei Chr. Schmidt in New York eine Sammlung lieblicher Gedichte unter dem Titel: „Harmonien," und ſoll jeṫt irgendwo im Weſten leben. Mehr konnte troṫ wiederholter Nachforſchungen nicht in Erfahrung gebracht werden.

Anhang: „ Epheu." S. 51.

17. Lange, Heinrich, gab 1867 in New Albany, Ind., einen Band „Gedichte" heraus. Ueber ſeine Perſönlichkeit konnte nichts ausgefunden werden.

Anhang: „Loblied." S. 52.

18. Lexow, Friedrich, geb. 29. Januar 1827 in Tönning, Schleswig, ſchon frühe als Journaliſt thätig, wurde wegen revolutionärer Thätigkeit 1850 gefangen genommen, erlangte 1853 ſeine Freiheit und begab ſich nach New York, wo er Mitarbeiter des bekannten „Belletriſtiſchen Journals" wurde. In dieſem erſchienen auch ſeine, von Vaterlandsliebe und tiefem Verſtändniß der Natur zeugenden Gedichte, welche er in einer Auswahl (1872) publicirte. Kurz darauf, am 3. December 1872 ſtarb er.

Anhang: „An der Wiege." S. 53. „Der leṫte Hammerſchlag." S. 55.

19. MÜLLER, Niklas, geb. 15. November 1809 in Langenau bei Ulm, war Buchdrucker und betheiligte ſich als ſolcher an den 1848er Bewegungen; flüchtete nach der Schweiz und ſiedelte 1853 nach New York über, wo er als Buchdruckerei-Beſitzer und Verleger lebte. Er ſtarb 14. Auguſt 1875. Schon in ſeiner Jugend zeichnete er ſich als vorzüglicher, ſinniger Naturdichter aus, erfreute ſich der Unterſtützung Uhland's, Schwab's und Kerner's, und gab ſeine Gedichte heraus theils im „Morgenblatt" und „Muſen-Almanach," theils geſammelt bei Cotta in Stuttgart, 1837; eine zweite Sammlung erſchien 1867 („Neuere Lieder und Gedichte") in New York; eine dritte ſollte Ende 1875 erſcheinen, allein der Tod riß ihn unerwartet hinweg.

Anhang: „Lebensloos." S. 56. „An die Wolken." S. 57.

20. MÜNCH, Friedrich, geb. 25. Juni 1799 in Nieder-Gemünden, Oberheſſen, ſtudirte auf Wunſch ſeines Vaters in Gießen Theologie, wurde Pfarrer, begab ſich aber bei der Hoffnungsloſigkeit der damaligen politiſchen Zuſtände an der Spitze einer ganzen Geſellſchaft Auswanderer nach Amerika und ließ ſich als Landwirth in dem jungen Staate Miſſouri nieder, 1830. Unter den größten Mühen arbeitete er unabläſſig als erſter deutſcher Pionier jenes Staates, ſchrieb daneben unter dem *nom de plume* „*Far West*" eine Reihe Aufſätze in verſchiedene Zeitſchriften, gab eine Reihe Schriften heraus („Ueber Religion und Chriſtenthum," 1847; „Der Staat Miſſouri," 1859, 2. Aufl. 1866; „Amerikaniſche Weinbauſchule," 3. Aufl. 1867; „Die ſinnliche und geiſtige Lebensanſicht," 1871; „Geiſteslehre," 1872; „Leben von K. Follen," 1872), und betheiligte ſich eifrigſt an der Politik unſeres Landes, ſowohl im Bürgerkriege, wie als Senator von Miſſouri. Noch jetzt lebt er als Weinbauer und Landwirth an ſeiner erſten Heimſtätte in Miſſouri, hochgeehrt, der Veteran der deutſchen Pioniere.

Anhang: „Muth in trüber Zeit." S. 58.

21. RATTERMANN, Hugo A., unter dem Namen HUGO REIMMUND, geb. 14. October 1832 in Ankum, hannöv. Weſtphalen, kam mit ſeinen Eltern 1846 nach Cincinnati, Ohio,

arbeitete zuerſt in einer Ziegelbrennerei, dann als Maler; nach dem Tode ſeines Vaters wurde er der einzige Ernährer der Familie, beſuchte ſpäter eine Handelsſchule und begann 1857 nach vielem Mißgeſchick ein Spezereigeſchäft. Aber erſt das Jahr 1858 ſollte den großen Fähigkeiten des energiſchen Mannes ein rechtes Feld öffnen: durch ſeine Bemühungen nämlich trat die jetzt blühende „Deutſche Gegenſeitige Verſicherungs-Geſellſchaft von Cincinnati" in's Leben, deren Secretär und leitender Geſchäftsführer er ſeitdem iſt. Schon frühe beſchäftigte er ſich literariſch und brachte es durch energiſchen Fleiß als Autodidakt ſehr weit. Poetiſche wie proſaiſche Beiträge lieferte er für das belletriſtiſche Sonntagsblatt „Der Sonntag-Morgen" und 1874 übernahm er die Redaction des „Deutſchen Pioniers," der bekannten Monatsſchrift, welche durch ihn wieder neuen Aufſchwung nahm. Er hat außerdem über 400 Räthſel, Gelegenheitsgedichte, proſaiſche Aufſätze und Vorträge ſowie einen Volkskalender für 1876 verfaßt.

Anhang: „Arbeit, Reichthum, Hochmuth." S. 59. „Kleider machen Leute." S. 60. „Räthſel." S. 61.

22. SCHEM, Alexander Jacob, geb. 16. März 1826 zu Wiedenbrück in Weſtphalen, ſtudirte Theologie und Philologie in Bonn und Tübingen, kam 1851 nach den Ver. Staaten, bekleidete verſchiedene Profeſſuren in Mount Holly, N. J., Carlisle, Pa., trat 1860 in die Redaction der N. Y. Tribune ein, deren auswärtiges Departement er leitete, übernahm 1869 die Redaction des „Deutſch-amerikaniſchen Converſations-Lexikons" und lebt jetzt noch in New York, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Seine Hauptwerke, meiſt encyklopädiſche Arbeiten, erſchienen in engliſcher Sprache.

Abtheil. *Prosa:* „Ueber die Bedeutung der Hermannsſchlacht für die geſammte germaniſche Welt." S. 70.

23. SCHMITT, Friedrich Albert, geb. 25. März 1852 in Hilchenbach, Weſtphalen, war zuerſt Lehrling in einem Fabrikgeſchäfte, dann Buchhalter in einem Bankgeſchäfte zu Paderborn, wanderte 1872 nach den Ver. Staaten aus, war zuerſt in Louisville, St. Louis und lebt jetzt in Cincinnati als Sprachlehrer. Er veröffentlichte lyriſche Gedichte und gute Ueber-

ſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Dichtungen in periodiſchen Zeitſchriften Deutſchlands und Amerika's.

Anhang: „Die deutſche Sprache in Amerika." S. 3. „De Soto." S. 63. „Ein Pſalm vom Leben." S. 66.

24. Schnake, Friedrich, geb. 7. October 1834 in Paderborn, ſeit 1853 in den Ver. Staaten, war thätig in mehreren Zeitungen des Weſtens, nahm Theil am Bürgerkriege als Officier und iſt jetzt in der Redaction der „Weſtlichen Poſt" in St. Louis. Er ſchrieb eine Reihe dramatiſcher Arbeiten, ſo: „Die Unabhängigkeits-Erklärung der Ver. Staaten," 1863; dann: „Montezuma" und „Jeſus."

Anhang: Aus dem Drama „Guatemozin." S. 67.

25. Schnauffer, Karl Heinrich, geb. 4. Juli 1822 zu Heimsheim in Württemberg, beſuchte 1846 die Univerſität Heidelberg, wo er in Verbindung mit Hecker, Struve und Blind trat, übernahm 1847 die Redaction der „Abendzeitung" von Mannheim, betheiligte ſich an den Aufſtänden von 1848 und 1849, mußte flüchten und kam 1851 nach Baltimore, wo er den „Wecker" gründete. Er verfaßte ſchon frühe lyriſche Gedichte, gab auf ſeiner Flucht die „Todtenkränze" heraus und in Baltimore 1851 eine Sammlung Gedichte:

Anhang: „Deutſcher Sang." S. 72.

26. Schneider, Georg, geb. 13. December 1823 in Pirmaſens, Pfalz, Journaliſt, betheiligte ſich 1848 und 1849 auf das wirkſamſte an der Revolution, entkam, zum Tode verurtheilt, nach Amerika und trat bald in die Redaktion der „Illinois Staatszeitung" von Chicago ein, welche er zur beſten Zeitung des Nordweſtens erhob. Einer der Mitbegründer der republikaniſchen Partei in Illinois, wurde er bald leitende Perſönlichkeit in den politiſchen Kämpfen des Landes, übernahm das ihm von Lincoln übertragene Conſulat in Helſingör 1860, kehrte 1862 nach Chicago zurück, wurde erſter Steuercollector von dieſer Stadt, gründete ſpäter die „Nationalbank von Illinois", deren Präſident er noch heute iſt. Kaum gibt es ein öffentliches deutſches oder gemeinnütziges Unternehmen in Chicago, mit dem nicht ſein makelloſer Name verknüpft wäre.

Unter anderen ift es fein langjähriges und, wie es gegenwärtig fcheint, erfolgreiches Beftreben, Regulirung und Schutz der Einwanderung zur Bundesfache zu erheben.

Abtheil. *Prosa:* „Rede bei dem Friedensfefte 1871 zu Chicago." S. 79.

27. SCHURZ, Karl, geb. 2. März 1829 in Liblar bei Köln, ftudirte feit 1847 Philofophie und Gefchichte zu Bonn, betheiligte fich an dem Aufftande von 1849 in Baden, entkam aus feinem Gefängniß, eilte nach Berlin, befreite Gottfried Kinkel aus der Haft in Spandau 1850, begab fich mit ihm nach London und 1852 nach den Ver. Staaten, wo er fich in Watertown, Wis., niederließ. 1856 trat er in die Oeffentlichkeit als deutfcher Redner für die republikanifche Partei und betheiligte fich feitdem als einer der hervorragendften Staatsmänner an allen politifchen Kämpfen; am Bürgerkriege nahm er ebenfalls Theil. 1867 wurde er Redacteur und Miteigenthümer der „Weftlichen Poft" von St. Louis, 1868 erfter deutfcher Bundesfenator, als welcher er mit Sumner entfchiedene Oppofition gegen die Grant'fche Politik und Adminiftration machte. 1873 trat er eine Reife nach Europa an, von der er 1875 wiederkehrte. Er ift einer der bedeutendften Redner und Staatsmänner der Union.

Abtheil. *Prosa:* „Rede bei Eröffnung des deutfch-amerikanifchen Sängerfeftes zu St. Louis." S. 74.

28. STRAUBENMÜLLER, Johann, geb. 11. Mai 1814 in Schwäbifch Gmünd, befuchte das Lehrerfeminar dafelbft, war feit 1833 als Lehrer thätig in verfchiedenen fchwäbifchen Städten. Wegen politifcher Vergehen in Unterfuchung, wanderte er nach den Ver. Staaten aus, 1852, war zuerft in Baltimore Lehrer und ift feit 1863 Direktor der freien deutfchen Schule von New York. Seine erften Gedichte erfchienen 1840 in Lewald's „Europa;" 1842 gab er „Gedichte für Lehrer," 1850 „Kinderlieder," 1858 in Baltimore „Pocahontas oder die Gründung von Virginien," 1868 in New York „Gedichte für die liebe Jugend" heraus und fchreibt feit drei Jahren die fatyrifchen und humoriftifchen Gedichte für den Freifchütz.

Anhang: „Das Nordlicht." S. 73.

29. STROBEL, Wilhelm, geb. 13. September 1841 zu Mittelthal im württembergiſchen Schwarzwald, ſtudirte Philoſophie und Theologie in Tübingen, begab ſich 1871 nach den Ver. Staaten und iſt jetzt Paſtor der Dreieinigkeitsgemeinde zu Baltimore. Er ſchrieb meiſt religiöſe Gedichte, die er unter dem Titel „Heimathklänge" 1876 in St. Louis herausgab.

Anhang: „Vorfrühling." S. 75.

30. THIERSCH, Curt, geb. 1845 zu Eibenſtock im ſächſiſchen Erzgebirge, ſtudirte Naturwiſſenſchaften zu Tharand und Leipzig und gehört jetzt zum Redactionsperſonal der Chicagoer „Neuen Freien Preſſe".

Anhang: „Die Entdeckung des ſtillen Oceanes." S. 76.

31. WAGENER, Johann A., geb. 1816 zu Sievern in Hannover, wanderte 1833 aus nach Charleſton, S. Carol., wo er heute noch lebt. Unausgeſetzt arbeitete er daſelbſt an der Hebung des Deutſchthums, betheiligte ſich am Seceſſionskriege und wurde General der conföderirten Armee; 1871 bekleidete er das Amt des Mayors in Charleſton. Er ſchrieb eine Reihe meiſt hiſtoriſcher Aufſätze, verfaßte auch Gedichte.

Anhang: „Ein Fluch." S. 79.

32. WORCH, Gottfried, geb. 20. April 1810 zu Vatterode nahe Mansfeld, Thüringen, war Schneider und dichtete nebenbei, wanderte dann herum, um ſeine „Gedichte" zu verbreiten und Geld zu verdienen, etablirte ſich hierauf in Berlin als Schneidermeiſter, wo er, als ſeine Gedichte bekannt wurden, ſich der Begünſtigung Alex. v. Humboldt's erfreute und 1852 bei Trowitzſch eine Sammlung Gedichte „Naturklänge" herausgab. Seit 1853 iſt er in den Ver. Staaten und lebt meiſtens in der Nähe von St. Louis; 1873 veröffentlichte er Naturlieder unter dem Titel „Harfenſpiel und Donnerſchläge."

Anhang: „Jubelklänge." S. 80.

33. ZÜNDT, Ernſt Anton, geb. 1819 zu Georgenberg in Schwaben, ſtudirte Philoſophie und Jus in München, kam 1857 nach den Ver. Staaten, gründete in Wisconſin die „Greenbay Poſt", war ſpäter Regiſſeur am Stadttheater in

Milwaukee, bekleidete dann die Stelle eines Lehrers an den öffentlichen Schulen, in St. Louis wurde er Mitarbeiter an der „Westl. Post“ und ist seit 1868 Lehrer in Jefferson City, Mo. Er ist einer der begabtesten deutsch-amerikanischen Dichter sowohl auf lyrischem wie dramatischem Gebiete und liefert vorzügliche Ueberseßungen englischer Gedichte. Seine Gedichte erschienen 1871 in St. Louis unter dem Titel „Lyrische und dramatische Dichtungen.“

Anhang: „Sängergruß.“ S. 82. „Amerika 1492—1776—1876.“ S. 84.

ERKLÄRUNG

der schwer verständlichen und Fremdwörter.

---

absolut, für sich bestehend, unbedingt.
Achillesferse, uneig. der verwundbarste Theil eines Menschen, weil der griechische Held Achilles bis auf die Ferse unverwundbar war.
Admet, König von Pherä in Thessalien, verlor seine Gattin Alceste durch den Tod, aber Persephone, die Göttin der Unterwelt, schickte ihm der Sage nach die Gattin wieder zu.
Alceste, Gattin des Admet, starb für diesen, um ihn vom Tode zu befreien.
Allod, das, ein nicht zum Lehn erhaltenes Gut, Erbgut, Freigut.
Amor, Gott der Liebe.
Amathunt, sehr alte Stadt auf Cypern, einer der neun Hauptorte der Insel mit einem berühmten Tempel der Aphrodite und des Adonis.
Andesmauer, Mauer auf den Anden, dem Hauptgebirge Südamerika's.
Annalen, Jahresberichte, Jahrbücher; geschichtliche Darstellungen in genauer Zeitfolge.
antik, im Geist und Geschmack des Alterthums, alterthümlich.
Apollo, Gott des Lichtes und der Sonne, sowie der Künste.
Aquädukt, Wasserleitung, bes. grossartiger Bogengang, über den Wasser geleitet wird.
Artemis, Göttin der Jagd, auch des Mondes, Beschützerin der Jungfräulichkeit.
Assimilation, Angleichung, Einverleibung.
Athos, berühmter Berg auf der macedonischen Halbinsel Chalkidice, welcher von dem Perserkönig Xerxes durchstochen wurde.
Atlas, eigentlich ein hoher Berg in Afrika am atlantischen Meere; in der Mythologie: ein den Himmel tragender Titane, Personification des Berges.
Autonomie, Selbstgesetzgebung, Selbstverwaltung; Willensfreiheit.

Bacchus, Gott des Weines, dann der Wein selbst.
barbarisch, ausländisch, fremd; rauh, unmenschlich; sprachwidrig, undeutsch.
Barde, Sänger und Dichter der alten Gallier, irrthümlich auch der alten Deutschen.
Berserker, eigentlich ein gefürchteter Kriegsheld, der durch rasende Kampfeswuth ausgezeichnet; -wuth, wilde Kampfwuth.
Blesse Name einer Art Pferde.
Brutalität, viehisches Betragen, Rohheit.
Budget, Staatsbedarf, Finanzberechnung, Einnahme- und Ausgabe-Anschlag.
Büttig, oder Bütte, eine grosse Tonne, besonders zur Weinbereitung.

Caliban, ein halbmenschliches Ungethüm (bei Shakespeare); dann ein Mensch von verruchter Gesinnung bei ungeschlachter Leiblichkeit.
Calypso, nach der Sage Tochter des Atlas (s. d.), eine Zauberin auf der Insel Ogygia.
Ceres, Göttin des Ackerbaues und der Feldfrüchte.
Chaos, das Urgemisch, der unermessliche Raum.
Cherub, Feuer-, Flammenbote, Name höherer Geister oder Engel in der heil. Schrift.
cholerisch, heissblütig, hitzig, zum Zorn geneigt.
Cicero, der grösste römische Redner.
Cimon, hervorragender Bürger, Feldherr und Staatsmann Athens.
Concordia, Eintracht, Einigkeit.
Contrapost, der Gegensatz (in den bildenden Künsten), Antithesis in der Rede.
coordinirt, gleichgesetzt, beigeordnet.
cosmopolitisch, weltbürgerlich.
Crösusse, sehr reiche Leute, von Crösus, dem sagenhaft reichen Könige von Lydien.
Cyane, die kleine Kornblume.
Cybele, Göttin der fruchtbaren Erde, die Allnährerin.
Cythere, Beiname der Göttin Venus, von der Insel Cythera.

Dämone, (böse) Geister.
Dante, der grösste italiänische Dichter („Die göttliche Comödie").
degradiren, herabsetzen, entwürdigen.
Demeter, die Göttin des Ackerbaues=Ceres.
Despotismus, unumschränkte Gewalt, Gewaltherrschaft.
Deukalion, der Sage nach König von Thessalien, der aus der grossen Fluth gerettet wurde mit seiner Gattin Pyrrha und von dem ein neues menschliches Geschlecht abstammt.
Dhawalagiri, höchster Berg im Himalayagebirge in Indien.
dialectisch, der Denklehre gemäss, spitzfindig; auch mundartlich
disponiren, anordnen, eintheilen; verfügen.
Dissonanz, Missklang, Misshelligkeit, Uneinigkeit.
Dithyrambe, ein stürmischer Lobgesang (auf Bacchus).
Dryas, Baum- oder Waldnymphe,
ducken, sich, sich niederbücken und dadurch verbergen.

Edda, Religionsbuch der alten skandinavischen Völker, zwei Sammlungen altnordischer Völker- und Heldensagen.
eiseln, vom Winter, frieren machen.
eleusisch, von Eleusis, einer Stadt in Attika, wo ein Geheimdienst der Demeter (Ceres) war.
Elfen, kleine umherschweifende Naturgeister.
Elysium, Lustgefilde, Wohnort der Seligen.
Epigramm, Auf-, Inschrift, Sinngedicht.
epikurisch, die Philosophie des Epikur betreffend; üppig, sinnlich.
Erinnyen, Rache-, Plagegöttinnen.
Evon, Jubelruf der Bacchanten.
exotisch, ausländisch, fremd.

Faun, Feld- und Waldgötter als niedrig sinnliche Wesen vorgestellt.
Firmament, Himmelsveste, Sternenhimmel.

Flora, Blumengöttin; dann Blumenflur.
Fortuna, Glück, Glücksgöttin.
frivol, eitel, leichtsinnig, leichtfertig.

Genie, natürliche Anlage, Schaffungsgabe.
Genien, Plur. v. Genius, Schutzgeist.
geniren, lästig fallen, beengen

Helios, Sonne, Sonnengott.
Herkules, der berühmteste griechische Held; uneig. ein sehr starker Mann.
Hermes, der Unterstützer, Götterbote.
Hesperus, Abend, Abendstern.
Hesperiden, göttliche Nymphen, Töchter der Nacht, wohnend in einem Garten mit goldenen Aepfeln.
Hierarchie, Priesterherrschaft, Kirchenregiment.
Hierokles, ein berühmter Grieche.
Hofcabalen, und **-intriguen**, geheime Verbindungen und Ränke am Hofe eines Fürsten.
Homer, griechischer Dichter.
human, menschlich, gütig, freundlich.
Hymne, Preis-, Lobgesang.

Ideal, ein Gedankenbild; Ur-, Vor-, Musterbild.
Imagination, Einbildung, Vorstellung.
Individualität, Einzelheit, Besonderheit, das Ich.
individuell, einzeln, eigenthümlich, persönlich.
ingeniös, scharfsichtig.
Instanz, das inständige Gesuch einer Sache; Gerichtsbehörde; Einwurf.
Intelligenz, eine, = ein verständiges, Vernunftwesen.
Invalide, Dienstunfähiger, Verwundeter.
involvirend, in sich schliessend.
Iphigenie, Name einer Griechin; Beiname der Göttin Artemis.
Isthmus, Landenge (bei Corinth).
Jambe, ein Versfuss.
Jupiter, der oberste Gott der Griechen, Donnergott.
juridisch, rechtlich, rechtskräftig, gerichtlich.

Kaftan, langes Oberkleid, Ehrenkleid der Türken.
Kamönen, altlateinischer Name für die Musen, eig. die Singenden.
Kanzlei, Gerichtsstube.
karthaunen, mit grobem Prügel schlagen.
kosmogonische Traditionen, Sagen, Ueberlieferungen über die Weltentstehung.

Labyrinth, Irrgang, Verwicklung.
Lava, die aus Vulkanen in feurig-flüssigem Zustande geworfene Masse.
Legion, altrömische Kriegerschaar (von 3000 bis 6000 Mann).
Leto = **Latona**, Göttin der Nacht und alles Verborgenen, Mutter des Apollo und der Artemis.
Leviathan, grosses Wasserthier, Meerungeheuer.
Linus, ein schöner, früh getödteter Jüngling, Personification der in ihrer Blüthe dem Tode verfallenden Natur; wurde viel besungen (Linusgesang).

Louisd'or, franz. goldenes Fünfthalerstück.
Lucull, ein reicher, üppig lebender Römer.
Lurlei, ein schroff aufsteigender Felsen am Rhein; dann der Sage nach eine bezaubernde Jungfrau, die auf jenem Felsen thronte.
lyrisch, sangmässig, singbar; empfindungsvoll.

Mänaden, Priesterinnen des Bacchus, rasende Bacchantinnen
magisch, zauberhaft.
Mandat, Auftrag, Verordnung, Ermächtigung.
marathonischer Held, von Marathon, einer Stadt in Griechenland, wo die Perser von den tapfern Athenern zernichtet wurden.
Marionettenspiel, Puppenspiel; Marionette eig. kleine Marie, dann kleine Puppe mit beweglichen Gliedern.
Mars, Kriegsgott.
Materialismus, diejenige Lehre, welche alles geistige Leben als eine blosse Wirkung der Materie betrachtet.
Materie, körperlicher Stoff.
Maxime, Grundsatz, Richtschnur.
Medicinmann, Arzt und Zauberer bei den Indianern.
melodisch, wohltönend, lieblich klingend, singbar.
Mentor, Freund des Odysseus und Lehrer des Telemach, seines Sohnes; überh. Führer, Rathgeber.
meteorisch, auf Luft- und Witterungsveränderungen bezüglich und davon abhängig.
Minerva, Göttin der Weisheit, Kriegsgöttin.
Minimalalter, kleinste, mindeste Alter.
Monstrum, Missgestalt, Unmensch.
Mythologie, Götterlehre, Fabelgeschichte.
Mythus, Sage, Dichtung.

Najaden, Fluss- und Wassernymphen.
Naturell, Naturanlage, natürliche Gemüthsart oder Fähigkeit.
Nektar, Göttertrank, köstliches Getränk.
Neophyte, Neugepflanzter, Neuling; Neugeweihter.
Nepal od. **Nipal**, Landschaft an der Südseite des Himalaya in Indien.
Nixen, böse Wassergeister.
nom de plume, Name der Feder, d. i. ein angenommener Name eines Schriftstellers.
Nomade, wandernder Hirte.
Nornen, die drei Göttinnen der Zeit und des Schicksals.
Nymphe, Halbgöttin.

obligat, verpflichtet, verbunden.
obscön, schmutzig, unanständig, unzüchtig.
Olympiade, ein Zeitraum von vier Jahren bei den Griechen.
Olympus, berühmter Berg in Thessalien, Wohnsitz der Götter.
Orchideen, orchis- (Pflanze mit Wurzelknollen) - artige Gewächse.
Oreade, Bergnymphe.
Orestes, Hauptheld der griechischen Tragödie, berühmt durch seine innige Freundschaft mit Pylades.
orientiren, sich zurechtfinden.
Orkus, Unterwelt, Todtenreich.

Ornat, Schmuck, Amtsschmuck, - kleid.

parallel, gleichlaufend, gleichzeitig.
Parole, Ehrenwort, Kenn-, Losungswort.
Persephone, Königin der Unterwelt.
Personification, Darstellung einer Sache als Person.
Phänomen, Erscheinung
Phalanx, Schlachtreihe, geschlossene Reihe
Philoktet, berühmter Bogenschütze des trojanischen Sagenkreises.
Philomele, Tochter des athenischen Königs Pandion, wurde auf ihrer Flucht vor Tereus, dem Thrakerkönig, in eine Nachtigall verwandelt.
phlegmatisch, kaltblütig, gleichgültig, schwerfällig, träge.
Phöbus, Sonnengott, = Apollo.
phönixgleich, wie der Phönix, Sonnenvogel, der sich selbst verbrannte und verjüngt wieder erstand.
Pindus, Musenberg.
Pionier, eig. ein Schanzgräber; dann Wegebahner, erster Ansiedler.
Plüsch, Wollensammt, Halbsammt.
prägnant, eig. strotzend; vielsagend, gedankenreich, sinnvoll.
Prometheus, griechischer Halbgott, Erfinder vieler Künste; überh. ein verständiger Künstler (von Shakespeare gebraucht).
Pygmalion, König von Cypern, ein geschickter Bildhauer, der sich der Sage nach eine Gattin aus Elfenbein verfertigte und die Venus bat, das todte Bild zu beleben, was auch geschah.
Pyrrha, Gattin des Deukalion (s. d.) Mutter eines neuen Menschengeschlechts.
Pythia, Priesterin des Apollo zu Delphi, welche Orakelsprüche gab.

Rainette, Königsapfel.
Rappisten, eine durch den Deutschen Rapp gegründete socialistisch-pietistische Gesellschaft bei Pittsburg, Pa.
ratificiren, genehmigen, bestätigen.
Regal. landesherrliches Recht, Hoheitsrecht.
Robinsonade abenteuerliche Geschichte von verschlagenen Seefahrern.
romantisch, eig. in einer der romantischen Sprachen verfasst, dann im Geist des Mittelalters; anmuthsvoll, wundershön, zauberisch.
Römer, eine gewisse Art Weingläser.
Rousseau, J. J., berühmter französischer Schriftsteller.
Rythmus, Ebenmass, Wohlklang der Rede, Verstakt.

Satyr, Feld- oder Waldgeist.
scalpiren, schneiden, die Haut von der Hirnschale abziehen.
Scheherezad, (arabischer) Märchenerzähler.
Scholastiker, Schulgelehrte; christliche Philosophen des Mittelalters; oft im verächtlichen Sinne Wortkrämer.
Scipio, berühmter römischer Feldherr in dem punischen Kriege.
Selene, Mond, Mondgöttin.
sentimental, empfindsam, gefühlvoll; auch empfindelnd.
Seraph, Feuer- oder Lichtengel.
Skabiose, eine Pflanze.
Skaldensprache, Sprache der Dichter und Sänger der alten skandinavischen Völker.

social, gesellschaftlich.
Sphären, Gesichtskreise, (überirdische) Welten und Gegenden.
Spittel = Spital, aus Hospital, Krankenhaus.
Squaw, eine Indianerin.
Styx, sagenhafter Fluss in der Unterwelt.
Sylphen, Luftgeister.
Syrinx, Rohrpfeife, Hirtenflöte; dann Name einer Najade (s. d.), welche von Pan in ein Schilfrohr verwandelt wurde, dem der Wind dann so süssklagende Töne entlockte, dass Pan, gerührt, sich eine Pfeife daraus schnitt.

Tantalus, König in Phrygien, musste wegen Beleidigung der Götter zur Strafe in der Unterwelt quälenden Durst leiden.
Telyn, die Lyra der altnordischen Sänger.
teufen, graben.
tendentiös, nach einem gewissen Zwecke hingerichtet, absichtsvoll.
Themis, Göttin der gesetzlichen Ordnung, der Gerechtigkeit.
Theorie, Einsicht, Verstandeslehre, Ansicht.
Theurgie, vorgebliche Wunderkraft, Zauberei durch Geisterhülfe, Geisterbannung.
Thor, der altgermanische Donnergott.
Thyrsus, Weinlaubstab, ein mit Epheu und Weinlaub umwundener Stab, den die Bacchanten an den Festen des Bacchus trugen.
Trachyt, ein Stein mit feinkörniger Grundmasse und inliegenden Krystallen.
Tragik, die, das Traurige bei einem Ereigniss.
Tragödie, Trauerspiel.
treufen, tröpfeln.
Trident, Dreizack des Gottes Neptun.
trivial, gemein, alltäglich; niedrig, abgedroschen.
Troglodyte, Höhlenbewohner.
Tropenland, Land zwischen den Wendekreisen.
tropisch, nur in den Ländern zwischen den Wendekreisen befindlich; uneigentlich, bildlich.
Tunker, ein christliche Sekte.

Ulve, eine Art Pilz.
Ulysses = Odysseus, Hauptheld des griechischen Epos Odyssee.
Utopia, eigentl. Nirgendland, ein nur gedachtes Land mit dem Nebenbegriff einer unbekannten Vortrefflichkeit.

vale, das, Lebewohl, Abschied.
Venus Amathusia, die anmuthsvolle Göttin der Schönheit und Liebe, verehrt in Amathunt.
Vesper, Abend, Abendmesse; Abendglocke.
Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango: Die Lebenden rufe ich. Die Gestorbenen (Todten) betraure ich. Die Blitze breche ich.

Wigwam, Lagerhütte, Zelt der Indianer.

Xenien, Gastgeschenke; uneigentl. eine Art Sinngedichte

Zephyr, kühler, sanfter Westwind, Abendhauch.
Zeus, der oberste Gott der Griechen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.—I. Prosa der Abhandlung.

II. Prosa des Gesprächs.

III. Prosa der Rede.

IV. Prosa der amtlichen Mittheilung.

V. Vermischtes.

Zweite Abtheilung.—Lyrische Poesie.

a. Lied.

b. Die Ode, Hymne, Rhapsodie und Dithyrambe.

c. Elegie.

d. Gnome, Epigramm, Satyre, poetische Epistel, Lehrgedicht.

Anhang.—Deutsch-amerikanische Dichter.

Universal-Bibliothek.

Abkürzungen: Dr. = Drama, dramatisch; Erz. = Erzählung; Ged. = Gedichte; Gesch. = Geschichte; L. = Lustspiel; M. = Märchen; Nov. = Novelle; P. = Posse; Rom. = Roman; Sch. = Schauspiel; Tr. = Trauerspiel.

Albini. Die gefährliche Tante. L. 10 Cents. — Endlich hat er es doch gut gemacht. L. 10 C. — Kunst und Natur. L. 10 C.

Alphart's Tod, in erneuter Gestalt von K. J. Schroer. Heldengedicht. 10 C.

Th. Altwasser. Leicester. Tr. 10 C.

Anakreon. Gedichte. Aus dem Griech. 10 C.

H. Chr. Andersen. Bilderbuch ohne Bilder. 10 C., gebunden 30 C.

L. Angely. Der Dachdecker. L. 10 C. — Das Fest der Handwerker. L. 10 C. — Paris in Pommern. L. 10 C. — Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten L. 10 C. — Von Sieben die Häßlichste. L. 10 C. — Sieben Mädchen in Uniform. P. 10 C.

T. Apel. Junge Männer und alte Weiber. L. 10 C.

Apulejus. Amor und Psyche. M. 10 C.

J. W. v. Archenholtz. Geschichte des 7jährigen Krieges. 40 C., gebunden 60 C.

L. A. v. Arnim. Drei Novellen. 10 C. — Die Verkleidung des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings. Nov. 10 C.

Aeschylos. Agamemnon. Tr. Aus dem Griech. 10 C.

J. W. v. Babo. Otto von Wittelsbach. Tr. 10 C. — Der Puls. L. 10 C.

M. Beer. Der Paria. Tr. 10 C. — Struensee. Tr. 10 C.

Beowulf. Das älteste deutsche Heldengedicht. Aus dem Angelsächs. 10 C.

Béranger. Lieder. 10 C., gebunden 40 C.

A. Blumauer. Virgils Aeneis travestirt. 10 C., gebunden 40 C.

W. Blumenhagen. Luthers Ring. Erz. 10 C.

L. Börne. Ausgewählte Skizzen und Erzählungen. 30 C., gebunden 50 C. — Aus meinem Tagebuche. 10 C.

L. Bowitsch. Mariensagen. Ged. 10 C. — Sindbad. Orientalische Dichtungen. 10 C.

C. Brentano. Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 10 C. — Gockel, Hinkel und Gackeleia. M. 10 C.

H. A. Bulthaupt. Ein corsisches Trauerspiel. Tr. 10 C.

R. Bunge. Der Herzog von Kurland. Tr. 10 C.

G. A. Bürger. Gedichte. 30 C., gebunden 50 C.

T. A. Burghardt. Epische Gedichte. 10 C.

R. Burns. Lieder und Balladen. Aus dem Engl. 10 C., gebunden 40 C.

G. Busch. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C.

R. Byr. Lady Gloster. Tr. 10 C.

Byron. Der Corsar. Erz. Aus dem Engl. 10 C., gebunden 30 C. — Ritter Harald's Pilgerfahrt. Eine Romanze. Aus dem Engl. 20 C., gebunden 40 C. — Der Gefangene von Chillon. Mazeppa. Ged. 10 C.

P. Calderon. Das Leben ein Traum. Dr. Ged. Aus dem Span. 10 C., gebunden 30 C.

M. Cervantes. Senora Cornelia. Nov. Aus dem Span. 10 C. — Preciosa, das Zigeunermädchen. Nov. Aus dem Span. 10 C.

A. v. Chamisso. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. 10 C., gebunden 30 C. — Gedichte. 40 C., gebunden 60 C.

H. J. v. Collin. Regulus. Tr. 10 C.

P. Corneille. Rodogune, parthische Prinzessin. Tr. 10 C. — Der Cid. Tr. 10 C.

A. Cornelius. König und Dichter. Sch. 10 C. — Platen in Venedig. L. 10 C. — Die verhängnißvolle Perrücke. L. 10 C.

A. Cosmar. Die Liebe im Eckhause. L. 10 C.

R. Cumberland. Der Jude. Sch. Aus dem Engl. 10 C.

G. Danilewski. Die Pioniere des Ostens. Charakterbild. Aus dem Russ. 40 C.

C. Delavigne. Ludwig XI. Tr. 10 C.

C. F. Dräxler-Manfred. Marianne, ein Weib aus dem Volke. Sch. 10 C.

A. Dumas Sohn. Die Cameliendame. Dr. Aus dem Franz. 10 C. — Demi-Monde. Sch. 10 C.

J. J. Engel. Herr Lorenz Stark. Charaktergemälde. 10 C. — Der Philosoph für die Welt. 20 C.

O. Feuillet. Die Untröstlichen. L. Aus dem Franz. 10 C. — Eine vornehme Ehe. Sch. 10 C.

J. G. Fichte. Reden an die deutsche Nation. 20 C., gebunden 40 C. — Ueber die Bestimmung des Gelehrten. Ueber das Wesen des Gelehrten. Vorlesungen. 20 C.

C. Fiedler. Frauenherzen. Sch. 10 C.

U. Foscolo. Die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Ital. 10 C.

F. Baron de la Motte-Fouqué. Undine. Erz. 10 C., gebunden 30 C.

A. Fresenius. Die Lebensretter oder der Dank eine Bürde. L. Nach dem Französischen des A. Labiche. 10 C. — Allzu scharf macht schartig. L. Nach dem Franz. 10 C.

F. v. Gaudy. Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 10 C., gebunden 30 C. — Ludwiga. Nov. 10 C.

E. G. Geijer. Gedichte. Aus dem Schwedischen. 10 C., gebunden 30 C.

C. F. Gellert. Fabeln und Erzählungen. 20 C., gebunden 40 C. — Geistliche Oden und Lieder. 10 C., gebunden 30 C.

H. W. v. Gerstenberg. Ugolino. Tr. 10 C.

Mad. E. de Girardin. Des Uhrmachers Hut. L. Aus dem Franz. 10 C.

R. Gisele. Die beiden Cagliostro. Dr. 10 C. — Ein Bürgermeister von Berlin. Dr. 10 C.

J. W. v. Goethe. Clavigo. Tr. 10 C. — Die natürliche Tochter. Tr. 10 C. — Egmont. Tr. 10 C. — Faust. Tr. 10 C., gebunden 40 C., mit Goldschnitt 50 C. — Die Geschwister. Sch., die Laune des Verliebten. 10 C. — Götz von Berlichingen. Sch. 10 C. — Hermann und Dorothea. Ged. 10 C., gebunden 30 C. — Iphigenia auf Tauris. Sch. 10 C. — Die Leiden des jungen Werthers. Rom. 10 C., gebunden 30 C. — Die Mitschuldigen. L. 10 C. — Mahomet. Tr., nach Voltaire. 10 C. — Reineke Fuchs. 10 C., gebunden 30 C. — Stella. Tr. 10 C. — Tancred. Tr., nach Voltaire. 10 C. — Torquato Tasso. Sch. 10 C. — Dramatische Meisterwerke. Gebunden 50 C.

Goethe-Schiller's Xenien. Mit Einleitung u. Anmerkungen v. A. Stern. 20 C., gebunden 40 C.

N. Gogol. Die todten Seelen. Ein satyr.-kom. Zeitgemälde. Aus dem Russ. 20 C.

Goldoni. Der Diener zweier Herren. L. 10 C.

Ol. Goldsmith. Der Landprediger von Wakefield. Erz. Aus dem Engl. 20 C., gebunden 40 C.

R. Gottschall. Die Rose von Kaukasus. Dr. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

F. Goveau. Die Waldenser. Histor. Dr. Aus dem Ital. 10 C.

C. D. Grabbe. Herzog Theodor von Gothland. Tr. 20 C. — Don Juan und Faust. Tr. 10 C. — Napoleon, oder die hundert Tage. Dr. 10 C. — Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung. L. 10 C.

Gudrun. Mittelhochdeutsches Heldengedicht. 20 C., gebunden 40 C.

P. Gyulay. Ein alter Schauspieler. Nov. Aus dem Ungar. 10 C.

C. Haffner. Der verkaufte Schlaf. Dr. Märchen. 10 C.

W. Hamm. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C.

Hartmann v. d. Aue. Der arme Heinrich. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. 10 C.

Don Juan Eug. Hartzenbusch. Die Liebenden von Teruel. Dr. Aus dem Span. 10 C.

W. Hauff. Die Bettlerin vom Pont des Arts. Nov. 10 C., gebunden 30 C. — Das Bild des Kaisers. Nov. 10 C. — Die Sängerin. Nov. 10 C. — Jud Süß. Nov. 10 C. — Lichtenstein. Romant. Sage 30 C., gebunden 50 C. — Märchen. 30 C., gebunden 50 C. — Mittheilungen aus den Memoiren des Satans. 30 C., gebunden 50 C. — Der Mann im Monde. Erz. 20 C., gebunden 40 C. — Othello. Nov. 10 C. — Phantasien im Bremer Rathskeller. 10 C., gebunden 30 C. — Die letzten Ritter von Marienburg. Nov. 10 C.

J. P. Hebel. Allemannische Gedichte. 10 C., gebunden 30 C. — Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. 20 C., gebunden 40 C.

U. Hegner. Die Molkenkur. Erz. 20 C.

J. G. v. Herder. Der Cid. Nach spanischen Romanzen. 10 C., gebunden 30 C.

F. H. v. Hermannsthal. Ghaselen. 10 C., gebunden 30 C.

H. Hertz. König René's Tochter. Dr. Ged. Aus dem Dän. 10 C., gebunden 30 C.

E. T. A. Hoffmann. Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen. Erz. 10 C. — Die Elixire des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners. 30 C., gebunden 50 C. — Das Fräulein von Scuderi. Erz. 10 C. — Das Majorat. Erz. 10 C. — Der goldene Topf. Märchen. 10 C. — Lebensansichten des Katers Murr. (Nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Joh. Kreisler in zufälligen Maculaturblättern). 40 C., gebunden 60 C. — Klein Zaches, genannt Zinnober. Erz. 10 C., gebunden 30 C. — Der Sandmann. Erz. 10 C. — Doge und Dogaresse. Des Vetters Eckfenster. Erz. 10 C.

L. v. Holberg. Der politische Kannengießer. L. Aus dem Dän. 10 C.

Fr. Hölderlin. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C. — Hyperion oder der Eremit von Griechenland. Erz. 20 C.

L. H. Chr. Hölty. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C.

Homer. Ilias. Deutsch von J. H. Voß. 30 C. — Odyssee. Deutsch v. J. H. Voß. 30 C. — Beide zusammen gebunden 75 C.

Qu. Horatius Flaccus. Werke. Deutsch von J. H. Voß. 20 C., gebunden 40 C.

Dr. C. W. Hufeland. Makrobiotik, oder die Kunst, das Leben zu verlängern. 40 C., gebunden 60 C.

J. Hutt. Das war ich. Ländliche Scene. L. 10 C.

H. Jantsch. Kaiser Joseph II. und die Schusterstochter. Sch. 10 C. — Ein Excommunicirter. Sch. 10 C.

Jean Paul Fr. Richter. Flegeljahre. Eine Biographie. 40 C., gebunden 60 C. — Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Lebensbeschreibung. 2 Bde. 60 C., gebunden $1.00. — Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele. 10 C. — Dr. Katzenberger's Bad-Reise. 20 C., gebunden 40 C. — Der Komet. Eine kom. Geschichte. 40 C., gebunden 60 C. — Leben des Quintus Fixlein. 20 C., gebunden 40 C. — Levana oder Erzieh-Lehre. 30 C., gebunden 50 C. — Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. 10 C. — Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs. 40 C., gebunden 60 C. — Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. 10 C. — Der Jubelsenior. Ein Appendix. 20 C.

D. Jerrold. Madame Caudel's Gardinenpredigten. Aus dem Engl. 20 C., gebunden 40 C.

A. W. Iffland. Die Hagestolzen. L. 10 C. — Die Jäger. Sch. 10 C. — Der Spieler. Sch. 10 C.

K. Immermann. Andreas Hofer. — Tr. 10 C. — Die Epigonen. Familien-Memoiren in 9 Büchern. 50 C., gebunden 75 C. — Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 2 Bde. 60 C., gebunden $1.00. — Der neue Pygmalion. Nov. 10 C. — Tulifäntchen. Kom. Heldengedicht. 10 C., gebunden 30 C. — Der Carneval und die Somnambüle. Aus den Memoiren eines Unbekannten. 10 C. — Die schelmische Gräfin. L. 10 C. — Alexis. Sch. 20 C.

M. Jokai. Auf der Flucht. Nov. 10 C. — Die goldene Zeit in Siebenbürgen. Roman. 30 C. — Ein Goldmensch. Rom. 50 C., gebunden 75 C. Sämmtlich aus dem Ungar.

Julius. Wie zwei Tropfen Wasser. L. 10 C.

F. Jünger. Er mengt sich in Alles. L. 10 C.

E. Chr. v. Kleist. Sämmtliche Werke. 10 C., gebunden 30 C.

H. v. Kleist. Hermannsschlacht. Dr. 10 C. — Das Käthchen von Heilbronn. Ritter-Sch. 10 C. — Der zerbrochene Krug. L. 10 C. — Michael Kohlhaas. Histor. Erz. 10 C. — Prinz Friedrich von Homburg. Sch. 10 C. — Verlobung in St. Domingo, Nov.; Der Findling, Nov. 10 C.

F. M. v. Klinger. Sturm und Drang. Sch. 10 C. — Raphael de Aquillas. Tr. 20 C. — Die Zwillinge. Tr. 10 C.

A. v. Knigge. Die Reise nach Braunschweig. Kom. Rom. 10 C.

Th. Körner. Erzählungen. 10 C. — Der grüne Domino. L.; Die Gouvernante, P., 10 C. — Hedwig, die Banditen-Braut. Dr. 10 C. — Leyer und Schwert. Ged. 10 C., gebunden 30 C. — Der Nachtwächter. P. 10 C. — Rosamunde. Tr. 10 C. — Toni. Dr. 10 C. — Der Vetter aus Bremen; L., Der vierjährige Posten, Singspiel. 10 C. — Zriny. Tr. 10 C.

C. A. Kortum. Die Jobsiade. Ein kom. Heldengedicht. 30 C., gebunden 50 C.

L. Th. Kosegarten. Jucunde. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

A. v. Kotzebue. Der arme Poet. Sch.; der Ausbruch der Verzweiflung, Ged. 10 C. — Die beiden Klingsberg. L. 10 C. — Die deutschen Kleinstädter. L. 10 C. — Menschenhaß und Reue. Sch. 10 C. — Der gerade Weg der beste. L. 10 C. — Die Freimaurer; Verschwiegene wider Willen. L. 10 C. — Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen. P. 10 C. — Pagenstreiche. P. 10 C. — Der Rehbock. L. 10 C. — Die respectable Gesellschaft, P.; die eifersüchtige Frau. — L. 10 C. — Schneider Fips. L. 10 C. — Die Stricknadeln. Sch. 10 C. — U. A. w. g., oder die Einladungskarte. L. 10 C. — Der Wirrwarr. P. 10 C. — Die Zerstreuten, P.; das Landhaus an der Heerstraße, P. 10 C. — Der häusliche Zwist. L. 10 C.

H. Laube. Mitten in der Nacht. P. 10 C.

J. C. Lavater. Worte des Herzens. 10 C., gebunden 30 C.

J. A. v. Leisewitz. Julius von Tarent. Tr. 10 C.

A. R. Lesage. Der hinkende Teufel. Rom. Aus dem Franz. 20 C. — Geschichte des Gil Blas von Santillana. Roman. Aus dem Franz. 60 C.

G. E. Lessing. Emilia Galotti. Tr. 10 C. — Gedichte. 10 C. — Der junge Gelehrte. L. 10 C. — Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. 10 C., gebunden 30 C. Minna von Barnhelm. L. 10 C. — Miß Sara Sampson. Tr. 10 C. — Nathan der Weise. Dr. Gedicht. 10 C. — Dramatische Meisterwerke. Gebunden 40 C.

H. W. Longfellow. Gedichte. 10 C, gebunden 40 C. — Hiawatha. Ged. 0 C., gebunden 40 C. — Evangeline. Ged. 10 C., gebunden 30 C. — Der spanische Student. Dr. 10 C. — Die Brautwerbung des Miles Standish. Ged. 10 C., gebunden 30 C. Sämmtlich aus dem Engl.

S. Maffei. Merope. Tr. Aus dem Ital. 10 C.

A. Mahlmann. Herodes vor Bethlehem. Kom. Spiel. Pendant zu den Hussiten vor Naumburg. 10 C.

A. Manzoni. Die Verlobten. Rom. Aus dem Ital. 2 Bde. 60 C., gebunden $1.00.

Fr. v. Matthisson. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C.

Fr. Marx. Jacobäa von Bayern. Sch. 10 C. — Olympias. Tr. 10 C.

H. Meilhac. Der Attaché. L. Aus dem Franz. 10 C.

M. Mendelssohn. Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele. 10 C., gebunden 30 C.

O. v. Meyern. Das Ehrenwort. Sch. 10 C. — Die Cavaliere. Sch. 10 C.

A. Mickiewicz. Sonnette. 10 C. — Balladen und Romanzen. 10 C., gebunden 30 C. Beide aus dem Poln.

J. B. P. Molière. Die gelehrten Frauen. L. 10 C. — Der Geizige. L. 10 C. — Liebeszwist. L. 10 C. — Plagegeister. L. 10 C. — Schule der Ehemänner. L. 10 C. — Tartuffe. L. 10 C. — Der Misanthrop. L. 10 C. — Die Gezierten. L. 10 C. — Georg Daudin, oder der betrogene Ehemann. L. 10 C. Sämmtliche aus dem Franz.

T. Moore. Irische Melodien. Aus dem Engl. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

A. Moreto. Donna Diana. L. Aus dem Span. 10 C., gebunden 30 C.

T. Morus. Utopia. Erz. Aus dem Engl. 20 C.

J. G. Müller. Siegfried von Lindenberg. Rom. 40 C.

A. Müllner. Die Albaneserin. Tr. 10 C. — Der Blitz; die Onkelei. L. 10 C. — Der Kaliber. Criminal-Gesch. 10 C. — Die großen Kinder. L. 10 C. — Die Schuld. Tr. 10 C. — Die Vertrauten. L. 10 C. — König Yngurd. Tr. 10 C. — Der 29. Februar, Tr.; die Zurückkunft aus Surinam. L. 10 C. — Die Zweiflerin, Dr.; der angolische Kater, L. 10 C. — Dramatische Werke. In Bd. gebunden 75 C.

Münchhausen's wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Deutsch v. G. A. Bürger. 10 C., gebunden 30 C.

H. Murger. Aus der komischen Oper. L. Aus dem Franz. 10 C.

J. K. A. Musäus. Roland's Knappen; die Bücher der Chronika der drei Schwestern. Märchen. 10 C. — Legenden vom Rübezahl. 10 C.

A. de Musset. Zwischen Thür und Angel. L. Aus dem Franz. 10 C.

O. Mylius. Die Frau Oekonomierath. Erz. 20 C. — Graveneck. Erz. 20 C. — Die Türken vor Wien, 1683. Erz. 20 C. — Das Glasmännchen. Erz. 10 C.

M. Opitz. Gedichte. 10 C.

Ossian's Fingal. Episches Ged. Aus dem Engl. 10 C.

Ovid's Verwandlungen. Deutsch v. J. H. Voß. 20 C., gebunden 40 C.

F. Paludan-Müller. Liebe am Hofe. Sch. 10 C.

S. Pellico. Francesca von Rimini. Tr. 10 C. — Meine Gefängnisse. Denkwürdigkeiten. 20 C. Beide aus dem Ital.

H. Pestalozzi. Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. 40 C., gebunden 60 C.

A. v. Platen. Die verhängnißvolle Gabel. L. 10 C. — Der Schatz des Rhampsinit. L. 10 C. — Gedichte. 20 C., gebunden 40 C. — Die Abassiden. Ged. 10 C.

M. Ponsard. Lucretia. Tr. Aus dem Franz. 10 C.

A. Pope. Der Lockenraub. Epistel über eine Dame. Ged. Aus dem Engl. 10 C.

A. Puschkin. Der Gefangene im Kaukasus. Ged. 10 C., gebunden 30 C. — Onegin. Rom. in Versen. 20 C., gebunden 40 C. Beides aus dem Russ.

J. Racine. Phädra. Tr. Deutsch v. Schiller. 10 C. — Athalia. Tr. 10 C. Beide aus dem Franz.

F. Raimund. Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Dr. Zaubermärchen. 10 C. — Der Verschwender. Dr. Zaubermärchen. 10 C. — Der Bauer als Millionär. Dr. Zaubermärchen. 10 C. — Diamant des Geisterkönigs. Zauberspiel. 10 C.

O. Randolf. Dr. Robin. L. 10 C. — Wenn Frauen weinen. L. 10 C. — Ein bengalischer Tiger. L. 10 C. — Eine Partie Piquet. L. 10 C. — Er muß aufs Land. L. 10 C. Sämmtlich nach dem Franz.

E. Rauscher. In der Hängematte. Ged. 10 C.

W. H. Riehl. Die vierzehn Nothhelfer. Nov. 10 C., gebunden 30 C.

H. Rollett. Erzählende Dichtungen. 10 C.

L. Rüben. Jacob Molay. Dr. 10 C. — Muhamed. Epos. 10 C.

C. Rudolf. Ein Vater auf Kündigung. L. 10 C.

Ch. de St.-Evremond. Die Gelehrten-Republik. P. Aus dem Franz. 10 C.

B. de St.-Pierre. Paul und Virginie. Erz. Aus dem Franz. 10 C., gebunden 30 C.

J. G. v. Salis. Gedichte. 10 C., gebunden 30 C.

F. v. Sallet. Laien-Evangelium. Ged. 30 C., gebunden 50 C. — Gesammelte Gedichte. 30 C.

C. Schall. Trau, schau, wem. L. 10 C.

H. A. Schaufert. Schach dem König! L. 10 C.

E. v. Schenk. Belisar. Romant. Tr. 10 C.

M. v. Schenkendorf. Gedichte. 30 C., gebunden 50 C.

Fr. v. Schiller. Die Braut von Messina. Tr. 10 C. — Don Carlos. Tr. 10 C., gebunden 30 C. — Fiesco. Tr. 10 C. — Der Geisterseher. Rom. 10 C. — Jungfrau von Orleans. Tr. 10 C., gebunden 30 C. — Kabale und Liebe. Tr. 10 C. — Macbeth. Tr., nach Shakespeare. 10 C. — Maria Stuart. Tr. 10 C., gebunden 30 C. — Der Neffe als Onkel. L. 10 C. — Der Parasit. L. 10 C. — Phädra. Tr., nach Racine. 10 C. — Die Räuber. Tr. 10 C. — Wilhelm Tell. Sch. 10 C., gebunden 30 C. — Turandot. Tragikom. Märchen. 10 C. — Wallenstein. Dr. Ged. 20 C., gebunden 40 C.

Fr. v. Schlegel. Lucinde. Rom. 10 C.

F. Schleiermacher. Monologe. Eine Neujahrsgabe. 10 C., gebunden 30 C.

J. Schopenhauer. Die Tante. Rom. 40 C.

Fr. L. Schröder. Der Ring. L. 10 C.

W. Schroeder. Humoresken. 2 Bdchn. @ 10 C. — De plattdüdsche Sprückwörder-Schatz. 10 C. — Studenten und Lützower. Sch. 10 C.

Fr. C. Schubert. Der deutsche Bauernkrieg. Tr. 10 C.

L. Schücking. Die drei Freier. Erz. 10 C.

E. Schulze. Die bezauberte Rose. Romant. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

Fr. Schütz. Systematisch. L. 10 C. — Wilhelm der Eroberer. L. 10 C.

W. Scott. Der Herr der Inseln. Ged. Aus dem Engl. 10 C.

E. Scribe. Das Glas Wasser. L. Aus dem Franz. 10 C.

Scribe u. Legouvé. Die Märchen der Königin von Navarra. L. 10 C. — Adrienne Lecouvreur. Dr. 10 C. — Der Damenkrieg. L. 10 C.

Scribe u. Lemoine. Der Weg durch's Fenster. L. 10 C.

Scribe u. Mazères. Der Ehrgeiz in der Küche. P. 10 C.

K. B. A. Sessa. Unser Verkehr. P. 10 C.

J. G. Seume. Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. 30 C., gebunden 50 C.

W. Shakespeare. Antonius und Cleopatra. Tr. 10 C. — Julius Cäsar. Tr. 10 C. — Coriolan. Tr. 10 C. — Cymbeline. Sch. 10 C. — Was ihr wollt. L. 10 C. — Die beiden Edelen von Verona. Sch. 10 C. — Hamlet. Tr. 10 C. — König Heinrich IV. Sch. 20 C. — König Heinrich V. Tr. 10 C. — König Heinrich VI. Tr. 30 C. — König Heinrich VIII. Sch. 10 C. — Komödie der Irrungen. L. 10 C. — König Johann. Tr. 10 C. — König Lear. Tr. 10 C. — Der Kaufmann von Venedig. Sch. 10 C. — Die Kunst, eine böse Sieben zu zähmen. L. 10 C. — Macbeth. Tr. 10 C. — Maß für Maß. Sch. 10 C. — Othello. Tr. 10 C. — Pericles, Fürst von Tyrus. Sch. 10 C. — König Richard II. Tr. 10 C. — König Richard III. Tr. 10 C. — Romeo und Julie. Tr. 10 C. — Der Sommernachtstraum. Dr. Ged. 10 C. — Der Sturm. Sch. 10 C. — Timon von Athen. Tr. 10 C. — Die lustigen Weiber von Windsor. L. 10 C. — Viel Lärm um Nichts. L. 10 C. — Das Wintermärchen. Sch. 10 C. — Wie es euch gefällt. L. 10 C.

R. B. Sheridan. Die Lästerschule. L. 10 C.

A. Silberstein. Trutz-Nachtigal. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

Siraudin u. Thiboust. Wenn Frauen weinen. L. 10 C. — Vier Uhr Morgens, oder: Ein vergessener Ballgast. L. 10 C. Beide aus dem Franz.

A. v. Steigentesch. Die Zeichen der Ehe. L. 10 C.

L. Sterne. Yorik's empfindsame Reise. Aus dem Engl. 10 C., gebunden 30 C.

C. Tamenhofer. Die Frau Kaffeesieberin, oder Folgen eines Vielliebchen. L. 10 C.

T. Tasso. Befreites Jerusalem. 40 C., gebunden 60 C.

E. Tegnér's Frithjofs-Sage. Aus dem Schwed. v. G. Mohnike. 20 C., gebunden 40 C. — Die Abendmahlskinder. Aus dem Schwed. v. E. Zoller. 10 C., gebun en 30 C.

A. Tennyson. Enoch Arden. Aus dem Engl. 10 C., gebunden 30 C.

Chr. A. Tiedge. Urania. Ged. 10 C., gebunden 30 C.

C. Töpfer. Bube und Dame. L. 10 C.

R. Toepffer. Die Bibliothek meines Onkels. Erz. 20 C.

J. Turgénjeff. Eine Unglückliche. Erz. Aus dem Russ. 10 C.

C. F. van der Velde. Das Liebhaber-Theater. Humoreske. 10 C. — Arwed Gyllenstierna. Erz. 20 C.

Virgil's Aeneis. Uebers. v. J. H. Voß. 20 C., gebunden 40 C.

F. Voltaire. Mahomet. Tr. Deutsch v. Goethe. 10 C. — Tancred. Tr. Deutsch v. Goethe. 10 C. — Henriade. Uebers. v. P. L. Krafft. 10 C. — Zaïre. Tr. 10 C.

J. H. Voß. Luise. Ländliches Ged. 10 C., gebunden 30 C.

R. Waldmüller. Walpra. Alpen-Idylle. 10 C., gebunden 30 C. — Brunhild. Tr. 10 C.

A. Wall. Amathonte. Ein pers. Märchen. 10 C.

J. Weilen. Graf Horn. Dr. 10 C. — Der neue Achilles. Sch. 10 C. — Heinrich v. d. Aue. Sch. 10 C.

C. Weisflog. Das große Loos. Erz. 10 C.

Zach. Werner. Der 24. Februar. Tr. 10 C. — Martin Luther. Dr. 10 C.

E. Wichert. Die Realisten. L. 10 C. — Biegen oder brechen! L. 10 C. — Die Fabrik zu Niederbronn. Sch. 10 C.

C. M. Wieland. Geschichte der Abderiten. 30 C., gebunden 60 C. — Musarion. 10 C. — Oberon. Ged. 20 C., gebunden 40 C.

P. A. Wolff. Der Kammerdiener. P. 10 C. — Preciosa. Sch. 10 C.

J. W. F. Zachariä. Der Renommist. Kom. Heldenged. 10 C.

D. A. Gil de Zarate. Guzman der Treue. Dr. Aus dem Italien. 10 C.

F. W. Ziegler. Parteiwuth. Sch. 10 C.

H. Zschokke. Der todte Gast. Nov. 10 C. — Das Abenteuer der Neujahrsnacht. Nov. 10 C. — Alamontade, der Galeeren-Sklave. Erz. 20 C., gebunden 40 C. — Jonathan Frock. Erz. 10 C.

Im Verlag von **H. Enderis**, No. 130 Lake-Straße, Chicago, erschien:

Handbuch der deutschen Literatur Europa's und Amerika's. 3 Theile. Von Dr. G. A. Zimmermann, Professor. — Der erste Theil enthält Musterstücke beschreibender und erzählender Prosa und epischer Poesie, nebst Briefen, Räthseln, Denksprüchen und Biographien der Autoren. Preis: Elegant in Leinwand mit Lederrücken geb. . $0.90

Dasselbe mit einem englischen Vocabulary 1.00

Der zweite Theil enthält: Musterstücke von Prosa, der Abhandlung des Gesprächs und der Rede und von lyrischer Poesie, nebst Proben deutsch-amerikanischer Literatur. Preis, gebunden wie der erste Theil...........$1.50

Der dritte Theil enthält einen Abriß der Literaturgeschichte, Verslehre, Poetik, Rethorik und Stilistik, nebst einer Geschichte der deutschen Sprache in Amerika und Zugaben verwandten Inhaltes. Preis, eleg. in Leinw. geb....$0.90

Der erste und zweite Theil, sowie auch die drei Theile zusammen werden auf Verlangen in einen Band, beliebig gebunden, zu möglichst billigem Preise geliefert.

Für Einführungs-Preise wende man sich an den Verleger.

Erster Nachtrag.

(November 1875.)

H. C. Andersen. Nur ein Geiger. Rom. Aus dem Dänischen. 40 C.; gebunden 60 C. — Sämmtliche Märchen. 2 Thle. 85 C.; gebunden $1.25.

Emil Augier. Der Pelikan. Sch. Aus dem Franz. 10 C.

H. de Balzac. Mercadet. L. Aus dem Franz. 10 C.

Bayard. Vicomte von Létorières. L. Aus dem Franz. 10 C.

Beaumarchais. Der Barbier v. Sevilla, oder die unnütze Vorsicht. L. Aus d. Franz. 10 C. — Figaro's Hochzeit, oder der tolle Tag. L. 10 C.

Maximilian Bern. Auf schwankem Grunde. Aus dem Tagebuche eines Verbummelten. 10 C.

Björnstjerne Björnson. Die Neuvermählten. L. Aus dem Norweg. 10 C. — Synnöve Solbakken. 10 C.

Carl Blum. Der Ball zu Ellerbrunn. L. 10 C.—Erziehungs-Resultate, oder guter u. schlechter Ton. L. 10 C. Ich bleibe ledig. L. 10 C.

Boz (Charles Dickens). Oliver Twist. Rom. Aus dem Engl. 40 C.

Chr. Fr. Bretzner. Das Räuschchen. L. 10 C.

Byron. Manfred. Dr. Ged. Aus dem Engl. 10 C., gebunden 30 C.—Der Gefangene v. Chillon. Mazeppa. Gebunden 30 C. — Der Giaur. 10 C.; gebunden 30 C. — Lara. Erz. 10 C.

Calderon de la Barca. Der Arzt seiner Ehre. Sch. Aus dem Span. 10 C.

Adf. Calmberg. Theodor Körner. Dr. Ged. 10 C.

Casanova's Gefangenschaft u. Flucht aus den Bleikammern zu Venedig. Erz. Aus dem Franz. 10 C.

C. W. Contessa. Das Räthsel. L. 10 C.

P. Corneille. Polyeuct der Märtyrer. Tr. Aus dem Franz. 10 C.—Horatius. Tr. 10 C.

Pietro Cossa. Nero. Sch. Aus dem Ital. 10 C.

Gregor Danilewski. Eine Familienchronik. Erz. Aus dem Russ. 20 C.

A. Decourcelle u. Jaime Sohn. Man sucht einen Erzieher. L. Aus dem Franz. 10 C.

Dumanoir u. Keranion. Die Eine weint, die Andre lacht. Sch. Aus dem Franz. 10 C.

Ernst Eckstein. Humoresken. 10 C.

Murad Efendi. Selim der Dritte. Tr. Aus dem Franz. 10 C.

Octave Feuillet. Delila. Dr. Aus dem Franz. 10 C.

Emilie de Girardin. Lady Tartüffe. Sch. Aus dem Franz. 10 C.

Carlo Goldoni. Die neugierigen Frauen. L. Aus dem Ital. 10 C.—Der Fächer. L. 10 C.

Paul Gyulai. Der letzte Herr eines alten Edelhofes. Erz. Nach dem Ungar. 10 C.

Bret Harte. Californische Erzählungen. Aus dem Engl. 1.—4. Bdchn. @ 10 C.

F. Hedberg. Die Hochzeit zu Ulfosa. Sch. Aus dem Schwed. 10 C.

Hildebrand (Nicolaus Beets). Die Familie Kegge. Nach dem Holländischen. 10 C.

Karl Immermann. Merlin. Eine Mythe. 10 C.

Jean Paul (Fr. Richter). Der Jubelsenior. Ein Appendix. Gebunden 40 C.

Maurus Jókai. Traurige Tage. Rom. Aus dem Ungar. 30 C.

Joh. Heinr. Jung's (genannt Stilling) Lebensgeschichte. Von ihm selbst erzählt. 50 C.; gebunden 75 C.

Karl Knortz. Gedichte. 10 C.

A. von Kotzebue. Der Vielwisser. L. 10 C. — Blind geladen. L.—Die Rosen des Herrn von Malesherbes. Ländl. Gemälde. 10 C.

C. Lebrün. Nummer 777. P. 10 C. — Humoristische Studien. Schwank. 10 C.

Philipp Lenz. Militärische Humoresken. 1. Bdchn. 10 C.

Hieronymus Lorm. Die Alten u. die Jungen. Dr. Sittenbild. 10 C.

August Mahlmann. Gedichte. 10 C. Gebunden 30 C.

Xavier de Maistre. Die Reise um mein Zimmer. Aus dem Franz. 10 C.

Anton Malczewski. Maria. Ukrainische Erzählung. Aus dem Poln. 10 C.

G. A. v. Maltitz. Der alte Student. Dram. Kleinigkeit. 10 C.

Oswald Marbach. Papst u. König, oder Manfred der Hohenstaufe. Tr. 10 C.

A. Mels. Heine's „Junge Leiden." Charakterbild. 10 C.

Raphael Mengs. Gedanken über die Schönheit u. über den Geschmack in der Malerei. 10 C.

Molière. Die Schule der Frauen. L. Aus dem Franz. 10 C.

Justus Möser. Ausgewählte patriotische Phantasien. 20 C.; gebunden 40 C.

J. K. A. Musäus. Stumme Liebe. M. 10 C.

Alfr. de Musset. Eine Caprice. L. Aus dem Franz. 10 C. — Wovon die jungen Mädchen träumen. Liebesspiel. 10 C.

Das Nibelungenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen. 40 C.; gebunden 60 C.

Charles Nodier. Das letzte Bankett der Girondisten. Aus dem Franz. 10 C. — Jugenderinnerungen. Erz. 10 C.

De la Rochefoucauld. Maximen u. Reflexionen. Aus dem Franz. 10 C.
C. Fr. v. Rumohr. Der letzte Savello. Nov. 10 C.
Joh. Ludw. Runeberg. Die Könige auf Salamis. Tr. Aus dem Schwed. 10 C.
Graf Heinr. Rzewuski. Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica, Mundschenk von Parnau. Aus dem Poln. 40 C.
Friedrich v. Sallet. Contraste u. Paradoxen. Nov. 30 C. — Gesammelte Gedichte. Gebunden 50 C.
Jules Sandeau. Das Fräulein v. Seiglière. Sch. Aus dem Franz. 10 C.
Victorien Sardou. Der letzte Brief. L. Aus dem Franz. 10 C.—Die Familie Bénoiton. Pariser Sittenbild. Sch. 10 C.—Die guten Freunde (Nos intimes). L. 10 C.
Friedrich Schleiermacher. Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. 10 C.; gebunden 30 C.
Wilhelm u. Arnold Schröder. Humoresken. 3. Bdchn. 10 C.
Frdr. Carl Schubert. Der Sieg des Lichtes. Tr. 10 C.
Scribe u. Delavigne. Der Diplomat. L. Aus dem Franz. 10 C.
Scribe u. Legouvé. Feenhände. L. Aus dem Franz. 10 C.
W. Shakespeare. König Eduard der Dritte. Sch. Aus dem Engl. 10 C.
Rich. Brinsley Sheridan. Die Nebenbuhler. L. Aus dem Engl. 10 C.
Sophokles. Aias. Tr. Aus dem Griech. 10 C. — Antigone. Tr. 10 C.— König Oedipus. Tr. 10 C.—Oedipus in Kolonos. Tr. 10 C. —Philoktetes. Tr. 10 C. — Die Trachinierinnen.—10 C.
Erik Joh. Stagnelius. Blenda. Epische Dichtung. Aus dem Schwed. 30 C.
Die Streiche des Pfaffen Ameis. Von dem Stricker. Aus dem Mittelhochdeutschen. 10 C.
Jonathan Swift. Gulliver's Reisen. Aus dem Engl. 40 C.; gebunden 60 C.
Theophrast's Charakter - Bilder. Aus dem Griech. 10 C.
Iwan Turgéniew. Punin und Baburin. Nov. Aus dem Russ. 10 C.
Johann Martin Usteri. De Vikari. Ländliche Idylle in Züricher Mundart. 20 C.; gebunden 40 C.
Virgil's ländliche Gedichte. Deutsch v. Joh. Heinr. Voß. 10 C.; gebunden 30 C.
Ernst Wichert. An der Majorsecke. L. 10 C. — Als Verlobte empfehlen sich — L. 10 C.
Ch. M. Wieland. Der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian. Gesch. 40 C.

Deutsch-Amerikanische Literatur.

Georg Asmus. Amerikanisches Skizzebüchelche, 2te Auflage, broschirt, $0.50, 2te Epistel, 4te Auflage, broschirt. $0.60.

Julius Bruck. Ahasver, alter Sage neue Deutung, broschirt. $1.00; gebunden $1 60.

Robert Clemen. Gedichte.......... $0.20

Deutsch-amerikanisches Conversations-Lexicon. Herausgegeben von Prof. Alex. J. Schem. Vollständig in 110 Lieferungen @ 25 Cents, oder in 11 Bänden, gebunden in Leinwand, @ 3.25; in Halbmorocco @ 4.25. Jeder Band, sowie auch jede Lieferung dieses Werkes, ist einzeln zu haben. Ein Verzeichniß des Hauptinhaltes aller Lieferungen wird auf Wunsch geliefert.

Deutsch-amerikanische Bibliothek. Erste Reihe. 10 Bände, broschirt, @ $0.50, oder elegant in Leinen gebunden, mit Goldschnitt auf der obern Seite, @ $0.75

Friedrich Kapp. Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. 1. Bd. Die Deutschen im Staate New York, bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte Auflage. 444 Seiten in 8vo, broschirt. $1.20; gebunden $1.75.

Georg Kara. Poesien des Urwaldes. $1.25

Chrn. und Theo. Kirchhoff. Adelpha, 2 Bände.......... $3.40

Theodor Kirchhoff. Reiseskizzen, 1. Bd., broschirt. $1.90.

Karl Knortz. Sagen und Märchen der Nordamerikanischen Indianer. $2.10.

Konrad Krez. Aus Wisconsin. Gedichte. Ein Bändchen in Miniatur-Format, elegant gebunden in Leinwand mit Goldschnitt. $1.00.

Marianna Kühnhold. Harmonien. $1.25

Friedrich Lexow. Gedichte. Mit Portrait in Photographie. Ein Bändchen in Miniatur-Format, auf Tonpapier gedruckt, elegant in Leinwand gebunden, mit Goldschnitt. $1.00.

Karl Rühl. Californien. Ueber dessen Bevölkerung und gesellschaftliche Zustände, politische, religiöse und Schulverhältnisse, Handel, Industrie, Minen, Ackerbau, 2c., mit Berücksichtigung der Minen-Regionen der benachbarten Staaten und Territorien. Mit einer Karte von Californien, Nevada 2c., Plan von San Francisco, nebst Karte der Umgebung. 283 Seiten, 8vo, broschirt. 1.00.

Friedrich Schnacke. Montezuma. Historisches Schauspiel.......... $0.50

Gustav Struve's Weltgeschichte. 3 Abtheilungen, oder 6 Bände. In Halbmorocco gebunden, $15 00. Separat zu haben: Abtheilung I. Alte Geschichte. In 27 Heften. $3.00. II. Neue Zeit. In 20 Heften. $2.25. (Die III. Abtheilung: Revolutions-Zeitalter, ist nicht mehr apart zu haben.)

Wilhelm Stro
Willibald Wi
dervogels. Mi
in Holzschnitt.
$1.50.
Willibald Wi
tage in New Y
Seiten, brosch
Gottfried W
nerschläge $
E. A. Zündt.
tungen, 703 S
$2.00.
Gust. L. Dr
(Common La
von Amerika,
Staaten und
Seiten in 8
bunden. $
Dornrosen.
in Amerika.
Format, auf
gebunden, mit

Engli

G. J. Adler.
lischen und de
W. O. Elw
deutsch-englis
$2.30.
F. u. J. G.
buch der engl
2 Theile. $7
Chr. F. G
deutsch-englis
Ausgabe mi
Bände. $7.5
— Amerikani
v. J. C. Oeh
Geb. $12 0
J. K Kaltf
Wörterbuch
Sprache. $
F. Köhler.
und deutsch-e
J C. Oehlsch
englisch-deuts
Ausgaben: a
lischen, b) mi
bei Bestellun
Wörterbuch f
lischlernende
— English a
English Sch
Rothwell.
Deutsch. Lnb
$1.25.
F. W. Thie
sches Wörter
Sprache. U
haupt. Her

t.
en
er.
rt,
at.
em
iß.
len
74.
ine
nes
nat,
lds
.50
.25.
rif-
hen-
.25
iges
isch-
uni-
n 1
ße).
uch-
ler-
.10-
and-
ein.
. 2
buch.
and-
2.85.
isch-
.05.
and
nish
the
both